



Berichte der ANL

29

Schwerpunkte:

Schutz und Pflege der Landschaft /
Zur „Wildnis“- Diskussion /
Extensive Beweidungsvarianten

Aus den ANL-Veranstaltungen

Erhaltung und Gestaltung der Landschaft –
eine interdisziplinäre Herausforderung /
Von Wegen, Dörfern und Landschaften /
Bayerisch – böhmische Agrarkultur

Beiträge zum Naturverhältnis

Zum Erleben von Natur im kommunalen
Diskurs um Dorfentwicklung
und Flächenverbrauch /
Berge und Dschungel
als Typen von Wildnis /
Was sind wilde Tiere?

Beweidungsvarianten: Modellüberlegungen

Wirtschaftlichkeit extensiver Beweidung
nach der Reform
der Gemeinsamen Agrarpolitik

ANL – Nachrichten

Organigramm der ANL / Personal der ANL /
Buchempfehlungen / Publikationen



Zeitschrift für Naturschutz,
Pflege der Kulturlandschaft
und Nachhaltige Entwicklung

ANL Bayerische Akademie
für Naturschutz und
Landschaftspflege



Zum Titelbild

Obstbaugebiet Spalter Berge (Bayern, Mittelfranken). Hier werden ausschließlich hoch- und mittelstämmige Streuobstbestände gepflegt und genutzt. (Foto: ©Johannes Müller)

Über die Erhaltung und Gestaltung unserer Kulturlandschaft als eine interdisziplinäre Herausforderung berichtet Hansjörg KÜSTER auf den Seiten 3-8.

Berichte der ANL

Zeitschrift für Naturschutz,
Pflege der Kulturlandschaft
und Nachhaltige Entwicklung

Heft 29 (2005)

ISSN 0344-6042

ISBN 3-931175-78-2

Herausgeber:

Bayerische Akademie für Naturschutz
und Landschaftspflege (ANL)

Zum Titelbild

Aufsätze/Original-Beiträge · *Original Papers*

Pflege der Kulturlandschaft/Dorf und Landschaft

Die Erhaltung und Gestaltung der Landschaft – eine interdisziplinäre Herausforderung <i>Conservation and development of landscapes – a multidisciplinary challenge</i>	Hansjörg KÜSTER	3-8
Lebens-Wege. Von Wegen, Dörfern und Landschaften – einst und heute <i>Path of life. On paths, villages and landscapes – past and present</i>	Heide INHETVEEN	9-20

Beiträge zum Naturverständnis und Naturverhältnis

Orte des Lebens – Zum Erleben von Natur, Gemeinschaft und Selbst im kommunalen Diskurs um Dorfentwicklung und Flächenverbrauch <i>Places of life. On the Experience of nature, community and oneself in the discourse of communal development and urban sprawl</i>	Christian STREIT	21-41
Berge und Dschungel als Typen von Wildnis <i>Mountains and Jungle as types of wilderness</i>	Deborah HOHEISEL, Ludwig TREPL und Vera VICENZOTTI	42-50
Was sind wilde Tiere? <i>What makes a wild animal?</i>	Birgit ELITZER, Anne RUFF, Ludwig TREPL und Vera VICENZOTTI	51-60

Landschaftspflegeprojekt Beweidung/Modellüberlegungen

Wirtschaftlichkeit der Offenhaltung von Schutzgebieten durch extensive Tierhaltungsverfahren nach der Reform der Gemeinsamen Agrarpolitik <i>Profitability of low-intensity grazing in protected areas after the Mid-Term-Review of the Common Agricultural Policy in 2003</i>	Alexander THOMKA und Hans KÖGL	61-74
---	--------------------------------	-------

Kurz-Beitrag · *Short Article*

Wege zu einer grenzüberschreitenden bayerisch-böhmischen Agrarkultur <i>Ways for a Transboundary Agro-Culture between Bavaria and Bohemia from the Break-Down of the Iron Curtain to the EU Eastern Enlargement</i>	Michael MALY	75-80
--	--------------	-------

Rubriken/ANL-Nachrichten · *Back Matter*

ANL-Präsidium/Organigramm/Personalstand der ANL	81-82
Empfehlenswerte Bücher/Buchbesprechungen	82-83
Publikationen – Neuerscheinungen – Publikationsliste	85-88
Hinweise für Autoren – Manuskripthinweise – Impressum	89

Hansjörg KÜSTER

Die Erhaltung und Gestaltung der Landschaft – eine interdisziplinäre Herausforderung¹⁾

Conservation and development of landscapes – a multidisciplinary challenge



Bild 1: Haßberge. Reich strukturierte Landschaft mit Streuobst, Obstbaumreihen, Feldgehölzen, Stufenrainen und Hecken. (Foto: © Johannes Müller)

Zusammenfassung:

Der Schutz der Landschaft ist ein zentrales Ziel. Dabei sind sowohl Gegebenheiten der Natur wie der Kultur zu beachten. Über den Schutz der Landschaft lässt sich an „Runden Tischen“ beraten. An den „Runden Tischen“ sind auch die Strategien zu entwickeln, wie Arbeitskräfte und Geld bereitgestellt werden können, um einen umfassenden Schutz der Landschaft zu erreichen. Während Natur nicht nachhaltig ist, sondern sich ständig wandelt, kann Landschaft nachhaltig erhalten bleiben, wenn dies als ein kulturelles Ziel formuliert ist.

Summary:

Landscape protection is a central (aim) focus of nature conservation which is based on both natural and cultural conditions. It is possible to debate on landscape protection at „Round Tables“. In these talks, strategies must be determined how landscape protection can be realised by finding manpower and financing. While nature is basically not sustainable due to its permanent change, landscape can be protected in a sustainable way if this is formulated as a cultural aim.

¹⁾ Vortrag am 27. Oktober 2005 auf den 28. Bayerischen Naturschutztagen (26.-28. Oktober 2005) in Feuchtwangen

Das Anliegen Naturschutz als Prinzip der Nachhaltigkeit

Es besteht die wichtige Forderung, Nachhaltigkeit anzustreben. Dieser Begriff stammt aus der Forstwirtschaft. Er besagt, dass keinem Wald mehr Holz entnommen werden darf, als zur gleichen Zeit nachwächst. Nur dadurch kann erreicht werden, dass ein Wald den folgenden Generationen von Menschen als Wert weitergegeben werden kann. Dieses Ziel lässt sich auf andere Bereiche übertragen: Ein Landwirt verfolgt das Ziel, seine Ländereien so zu bewirtschaften, dass sie auch für seine Nachkommen ihren Wert behalten. Und uns allen muss es darauf ankommen, unsere Umwelt in einem guten Zustand an die nächste Generation weiterzugeben. Wir können diese Forderung auf die Ressourcen beziehen, auf die Biodiversität und auf die Landschaft. Eine Bewahrung ohne Veränderung ist nicht möglich. Doch es sollte uns darauf ankommen, ein Rückgrat der Landschaften wahrzunehmen und uns dafür einzusetzen, dieses zu bewahren. Dabei stellt sich die Frage: Was ist das Rückgrat einer Landschaft? Was ist unverzichtbar, damit man dieses Rückgrat erkennen kann? Die Festlegung dessen, was unverzichtbar ist, ist eine Aufgabe für uns alle. Diese Aufgabe ist nur dann zu erfüllen, wenn wir sie als interdisziplinäre Herausforderung anerkennen.

Es ist schon lange bekannt, dass die zügellose Ausbeutung der Ressourcen der Nachhaltigkeit entgegensteht. Aus diesem Grund wurde das Prinzip der Nachhaltigkeit in den Forsten eingeführt. Und aus diesem Grund entstand das Anliegen Naturschutz als Gegenreaktion zur Industrialisierung. Nicht immer wird dagegen anerkannt, dass auch die Natur nicht nachhaltig ist. Doch wir haben mit ihr wichtige Alltagserfahrungen: Zur Natur gehören Wachsen und Sterben. Ein wichtiger natürlicher Prozess ist die Sukzession von Pflanzengemeinschaften, die einen See verlanden lässt und zur Ausbreitung von Wald in einem Magerrasen führt, wenn dieser nicht mehr bewirtschaftet wird. Zur Natur gehören auch die Evolution und die Entwicklung des Stammbaums der Lebewesen, in dem die Konstitutionen der Pflanzen- und Tierarten nicht die gleichen bleiben.

Landschaftsschutz ist viel mehr als Naturschutz

Wir können uns dazu entschließen, diese Prozesse in Reservaten zu schützen. Sie lassen sich nicht an jedem Ort akzeptieren, denn sie stehen dem Überleben der Menschheit entgegen: In einem von Wäldern überzogenen Mitteleuropa können nur ganz wenige Menschen überleben. Das Zulassen der Dynamik steht aber auch dem wichtigen Ziel, Biodiversität zu bewahren, im Wege: Durch natürliche Sukzession verschwinden zahlreiche Arten von Tieren und Pflanzen: zum Beispiel dann, wenn man eine Heide nicht mehr pflegt und sich an ihrer Stelle ein Wald ausbreitet (vgl. KÜSTER 2005a).

Wir können uns auch dazu entschließen, die Bewahrung eines Zustandes anzustreben. Dies aber ist kein Naturschutz im eigentlichen Sinne, denn wenn wir den Zustand anstreben, müssen wir sowohl gegen das Ausgreifen von Industriegebieten als auch gegen die Dynamik der Natur vorgehen. Wir schützen dann eine Landschaft und pflegen sie. Wir betreiben dann eine Form von Landschaftsschutz, die viel mehr ist als Natur-

schutz. Wir machen dann klar, dass sich darüber beraten lässt, welche Landschaft man schützen will und wie man dies zu tun beabsichtigt. Denn eine Landschaft ist etwas, was in unseren Köpfen entsteht, und zwar dann, wenn wir unsere Umwelt betrachten und sie interpretieren. Wenn eine Landschaft als ein Eindruck in unserem Kopf besteht, kann sie sich dort nicht mehr verändern. Sie tut es aber in der Realität. Doch wir können uns dafür einsetzen, dass unser Idealbild von Landschaft, das in unseren Köpfen besteht, auch in der Realität, in unserer Umwelt wenigstens in seinen wichtigsten Zügen erhalten bleibt. Auf diese Weise setzen wir uns dafür ein, dass das Rückgrat der Landschaft erkennbar bleibt.

Landschaft ist eine individuelle oder subjektive Vorstellung, die jeder Mensch haben kann. Jede Landschaft wird aber von vielen Menschen betrachtet. Es ist wichtig, sich gegenseitig zu sagen, welche Charakteristika einer Landschaft man für besonders wichtig oder für besonders schützenswert hält. Darüber kann man einen „intersubjektiven Kompromiss“ herbeiführen, bei dem jeder, der sich an der Diskussion darüber beteiligt, seine wesentlichen Ziele gewahrt sieht, nämlich vor allem das, dass die Identität oder das Rückgrat seiner Landschaft erhalten bleibt.

Während sich auf diese Weise eine sehr fruchtbare Diskussion über die anzustrebende Landschaft führen lässt – Beispiele aus den Niederlanden belegen dies (KÜSTER 2005b) –, lässt sich über Natur nicht beraten. Ihre Prozesse laufen vor unseren Augen ab, ob wir davon Kenntnis nehmen oder nicht. Und wenn uns glauben gemacht wird, es gäbe einen Zustand von Natur, der zu schützen sei, so muss man unbedingt misstrauisch werden. Denn es gibt diesen Zustand von Natur nicht, der auf Dauer erhalten bleibt oder bleiben soll. Wenn es ihn gäbe, könnte man über ihn nicht beraten, denn dann würde er ja absolut bestehen.

Wenn wir uns dazu entschließen, als zentrales Ziel die Pflege und den Schutz der Landschaft anzustreben, setzen wir ganz wesentliche Teile der Agenda 21 um. Wir treten dann nicht nur für Nachhaltigkeit ein, sondern machen auch klar, dass es in unsere Hände gelegt ist, welcher Zustand der Landschaft erhalten bleiben kann und wie dies geschehen soll. Es ist dann notwendig, dass alle Menschen, denen die Bewahrung der Landschaft am Herzen liegt, darüber miteinander reden. Und damit sie dies können, ist eine interdisziplinäre Ausbildung der breiten Bevölkerung notwendig. Vor allem müssen Zusammenhänge zwischen natürlichen und kulturellen Entwicklungen erkannt werden. Dabei geht es nicht um die Vermittlung von „abgehobenem Gedankengut“, sondern um ganz praktische Ansätze.

Zunächst einmal ist klar zu machen, dass es vorrangig wichtig ist, einen Zustand der Landschaft zu bewahren oder anzustreben. Die meisten Landschaften, die uns umgeben, sind jahrtausendlang bäuerlich genutzt worden. Unter dem Einfluss dieser Nutzung haben sich zahlreiche Lebensgemeinschaften herausgebildet, die schützenswert sind und die unsere Landschaft prägen; diese Landschaft liegt uns am Herzen. Dabei muss ganz klar sein: Magerrasen, Heideflächen, Streuwiesen, Nieder- und Mittelwälder sind keine „Natur“, sondern unter dem Einfluss des Menschen entstandene Land-



Bild 2: Frankenhöhe. Magerrasen, der gerade von Schafen in traditioneller Form beweidet wird. Im Hintergrund Niederung mit Teichen und Ufergehölzsaum. (Foto © Johannes Müller)

schaften oder deren Teile. Die Biotope, die sich in diesen Landschaften herausgebildet haben, sind nur dann zu erhalten, wenn man regelmäßig eingreift und pflegt. Nur wenn man dies tut, kann man sich dafür einsetzen, die jeweils besondere Biodiversität dieser Biotope und Landschaften zu erhalten.

Diese Pflege wird seit Jahrzehnten geleistet, und viele Landschaftspfleger und Naturschützer sind damit befasst. Wenn man Landschaft pflegt, muss man dies aber mit den richtigen Argumenten tun: Wenn man dagegen behauptet, man schütze durch Pflege die Natur, weckt man das richtige Verständnis bei weiten Teilen der Bevölkerung nicht. Denn es kommt dann der Slogan auf, man müsse die Natur vor den Naturschützern schützen, damit sie endlich sich selbst überlassen bleibe. Und außerdem macht man dann nicht klar, dass sich darüber beraten lässt, welche Strategie man für die Zukunft der Landschaften wählt. Ich bin mir sicher, dass die Unterstützung für die Pflegearbeit in unserer Umwelt größer ist, wenn wir sagen, dass es uns um den Schutz der Landschaften geht und nicht um den Schutz der Natur.

Denn Landschaft ist Heimat – und nicht die Natur. Zur Heimat gehören nicht nur Erscheinungen der Natur, sondern auch der Kultur, etwa die Schlösser, die Kirchen, die Zäune, die Eisenbahndämme. Heimat ist etwas Ganzheitliches – und etwas, was wir brauchen, obwohl wir in den letzten Jahrzehnten oft meinten, wir kämen ohne diesen Begriff aus. Aber es gibt keinen anderen Begriff, in dem die Emotion für unsere Umwelt enthalten ist; eine Emotion für eine Region oder für eine Umwelt können wir nicht entwickeln. Die Emotion eines Heimatgefühls brauchen wir unter dem Einfluss der Globalisierung besonders, beobachten aber etwas Überraschendes: Wir entwickeln heimatliche Gefühle für viele Orte, an denen wir uns im Lauf unseres Lebens aufhalten, sogar für die Orte, an denen wir Urlaub machen. Denn merkwürdigerweise verbringen viele Menschen ihren Urlaub immer wieder am selben Ort. Wir haben heute also mehrere „Heimaten“, nicht nur eine Heimat, und alle diese Heimaten mit ihren Landschaften wollen wir schützen und pflegen, damit sie auch dann noch Orientierung bieten, wenn wir nach langer Zeit an einen Ort zurückkehren, an den wir früher einmal heimatliche Bindungen gewonnen haben.

Wie ist die Landschaftspflege am besten durchzuführen?

Die Pflege der Landschaft kostet in jedem Fall Anstrengung und Geld. Daher ist es unbedingt notwendig, dass so viele Menschen wie möglich sich hinter dieses Anliegen stellen. Sie müssen darüber in der richtigen Weise aufgeklärt werden. Es sind auch die besten Mittel zu finden, wie der nachhaltige Schutz der Landschaften anzustreben ist. Meistens kann eine Fortsetzung der traditionellen Nutzung am ehesten dafür garantieren, dass das Bild einer Landschaft erhalten bleibt. Jegliche Änderung der Nutzung führt dagegen zum Wandel der Landschaft oder zum Wandel der Biodiversität. Wird beispielsweise eine ehemals beweidete Fläche nun durch Mahd gepflegt, findet keine Selektion der abgeweideten Pflanzen mehr statt; bestimmte Orchideen, Enzian und Silberdisteln, die vom weidenden Vieh nicht oder nur ungern abgeweidet wurden, werden nun genauso abgemäht wie alle anderen Pflanzen auch. Das führt dazu, dass die typischen Pflanzen von Weideflächen allmählich verschwinden. Zu dieser Veränderung der Biodiversität kommt es auch, wenn man beispielsweise Heckrinder auf ehemaligen Schafweiden grasen lässt. Denn jede Tierart betreibt die Weideselektion in anderer Art und Weise.

Selbstverständlich darf man die Pflege in verschiedener Weise durchführen. Man darf Magerrasen genauso mähen wie durch Heckrinder oder Galloways beweidet lassen. Aber man muss wissen, dass dadurch eine Änderung der Landschaft und ihrer Biodiversität eintreten kann. Und das muss man nicht nur selbst wissen, sondern dies ist etwas, was die breite Bevölkerung wissen sollte, die die Landschaft beispielsweise zur Erholung nutzt.

Mit der Bevölkerung sollte darüber beraten werden, welchen Weg man zum Erreichen des Schutzzieles für die Landschaft gehen will. Dabei kann es möglich sein, den ehrenamtlichen Einsatz für die Landschaft zu fördern. Tut man dies, muss man die Bevölkerung anleiten. In vielen Fällen kann eine Freizeitlandwirtschaft entscheidend zum Schutz der Landschaft beitragen, also eine Weiterführung von landwirtschaftlichen Betrieben in einer Form, bei der wirtschaftliche Erwägungen nicht oder kaum eine Rolle spielen, sondern es den Hobbylandwirten allein darum geht, die Landschaft zu bewahren. Auch diese Hobbylandwirte müssen aber ausgebildet sein. Sie brauchen beispielsweise Kenntnisse darüber, wie man eine Hecke pflegt oder einen Magerrasen, wie man mit Schafen oder Ziegen umgeht und wie man einen Obstbaum pflöpft.

Viele traditionelle agrarische Techniken sind so kompliziert, dass man sie nur bei Fachleuten bestellen kann. Die Gesellschaft sollte erkennen, dass dies ein wichtiges Anliegen ist und dass es Geld kostet. Ist man sich darüber im Klaren, kann es gelingen, die Subventionen, die in die Landwirtschaft fließen, nach Möglichkeit so zu lenken, dass Landwirte und Landespfleger dafür bezahlt werden, dass sie die Landschaft pflegen. Es ist derzeit ausgeschlossen, sich eine Landwirtschaft vorzustellen, die ohne Subventionen auskommt. Die Agrarpreise auf den Weltmärkten sind derart niedrig, dass die meisten Landwirte hierzulande, in einem Land mit hohem Preisniveau, nicht überleben können. Die Agrarpreise wer-

den sich in absehbarer Zeit nicht ändern können, weil sie immer noch zu hoch sind für die Ärmsten der Armen auf der Welt. Wenn wir also wollen, dass Landwirtschaft hierzulande erhalten bleibt, müssen wir dafür finanziell einstehen. Und dies können wir auch tun, wenn uns klar ist, dass die Landwirte generell zwei Funktionen für die Gesellschaft erfüllen: Sie produzieren einerseits unsere Nahrung, und andererseits pflegen sie die Landschaft, die wir als unsere Heimat bezeichnen. Daher sollten wir sie für beide Tätigkeiten entlohnen und zugleich Arbeit für weitere Menschen in den ländlichen Räumen schaffen, die sich um weitere Flächen kümmern, aus denen sich die Landwirtschaft bereits völlig oder teilweise zurückgezogen hat. Da liegt ein wichtiges Betätigungsfeld der praktischen Landschaftspflege!

Ein wachsender Teil des Geldes, das für die Pflege der Landschaft gebraucht wird, kann in Zukunft nicht mehr aus den finanziellen Töpfen der öffentlichen Hand beschafft werden. Mit diesem Problem kämpfen wir alle. Es wird mehr und mehr darauf ankommen, andere Finanzierungswege für diese wichtige Arbeit zu finden. Vor allem wird es darum gehen, private Gelder zu requirieren. Damit dies aber gelingt, ist es notwendig, viel besser über die Arbeit aufzuklären, die für die Landschaft zu leisten ist. Davon will auch der Staat immer genauer informiert werden. So kommen wir immer wieder zu der gleichen Schlussfolgerung: Eine bessere interdisziplinäre Ausbildung ist die Voraussetzung für die Arbeit, die in der Landschaft und für die Landschaft geleistet werden muss.

In allem muss es darum gehen, Allianzen zu schmieden. Damit meine ich nicht nur Allianzen zwischen Geldgebern und den Pflegern der Landschaft, sondern auch Allianzen unter den Landnutzern, unter denjenigen, die darin unsere Nahrung produzieren, und unter denjenigen, denen das Bild der Landschaft und seine Bewahrung am Herzen liegen. Mir fällt dabei die Geschichte eines Bauern ein, der jahrelang mit viel Energie einen Bestand von Orchideen geschützt hat. Jedes Jahr pflegte er das Land so, dass immer noch mehr Orchideen zum Vorschein kamen. Der zuständige Naturschutzbeauftragte wusste davon und lobte den Landwirt für seine Pflege der Landschaft. So freuten sich beide an dem wachsenden Orchideenbestand. Der Naturschutzbeauftragte, der mir diese Geschichte erzählte, sagte mir noch etwas sehr Wesentliches dazu. Wenn er zu dem Landwirt gesagt hätte: „Die Orchideen in Ihrem Land müssen nun geschützt werden, wir machen ein Naturschutzgebiet daraus!“, wäre der Landwirt im nächsten Moment auf sein Land gefahren und hätte alle Orchideen abgemäht.

Diese Geschichte zeigt: Jegliche Gegnerschaft zwischen Naturschutz und Landwirtschaft ist fatal. Die Gegnerschaft ist dann aufzulösen, wenn beide davon überzeugt sind, dass sie ein gemeinsames Ziel haben: den Schutz der Landschaft als Heimat. Dabei muss davon ausgegangen werden, dass gerade Landwirte ihr Land lieben – denn Landwirte sind sehr heimatbewusst. Damit hier gemeinsame Sache gemacht wird, muss ebenfalls die Bildung verbessert werden. Dem Landwirt muss klar sein, dass es Menschen gibt, die für seine Wirtschaftsfläche Heimatgefühle entwickeln und denen der Schutz dieser Wirtschaftsfläche als Landschaft am Herzen

liegt. Wenn er weiß, dass er ideelle und finanzielle Anerkennung dafür bekommt, wenn er die Landschaft pflegt, wird er dies auch anerkennen.

Aspekte von Bildung und Ausbildung

Vor allem ist es aber notwendig, dass der breiten Bevölkerung Kenntnisse über die Landwirtschaft und andere Formen von Landnutzung vermittelt werden. Diese Bildungsaufgabe bestand vor einigen Jahrzehnten noch nicht. Damals kamen die meisten Menschen aus der Landwirtschaft, oder sie hatten mit Menschen unmittelbar zu tun, die Landschaft nutzten. Heute haben nur noch sehr wenige Menschen einen direkten Bezug zu einem Bauernhof und Bindungen zu Landwirten. Sie müssen lernen, wie Grundzüge der Landwirtschaft heute ablaufen und wie sie noch vor einigen Jahrzehnten praktiziert wurden. Wenn sie dieses nicht lernen, können sie gar nicht wissen, was zum Schutz eines Magerrasens oder einer Hecke notwendig ist; sie können dann auch nicht wissen, welcher Aufwand zu treiben ist, wenn man diese Elemente der Landschaft pflegt. Und sie haben keinerlei Verständnis für die wirtschaftlichen Absichten und die Probleme der Landwirtschaft. Ausbildung über Landwirtschaft setzt einerseits voraus, dass die breite Bevölkerung etwas darüber lernen will. Und diese Forderung setzt auch voraus, dass die Landwirte bereit sind, über Dinge etwas zu erzählen, die ihnen selbstverständlich sind, die die meisten ihrer Mitmenschen aber gar nicht wissen können.

Wenn wir den Schutz der Landschaft als Ziel der Umsetzung von Nachhaltigkeit im Sinne der Umweltkonferenz von Rio de Janeiro auf unsere Agenda setzen, geht es aber auch noch um andere Aspekte von Bildung und Ausbildung.

Im naturwissenschaftlichen Unterricht, vor allem im Biologieunterricht, reicht es nicht aus, wenn Schüler nur mit den Erscheinungen des Lebens und mit biologischen Kreisläufen vertraut gemacht werden. Es muss auch darum gehen, den Wandel und die Dynamik von Natur darzustellen. Gleiches gilt für den Geographieunterricht.

Im Geschichtsunterricht darf nicht der Eindruck entstehen, als sei nach allen Zeiten des Wandels nun ein Zustand der Gegenwart erreicht worden. Die Gegenwart ist nicht das Ziel der Vergangenheit, sondern nur ein Augenblick auf dem Weg in die Zukunft. Alles wird sich auch weiter wandeln. Und diese Erkenntnis sollte auf den Biologieunterricht zurückwirken, denn es darf dort nicht der Eindruck entstehen, als habe die Evolution die Entstehung der heutigen Formen von Tieren und Pflanzen zum Ziel gehabt. Die heutigen Tier- und Pflanzenarten bleiben unter keinen Umständen bestehen, sondern werden sich weiter wandeln, so, wie sie sich in der Vergangenheit stets gewandelt haben.

Insgesamt sollte auf das Verhältnis zwischen dem Wandel und den Vorstellungen der Menschen, die sie sich davon machen, sehr viel intensiver eingegangen werden. Wir lesen heute immer öfter, dass Wandel bedrohlich ist, unter anderem der Global Change. Dabei muss aber klar sein: Nicht der Wandel an sich ist bedrohlich, denn ihn hat es immer gegeben, und ihn wird es immer geben. Bedrohlich aber könnte der enorme Anstieg der Temperatur werden, der durch uns alle ausgelöst

sein könnte, weil wir Prinzipien der Nachhaltigkeit nicht berücksichtigt haben.

Vor allem in den Sachkunde- und Geographieunterricht sollte die Kenntnisvermittlung von Grundzügen der Landwirtschaft und der Landnutzung einfließen. Dabei ist an traditionelle und aktuelle Techniken der Landbearbeitung zu denken. Aber dies ist in den genannten Fächern nicht allein zu leisten; es ist der interdisziplinäre Aspekt in den Vordergrund zu stellen. Das Handeln der Menschen war doch immer ganz weitgehend dadurch geprägt, dass sie ihre Umwelt so nutzen wollten, dass möglichst viele Menschen aus ihrer Familie oder ihrer Gruppe überlebten und nicht verhungerten oder Krankheiten zum Opfer fielen. Also begannen sie, Landwirtschaft zu betreiben. Also bewässerten sie das Land entlang der großen Flüsse im Orient, und damit sie dies tun konnten, brauchten sie eine Verwaltung, und damit die Verordnungen zur Landbewässerung über weite Strecken zuverlässig transportiert werden konnten, brauchten sie Tontäfelchen, in die sie Symbole ritzen. So entstanden die ersten Staaten, und so entwickelte sich die Schrift. Und so setzte überhaupt eine schriftliche Überlieferung ein, die Grundlage für eine „echte Geschichte“ wurde. Wölbäcker, Dreifelderwirtschaft und Gewinnfluren, Dörfer und Wüstungen – all dieses entstand, um das Land optimal zu nutzen und möglichst hohe Erträge zu erzielen. Das lernt man aber nicht in einem Geschichtsunterricht, in dem vor allem oder sogar allein darauf eingegangen wird, welcher Herrscher wann die Prinzipien der Lehenspyramide durchsetzte oder sich mit den Bauern Konflikte lieferte. All dieses geschah aber auch unter dem Diktat der optimalen Landnutzung – diese Erkenntnis müsste dieser Unterricht auch liefern.

Damit sollen lediglich Beispiele dafür gegeben werden, wie der Unterricht an den Schulen miteinander vernetzt werden sollte, um darüber klar zu machen, wie unsere heutige Landschaft zustande kam und wie sie sich weiter entwickeln könnte. Selbstverständlich kommt es auch darauf an, Bildung und Ausbildung lebenslang zu betreiben. Wir müssen uns alle darauf einstellen, indem wir immer weiter lernen und immer weiter andere Menschen unterweisen, gerade, wenn man sich gegenseitig klar machen muss, wie der intersubjektive Kompromiss über die Landschaft durchgesetzt werden soll.

Partizipation: „Runde Tische“

Interdisziplinäre Ausbildung ist auch grundlegend dafür, damit der reichlich abstrakte, aber so ungemein notwendige Begriff der Nachhaltigkeit mit Leben erfüllt wird. Dabei muss klar gemacht werden, dass dies ein Begriff ist, der ursprünglich aus der Wirtschaft stammt, der nun aber auf etwas Emotionales übertragen wird, auf das Nachdenken über Heimat, über die Landschaft, für deren Bewahrung wir uns einsetzen. Wenn wir dies tun, wird es nicht nur oder vielleicht überhaupt nicht darauf ankommen, gesetzliche Regelungen für die Zukunft der Landschaft zu finden. Viel eher wird es in jedem „Fall“ von Landschaft darum gehen, immer wieder neu in der Bevölkerung den intersubjektiven Kompromiss herbeizuführen. Dazu sollte man Gremien wählen, die am Runden Tisch zusammensitzen und darüber beraten, was geschützt werden soll und wie der Schutz von Landschaft am



Bild 3: Weg- und Stufenraine bei Tschirn, Frankenwald. Aufgrund der Höhenlage (700 m) fehlen hier Hecken. Anhand der sternförmig vom Dorf wegführenden Raine erkennt man gut die Form der Radialhufenflur. (Foto © Johannes Müller)

besten erreicht werden kann. In den Niederlanden gibt es solche Runden Tische, aber ich denke, auch in Deutschland setzt sich diese Form der Partizipation mehr und mehr durch. Diese Runden Tische treten übrigens nicht nur ein einziges Mal zusammen, sondern sie müssen auf Dauer bestehen. Denn in jeder Epoche denkt man anders darüber, was wichtig für die Identität von Landschaft ist und wie der intersubjektive Kompromiss zum Schutz der Landschaft erreicht werden kann. Dies sollte uns aus der Vergangenheit klar sein: Bis ins 18. Jahrhundert fand man die Welt der Alpen schrecklich, danach liebte man sie. Und bis ins 19. oder sogar 20. Jahrhundert hinein hatte man negative Empfindungen für die Lüneburger Heide und andere Heidelandschaften, danach wurden sie zum Inbegriff von Naturschutz (EICHBERG 1983), der aber eigentlich kein Naturschutz ist, sondern Pflege der Landschaft.

Es wäre wünschenswert, wenn die Arbeit der Runden Tische sich nicht nur auf die Landschaft im Sinne der genutzten Landschaft erstrecken würde, sondern Fragen der Denkmalpflege einbezogen werden könnten. Denn für die Denkmäler gilt Ähnliches wie für Landschaften: Es gibt mehrere Möglichkeiten, sie zu pflegen, und wenn man sie nicht pflegt, verfallen sie, weil die Dynamik der Natur auf sie einwirkt. Also ist auch immer wieder die richtige Strategie der Pflege zu finden, und es sollte klar sein, dass es sich lohnt, darüber zu diskutieren.

Bei allen diesen Entscheidungen ist Sachverstand wichtig, man braucht die Experten der Landschaftspflege und der Denkmalpflege, der Ökologie und der Landesplanung. Die Experten sollten keine Angst davor haben, dass sie an den

Runden Tischen überstimmt werden könnten. Denn ihr Wort muss besonderes Gewicht haben. Aber sie müssen sich vor allem darum bemühen, die Allianzen mit den anderen Teilnehmern am Runden Tisch zu finden. Dafür brauchen sie pädagogische Fähigkeiten; sie sollten nämlich den Laien erklären, worauf es beim Schutz jedes einzelnen Objektes und der Landschaft insgesamt ankommt, zu der Erscheinungen der Natur und der Kultur gehören, die Hecke also genauso wie das Bauernhaus, die Orchidee und die Burg.

Von den Runden Tischen, an denen von gut ausgebildeten Laien und Fachleuten interdisziplinär über die Zukunft der Landschaft beraten wird, sollte auch – ganz im Sinne der Agenda 21 – eine wichtige Botschaft ausgehen: Jeder kann sich aufgerufen fühlen, über die Zukunft der Landschaft mit zu beraten. Jeder kann sich für die Bildung einsetzen, die man zum Schutz der Landschaft braucht. Und es kann von den Runden Tischen auch die wichtige Botschaft ausgehen, dass jeder Mensch gebraucht wird, um seinen praktischen Beitrag zum Schutz der Landschaft zu leisten.

All dies ist Voraussetzung dafür, nicht nur die Landschaften, die Biotop und die Biodiversität in der bestmöglichen Weise zu pflegen. Von all diesem hängt auch die Zukunft vieler ländlicher Räume ab – und die Zukunft von unseren Heimat.

Literatur:

EICHBERG, Henning (1983): Stimmung über der Heide. Vom romantischen Blick zur Kolonisierung des Raumes. In: Götz GROßKLAUS und Ernst OLDEMEYER (Hrsg.), Natur als Gegenwelt. Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur. Karlsruhe, 197-233.

KÜSTER, Hansjörg (2005 a): Das ist Ökologie. Die biologischen Grundlagen unserer Existenz. München.

—— (2005 b): Nachdenken über Identität von Landschaft: eine Initiative aus den Niederlanden. Neues Archiv für Niedersachsen 1/2005, 53-60.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Hansjörg Küster
Universität Hannover, Institut für Geobotanik
Nienburger Straße 17
30167 Hannover.

Heide INHETVEEN

Lebens-Wege. Von Wegen, Dörfern und Landschaften – einst und heute¹⁾

Path of life. On paths, villages and landscapes – past and present

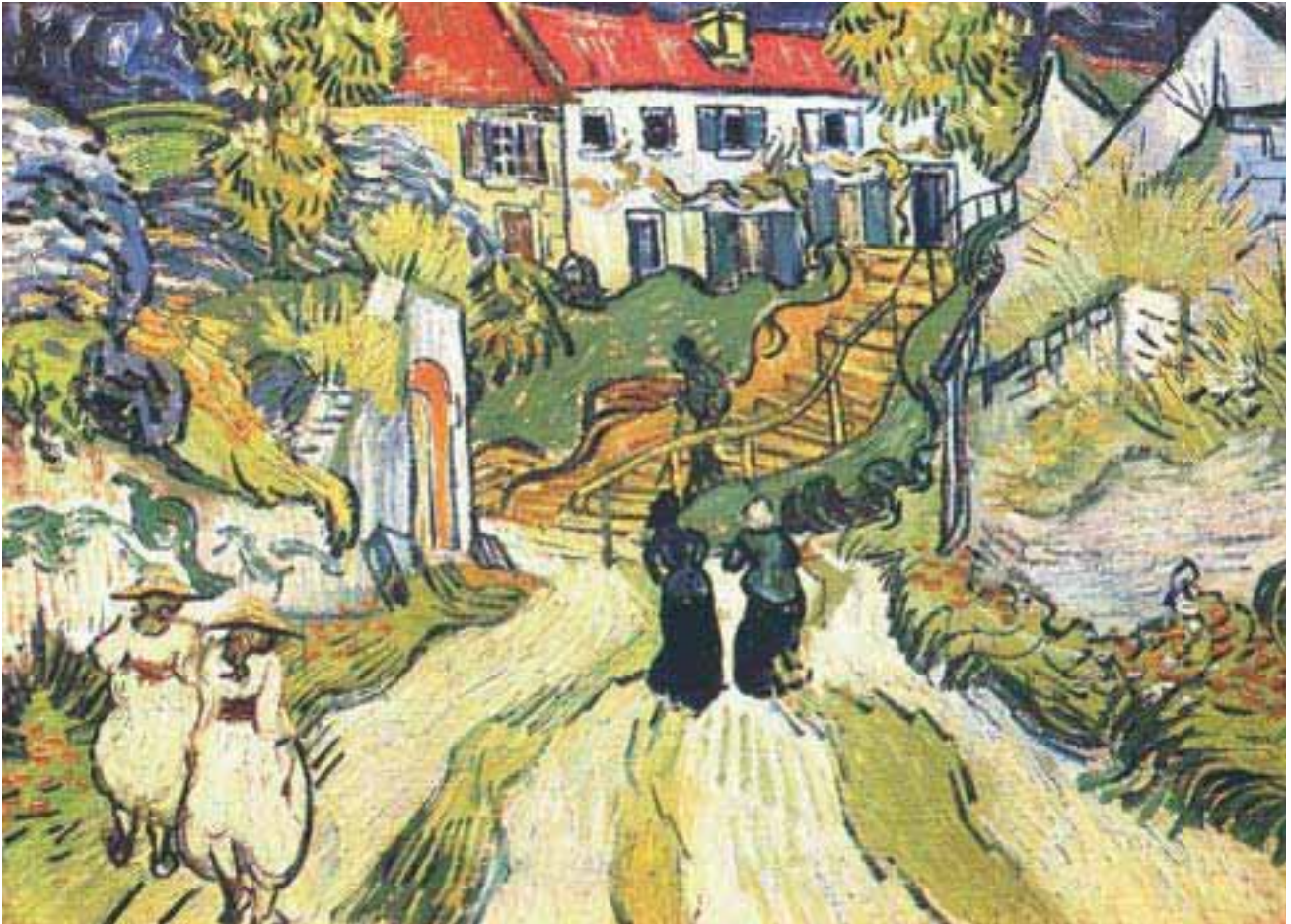


Abbildung 1: „Dorfstraße und Treppe in Auvers mit Personen“, Vincent van Gogh, 1890. Das Bild lässt spüren, was uns verloren gegangen ist, aber da und dort durch geschickte Planung und bewusste (Lebens-)Gestaltung reaktiviert werden könnte. (N.M.)

Zusammenfassung:

Der Mensch ist als ein homo viator („travelling woman“) bezeichnet worden, eine Zuschreibung, die von den postmodernen „passagieren“ Lebensformen neu auf den Begriff gebracht wird. Leben und Weg sind auf verschiedenen Ebenen eng verbunden. Unsere Lebenswege können in Raumbildern ebenso wie in Weggeschichten gefasst werden, Geschichten, die durch Routinehandeln oder ungewöhnliche Ereignisse tiefe Spuren in unserem individuellen oder kollektiven Gedächtnis hinterlassen. Wege orientieren, vorausgesetzt, dass wir bereit sind, uns für sie zu entscheiden und sie zu gehen. Wege vermitteln Sinngebungen – das lehrt nicht nur die Etymologie. Wegerfahrungen grundieren Stimmungen für den Moment und fürs Leben, sie bilden das Fundament für unsere Weltsicht. Wir wandeln auf Wegen, und Wege wandeln uns.

Nach allgemeinen Überlegungen zur Bedeutung von Wegen und Landschaften für das menschliche Leben geht der Beitrag auf den Wandel der Wege in den letzten 50 Jahren ein und nimmt dabei konkret den Wege-Wandel in der dörflichen Lebenswelt in den Blick. Es geht darum, die Verluste an Wegen, besonderen Orten und Lebendigkeit durch die „totale Mobilmachung“ (Paul Virilio) nachzuvollziehen, um daraus ein Plädoyer für die Revitalisierung von Wegen und eine neue Gehkultur nicht nur zwischen Dörfern und Regionen, sondern auch in den Dörfern selbst zu begründen.

¹⁾ Vortrag auf der ANL-Fachtagung „Inwertsetzung der Kulturlandschaft – Pilgerwege und Kultorte“ (9.-11.07.2004) in Niederaltich (Leitung: Dr. Josef Heringer).

Abstract

The human being has been called a homo viator (travelling woman), an ascription that received a new meaning on the basis of the post-modern „passage“ forms of life. Life and paths are very closely tied at various levels. Our course of life can be grasped both in spatial images as well as narratives telling about our lives, stories that leave deeply engraved traces in our individual or collective memory through routine activities or unusual events. Paths orientate, provided that we are prepared to decide to choose and follow them. Paths mediate meanings – that is not only a lesson taught by etymology. Experiences along the way prime momentary frames of mind as well as those for life; they form the fundament of our conception of life. We change along paths, and paths change us.

Following a series of general reflections concerning the significance of paths and landscapes with respect to human life, the contribution deals with the changes that have taken place regarding paths in the last 50 years and observes thereby the concrete changes in the paths within the rural life context. The object is to try to understand the loss of paths, special places and dynamism through „total mobilization“ (Paul Virilio) in order to make a plea for a revitalization of paths and a new walking culture, not only between villages and regions but also in the villages themselves.



Abbildung 2: „Traveling Woman“ (Ljubow Popova, 1915)

1. Homo viator oder: „Travelling woman“²⁾

Mindestens 20 000 km, so habe ich errechnet, bin ich in meinem Leben zu Fuß gegangen, weite Fußmärsche zu Bahnhöfen, in die Schule, in die Universität, in die Büros, die Wander- und Pilgerwege in den Ferien gar nicht mitgerechnet. Für meine Generation ist der Begriff des „Lebens-Weges“ wörtlich zu nehmen. Unser Leben war ein Lebens-Lauf, nicht im bürokratischen, wohl aber im kinetischen Sinne, ein ewiges

Laufen von Wegen, hin und zurück, viele hundert, vielleicht auch tausend Male die gleichen Wege, immer wieder auch neue. An den Wegen können wir den Gang der Dinge unseres Lebens nachvollziehen, so wie es die Künstlerin Morgan O'Hara in ihren Raumbildern nachgezeichnet hat.³⁾

Lebenswege und Wegeschichten

Lebenswege sind mit Wegeschichten verknüpft. Die Geschichtenförmigkeit bewirkt, dass sie sich so nachhaltig in der Erinnerung halten. Ich meine hier nicht die spektakulären Wegeschichten, wie sie im kollektiven Gedächtnis der Gesellschaften weiterleben, den Durchgang durch's Schilfmeer, „den Gang nach Canossa“, die Kreuz- oder andere Feldzüge. Eher die alltäglichen Geschichten, die durch Routine oder Außergewöhnliches gleichermaßen tiefe Fahrspuren in unserem Gedächtnis hinterließen. Es sind in der Regel besondere Geschichten von besonderen Orten:

- vom Sandweg, der die Mutter beim täglichen Gang in den Wald veranlasste, „Steige hoch du roter Adler“ zu schmettern, weil sie der Sand an die Mark Brandenburg erinnerte,
- von den Ängsten des Schulkindes, das auf dem Weg vom abgelegenen Haus zum Dorf in halber Nacht unüberschaubare Holzstöße passieren mußte und das Grausen wiederum durch lautes Singen von Schlagern überwand,
- die Straße über Tal und Fluss, auf der die Fahrschülerin später manchmal froh, manchmal zögerlich zum Bahnhof im nächsten Dorf ging, und die im Frühjahr regelmäßig und plötzlich unter Hochwasser stand, das später als Angstsymbol die Träume überflutete,
- die Sommerwege, in deren Dornhecken man an heißen Nachmittagen – statt Hausaufgaben zu machen – sich vorsichtig windend nach geringelten Schneckenhäusern suchte,
- nach einem Ortswechsel ein neuer täglicher Schulweg vom Berg ins Tal, vom Tal auf den Berg, gesäumt von riesigen Buchen, die im Sturm bedrohlich ächzten, gleichzeitig aber auch den Eintritt in die Geborgenheit des Dorfes anzeigten.

Abendfüllend ließen sich in guter Runde Biographien als Weg-Geschichten erzählen, als Geschichten, die – wie Otto Fried-

²⁾ So benannte die Malerin Ljubow Popova (1889-1924), deren Werk als Kulminationspunkt der russischen Avantgard gilt, ein Gemälde.

³⁾ „Ich befrage Leute, und sie erzählen mir ihre ganze Lebensgeschichte in Form ihrer Bewegung in der Welt. Ich zeichne diese Bewegung auf eine, beziehungsweise mehrere, Landkarten, die Informationsträger werden. Die Sammlung von Einzelheiten, die in einem Zusammenhang stehen und sichtbar gemacht werden, ergibt ein Bild des Individuums. Nach Beendigung des Interviews und der ersten Zeichnung nehme ich die gezeichneten Linien von der Landkarte ab; ich skizziere sie – ohne die Landkarte – auf schweres Zeichenpapier, um sie deutlicher zu sehen, ihr Leben und ihre Intensität sichtbarer zu machen und so zu ermöglichen, dass das Muster der Energie und Bewegung dieser Person als ein organisches Ganzes gesehen wird: als Bild beziehungsweise Porträt.“ (O'Hara 1982: 99)

rich Bollnow vermutet – „eigentümliche Gefühlsbestimmtheiten für das weitere Leben“ (BOLLNOW 1980: 73) – bis ins hohe Alter vermitteln, vielleicht sogar „für das ganze Leben das sichere Fundament für den Aufbau der geistigen Welten“.

„Wie an tiefe Schichtungen meines geistigen Heimatbodens, wie an festgegründete Bezirke, auf denen ich noch heute sicher schreiten kann, denke ich besonders an die beiden Wege nach Méséglise zu und nach Guermantes zurück (...) die Gegend nach Méséglise zu mit ihren Fliederbüschen, den Weißdornhecken (...) die Gegend von Guermantes mit dem Fluss (...) haben für alle Zeiten das Antlitz des Landes geprägt, in dem ich leben (...) möchte.“

So resümiert Marcel Prousts Held in dem Roman „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ (zit. nach BOLLNOW 1980: 73).

Wege fordern Entscheidung

Ehe ich mich jedoch auf einen Weg mache, muß ich mich für ihn entscheiden, denn sobald wir aus „dem ruhigen Gleichgewicht des häuslichen Lebens“ (BOLLNOW 1980: 71) treten, drängen uns verschiedene Wegrichtungen zu einer Entscheidung. Wir können nicht gleichzeitig zwei Wege gehen. Wege erfordern Abwägen. Das Bild der Waage leitet sich aus der gleichen Wortwurzel wie Weg (*uegh, vgl. Der große Duden 1963: 756) ab. Das Hin- und Herschwingen gehört also auch in dieser Hinsicht zum Weg. Handelt es sich nicht um Routinen, so sind an Verzweigung immer wieder neue Entscheidungen fällig, und die Wahl der Wege bestimmt die Landschaften unseres Lebens. „Mit der Richtung, die man einschlägt,

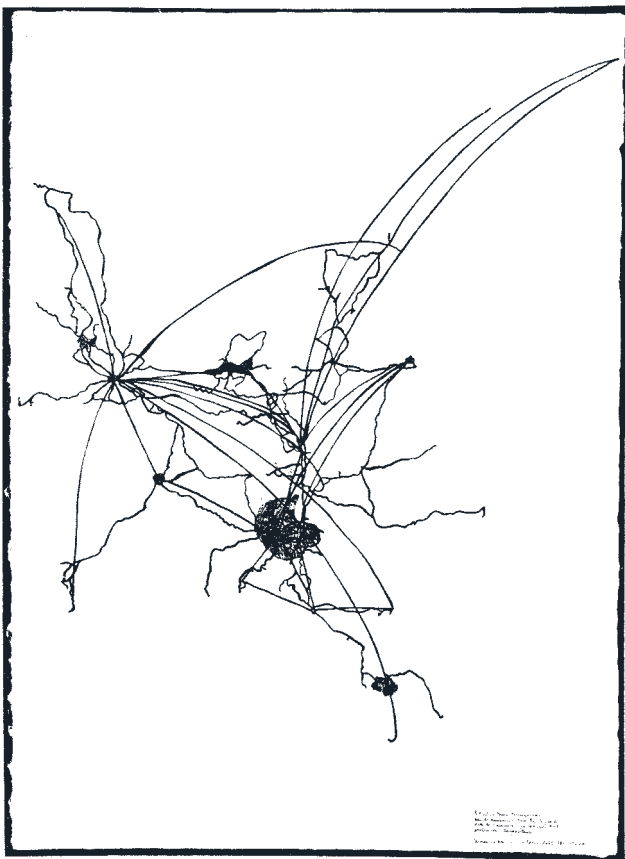


Abbildung 3: „Hodologisches Porträt einer Person“ (Morgan O’Hara (1982): Zeit- und Raumbilder, in: Feministische Studien 1/82, S. 93 f, Beltz Vlg.)

tritt man in eine ganz bestimmte Lebenssphäre ein, und der Lebensrhythmus von Arbeit und Erholung, von alltäglicher Gewohnheit und neuem Anfang zeichnet sich schon im räumlichen Schema der beginnenden Wege ab.“ (BOLLNOW 1980: 72). Vielleicht hängt ja die Eindrücklichkeit von Weggeschichten mit den immer neuen Entscheidungsaufgaben und den Folgen der jeweiligen Antwort zusammen? Jedenfalls ist die Herausforderung der Wegkreuzungen nicht nur durch viele entsprechende Wegrituale, sondern auch die Häufigkeit des Ortsnamens „Wegscheid“ dokumentiert.

Weg und Sinnggebung

Habe ich mich für einen Weg entschieden, dann gibt er mir eine Richtung vor. Wege orientieren uns in den Landschaften, sie orientieren uns auf die Landschaften hin. Bin ich auf dem richtigen Wege, dann führt er mich in Richtungen, die einst Gruppen oder Generationen von Menschen vorgegeben haben, indem sie sie gegangen sind, immer wieder: Es gibt keinen Weg. Nur Gehen (Joachim Ernst BERENDT 2000). Orientierung hat mit *Sinngebung* zu tun: Der Begriff *Sinn* wurde zwar schon im Althochdeutschen in der Bedeutung *Verstand* und *Wahrnehmung* verwendet, die Grundbedeutung ist jedoch *Weg, Gang, Reise*. (*Gesinde*, das ist die Begleitung, die Gefolgschaft.) In dem Wort *sinnen* ist noch die Suche nach einer Richtung, das Streben, Begehren enthalten. Die indogermanische Wurzel *sent- bedeutet *gehen, reisen, fahren*, ursprünglich wohl *eine Richtung nehmen, eine Fährte suchen*. Bemerkenswert ist, dass *Sinngebung* offensichtlich nicht nur als Akt der Ratio und des Kalküls verstanden wurde, sondern als *Hinspüren*. Dementsprechend gehört zur Wortfamilie von idg. *sent- auch lat. *sentire* = *fühlen, wahrnehmen* (vgl. Der große DUDEN 1963: 645).

Wege, Wenden und Wandlungen

Menschen ziehen ihrer Wege, doch die Wege erziehen auch ihre Menschen. „...vielleicht wird es tatsächlich gelingen, mich in einen anderen Menschen zu verwandeln“ erhofft Lee HOINACKI (2004: 95) vom Jakobsweg, den er mit 65 Jahren zum ersten Mal geht, und meint ein körperliches und geistiges Abhärten. „Hier öffnet sich zur äußeren Landschaft eine innere, und diese innere Landschaft der Seele sucht nach einer ihr entsprechenden in der sichtbaren Welt, ein Bild, in dem sie sich wiederfindet, in dem sie ihre Empfindungen ausgedrückt zu sehen glaubt“, beschreiben Knecht und Stolzenberg die Korrespondenz von Innen und Außen (KNECHT/STOLZENBERG 1998: 208). Wandeln auf Wegen wandelt uns: „Ich war an die anderthalb Stunden spazieren gegangen, hatte viel zu denken gehabt und war vermöge der Bewegung mir selbst ein äußerst angenehmer Mensch geworden. Welch ein Glück, und Sie können sich wohl denken, welch eine Sorglichkeit, um womöglich mein Glück nach Hause zu retten.“ schrieb Søren Kierkegaard (1955, zitiert nach KNECHT/STOLZENBERGER (Hg.) 1998: 119).

Wandeln auf Wegen bringt neue Hin-Sichten zuwege, eine neue Schau, *theoria*. Das machten sich nicht nur die griechischen Peripathetiker zunutze, die im Umherwandeln zu philosophieren und zu lehren pflegten. Eine geradezu epochemachende Wendung nahm der Weg des Francesco Petrarca auf den Gipfel des provenzalischen Mont Ventoux. Er beschreibt,

Slippe

Zeit auch übertr. „sich in etwas vertiefen“. Siehe auch den Artikel versacken.

Sinn *m*: Das auf das *dt.* und *niederl.* Sprachgebiet beschränkte Substantiv (*mhd.*, *ahd.* *sin*, *niederl.* *zin*) wurde schon in *ahd.* Zeit wie heute auf Verstand und Wahrnehmung bezogen. Auf eine ältere Bed. weist das starke Verb *sinnen* (s. d.), das im *Ahd.* „streben, begehren“, urspr. aber „gehen, reisen“ bedeutete. Diese Grundbedeutung „Gang, Reise, Weg“ hat ein anderes *gemeingerm.* Substantiv, das z. B. als *mhd.* *sint*, *ahd.* *sind* „Reise, Weg“ und als *got.* *sinþs* „Gang, Mal“ (in Zahladverbien) erscheint und auch das Stammwort des Substantivs → *Gesinde* (eigtl. „Begleitung, Gefolgschaft“) ist. Zu ihm gehört ein unbezeugtes *germ.* Verb mit der Bedeutung „reisen“, dessen Veranlassungswort → *senden* (eigtl. „reisen machen“) ist. Die gesamte *germ.* Wortgruppe beruht auf der *idg.* Wz. **sent-* „gehen, reisen, fahren“, deren urspr. Bed. wohl „eine Richtung nehmen, eine Fährte suchen“ war. Zu dieser Wurzel gehören außerhalb des *Germ.* z. B. *air.* *sēt* „Weg“ und die Sippe von *lat.* *sentīre* „fühlen, wahrnehmen“, *sensus* „Gefühl, Sinn, Meinung“ (s. die FW-Gruppe um *Sentenz*), deren Bedeutungsgehalt dem der *dt.* Wörter *Sinn* und *sinnen* entspricht. Vergleiche auch *lit.* *sintėti* „denken“. Zahlreiche Zus. mit Adjektiven, z. B. *Scharf-*, *Stumpf-*, *Leicht-*, *Eigen-*, *Froh-*, *Tiefsinn*, *Blöd-*, *Schwach-*, *Wahnsinn* bestimmen Teile des Gesamtbegriffs von „Sinn“ näher. Sie sind meist erst im *Nhd.* aus entspr. Adjektiven wie *scharf-*, *blöd-*, *tiefsinnig* rückgebildet worden. Aus dem alten unsinnig (*mhd.* *unsinnec*, *ahd.* *unsinnig* „verrückt, töricht, rasend“) entstand die Rückbildung *Unsinn* (*mhd.* *unsin* „Unverstand, Torheit, Raserei“), die im 18. Jh. unter dem Einfluß von *engl.* *nonsense* ihre jetzige Bed. „Albernheiten“ bekam. Abl.: *sinnig* (das Adjektiv *mhd.* *sinnec* „verständlich, besonnen, klug“, *ahd.* *sinnig* „empfindlich, gedankenreich“ wurde Ende des 18. Jh.s wieder belebt und bedeutet heute meist „sinnreich, sinnvoll“, oft mit iron. Nebenton); *sinnlich* (*mhd.* *sin[ne]lich* wurde meist auf die Empfindung der Sinne bezogen und entwickelte sich zum Gegenwort von ‚geistig‘; im *Nhd.* bedeutet es vor allem „sexuell triebhaft“), dazu *Sinnlichkeit* *w* (*mhd.* *sin[ne]licheit*) und *übersinnlich* „über die Sinne hinausgehend“ (18. Jh.), *gesinnt* (s. d.). Zus.: *Sinnbild* (im 17. Jh. für ‚Emblem‘ „allegorisches Bildzeichen“ geprägt, heute für „bedeutsames Zeichen, Symbol“ gebraucht); *sinnlos* (*mhd.*, *ahd.* *sinnelōs* „wahnsinnig; bewußtlos, von Sinnen“; jetzt oft für „zwecklos“ gebraucht); *sinnreich* (*mhd.* *sinnerīche* „verständlich, scharfsinnig“); *sinnvoll* (im 18. Jh. „gehaltvoll“, jetzt auch „zweckdienlich“).

sinnen: *Mhd.* *sinnen*, *ahd.* *sinnan* bedeutete „die Gedanken auf etwas richten; streben, begehren“, *aengl.* *sinnan* auch „achthaben, für etwas sorgen“. Die unter → *Sinn* dargestellte Grundbed. „gehen, reisen“ wurde in *frühmhd.* Zeit aufgegeben, doch behielt das Verb neben der überwiegenden Bed. „nachdenken“ bis heute den richtungsbestimmten Sinn „streben, planen, vorhaben“ (z. B. ‚auf Abhilfe *sinnen*, Verderben *sinnen*‘), entspr. bed. ‚gesonnen sein‘ „etwas vorhaben“ (s. aber *gesinnt*). Auf *mhd.* *ansinnen* „begehren, zumuten“ beruht das *frühmhd.* Subst. *Ansinnen* *s*. Unter den Präfixbildungen ist neben sich *entsinnen* (*mhd.* für „in den Sinn aufnehmen, erkennen, sich erinnern“) und *ersinnen* (*mhd.* für „erforschen, erdenken, erwägen“), bes. sich *besinnen* wichtig (*mhd.* *besinnen* bedeutete transitiv „über etwas nachdenken, etwas ausdenken“, reflexiv „sich bewußt werden, überlegen“; heute steht das Verb nur reflexiv: ‚sich auf etwas *besinnen*‘, ‚sich eines Besseren *besinnen*‘), dazu das adj. 2. Part. *besonnen* (*mhd.* *besonnen* „verständlich, klug“), die Abl. *besinnlich* „nachdenklich“ (*spätmhd.* *besinlich* „verständlich“) und das Subst. *Besinnung* *w* „ruhige Überlegung, Bewußtsein“ (18. Jh.). Aus untergegangenen Präfixbildungen stammen → *Gesinnung* und → *versonnen*. Eine erst im 19. Jh. bezugte *ugs.* Weiterbildung von *sinnen* ist *sinnieren* „grübeln, in Gedanken versunken sein“.

Sintflut *w*: Das Substantiv *mhd.*, *ahd.* *sin[t]-vluot* (mit eingeschobenem Gleitlaut -t-) bezeichnet die „große, allgemeine Überschwemmung“, in der nach bibl. Bericht die sündige Menschheit unterging. Gebildet ist es mit der *gemeingerm.* Vorsilbe *mhd.* *sin[e]-*, *ahd.* *sin[a]-*, *got.* *sin-*, *aengl.* *sin[e]-*, *aisl.* *si-* „immerwährend, durchaus, gewaltig“, die wie z. B. *lat.* *sem-per* „immer“ zu der unter → *sammeln* dargestellten Wortgruppe gehört. Seit *mhd.* Zeit wurde das Wort auch zu *Sündflut* (*spätmhd.* *süntvluot*) umgedeutet, die ältere Form setzte sich erst im 20. Jh. wieder durch. Da die *Sintflut* (*lat.* *diluvium*) seit dem 17. Jh. auch in der zeitl. Einteilung der Erdgeschichte eine Rolle spielte, wurde das Adj. *vorsintflutlich* (um 1800, LÜ für antediluvianisch) zuerst in geolog. Sinn gebraucht. Heute steht es *ugs.* für „uralt, unmodern“.

Siphon *m* „Ausschankgefäß mit Schraubverschluss; Geruchsverschluss bei Wasserausgüssen“: Im 19. Jh. über entspr. *frz.* *siphon* aus *lat.* *siphō* (*siphōnis*) < *gr.* *siphōn* „[Wasser]röhre; Saugröhre, Heber“ entlehnt.

Sippe *w*: Das Substantiv *mhd.* *sippe*, *ahd.* *sipp[e]a* bezeichnete in erster Linie das Verhältnis der Blutsverwandtschaft und die darauf aufgebauten vaterrechtlichen Gruppen, die in *german.* Zeit von großer politischer Bedeutung gewesen waren. Es ent-

Abbildung 4: Weg und Sinngabung (Faksimile zum Stichwort „Sinn“, in: Der große Duden, 1963, Bd.7, S. 645)



Abbildung 5: Gipfelweg auf dem Mont Ventoux (Foto: Inhetveen; siehe Literaturverzeichnis: INHETVEEN 2004)

wie sich ihm beim Schauen der Landschaft eine neue Welt-Sicht eröffnete, ein Bewusstwerden der Landschaft als etwas von ihm Getrenntes, das ihn zutiefst erschreckte (vgl. INHETVEEN 2004).

Jeder Weg ein Wagnis

Nicht Weg noch Steg zu kennen, heißt leicht in die Irre zu gehen. Wie schwer werden sich Adam und Eva getan haben, als sie aus dem Paradies in ein unwegsames irdisches Dasein vertrieben wurden und ihren Weg ins Leben finden mussten! Oder die Jakobspilger des Mittelalters auf den verschneiten Höhen des französischen Zentralmassivs. Wege können zu Abwegen werden, zu Risiken mit ungewissem Ausgang. Eigentlich birgt jeder Weg, den ich einschlage, ein *Wagnis*, metaphorisch, real und etymologisch: Von der indogermanischen Wurzel „*uegh = sich bewegen, hin und her schwingen“ leiten sich gleichermaßen Wörter wie *Weg*, *bewegen*, *wagen* und *Wagnis* ab. Wer sich viel bewegt und vom Weg gleichsam mimetisch mitführen lässt, hin und her schwingend seinen Windungen und Weisungen folgt, wird *be-weg-lich*, körperlich und geistig. (Und das ist viel gehaltvoller als das postmoderne „flexibel“). Wer die Grenzen des Weges zu oft übersieht, erscheint *ver-wegen*.

Weg ist Bewegung und Bewegung ist Leben, das ist nicht nur die Botschaft der Etymologie, sondern auch des Christentums, das die Heilsbotschaft mit der Trias „*Weg, Wahrheit, Leben*“ verknüpft.

Weg und Leben – sprachlich

Die enge Verknüpfung von Weg und Leben spiegelt sich auch in der vielfältigen Nutzung der Weg-Metapher für menschliche Eigenschaften und Zustände.

Wer sich auf einen Weg macht, ist „*weg*“. Wenn man von etwas *positiv be-wegt* ist, ist man „*hin und weg*“. Damit wir etwas *zu-wege* bringen, müssen wir *un-ent-wegt* dabei bleiben. „*Wege-n*“ bezeichnet etwas, das richtungsentscheidend war. Wiederholte Handlungen führen wie oft gegangene Wege zur „*Geläufigkeit*“ oder dazu, dass jemand „*bewandert*“ ist. *Weitläufige* Verwandtschaft wohnt noch heute in der Regel weiter weg und wird nur *bei-läufig* mal erwähnt. „*Bei den heftigen, mich beunruhigenden Leidenschaften kann ich nicht auf einer Stelle bleiben; ich laufe, klettere begierig hinauf und springe auf die Felsen (...)*“ beschreibt Jean-Jacques Rousseau die Seelenlandschaft eines Liebenden (zit. nach KNECHT/STOLZENBERG (Hg.) 1998: 103). Als sexuelle Metapher ist die

„*Läufigkeit*“ von Tieren *land-läufig* bekannt. Eine Art der Fortbewegung auf langen Wegen ist von altersher das „*Fahren*“. *Fahren* bedeutete früher jede Form der Bewegung: gehen, reiten, schwimmen; im Wagen fahren, reisen. „*Dahin fahren*“ war Abschied jeglicher Art, von der Liebsten, von der Heimat („*Innsbruck ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen*“, wie Heinrich Isaak dichtete und komponierte) oder aus dem irdischen Jammertal. Ein *Widerfahrnis* lässt uns vielleicht *zusammen-fahren* oder *zurück-fahren*, doch – und das zeigt das Leben vielfältig – ohne *Widerfahrnisse* auch keine „*Er-fahrung*“. „*Erfahren*“ ist, wer Wege viel gegangen und dabei *Wagnisse* eingegangen ist. „*Etwas erfahren*“ meint in der Regel, dass Neues und Wichtiges den Weg in unser Ohr genommen hat (so wie das Jesus-Kindlein an der Würzburger Marienkapelle am Markt aus dem Munde Gottes in das Ohr der Maria rutscht). (s. Abb. 8 auf S. 20)

2. Vom Weg zur Straße: dörflicher Strukturwandel als Wege-Wandel

Die reichhaltige Wegmetaphorik zur Beschreibung von grundlegenden Befindlichkeiten konserviert eine Vergangenheit, in der die Fortbewegung noch nicht so geschwind war, dass sie Räume zum Verschwinden gebracht hätte. Erst im 19. Jahrhundert wurde ein neues Tempo angeschlagen. In der modernen, geschwindigkeitsbeherrschten Gesellschaft beschleunigten sich selbst die Begriffe: „*Fahren*“ wird fortan auf die Bewegung mit schnellen Vehikeln, Wagen, Schiff, Eisenbahn und Auto eingengt. Der Begriff „*unentwegt*“ avanciert im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, zeitgleich mit dem Nervositätsdiskurs (vgl. RADKAU 1998), zum neuen Modewort. Die Unterscheidung zwischen Weg und Straße gewinnt an Kontur: War Straße ursprünglich nur der mit Steinen befestigte und planmäßig ausgebaute Weg, die Heerstraße, die der Eroberung



Abbildung 6: Adam und Eva – noch ohne Weg und Steg; Vertreibung aus dem Paradies (Reliefdetail aus Lindenholz von der Rosenkranztafel in der Nürnberger Frauenkirche; Werkstatt des Veit Stoß, um 1518/19)



Abbildung 7a: Der Hl. Jakobus in Pilgertracht (Stich von Israel von Meckenheim)

neuer Räume diene, so verlangte die Entwicklung neuer Verkehrstechniken nach neuen Straßen und machte das Verhältnis von Weg und Straße hierarchisch. Das geschah zunächst in den Großstädten Europas, zum Beispiel Haussmanns städtebauliche Maßnahmen in Paris oder Mussolinis Pläne mit Rom. Nach dem 2. Weltkrieg erreichte dieser Vorgang die Dörfer. Wer in den vierziger Jahren geboren und auf dem Land aufgewachsen ist, kann nicht nur das eigene Leben, sondern auch den dörflichen Struktur- und Wertewandel, als „*Wege-Wandel*“ beschreiben. Es wandelte sich das Leben auf den alten Wegen, es wandelten sich die Wege, und die Lebendigkeit vieler ländlichen Gemeinden blieb dabei buchstäblich auf der Strecke. Wenn wir uns auf dieser Tagung um neue regionale und überregionale Wege auch im Dienste ländlicher Regionalentwicklung befassen, sollten wir uns vergegenwärtigen, was Wege im traditionellen Dorf bedeuteten und wie sie sich verändert haben. Exemplarisch soll dies an einer Art „*Straßentheater*“ in drei Aufzügen dargestellt werden. Kulisse ist ein Bergdorf mit etwa 600 Einwohnern in Süddeutschland. Der erste Akt spielt um 1950, der zweite Akt Anfang der 1970er Jahre, der 3. Akt in der Gegenwart. Und Sie können sicher sein: Wer passiert und was passiert, nichts bleibt dem aufmerksamen Blick auf die Dorfstraße verborgen, denn Wege im Dorf sind öffentlich und leicht überschaubar.

3. Straßentheater 1950: Wege zur Inszenierung der dörflichen Gesellschaft

Arbeitswege, Arbeitsorte

Es ist noch frühmorgens, aber das Leben auf unserer Dorfstraße hat bereits begonnen. Männer mit Kappen auf dem Kopf und Taschen in der Hand eilen an uns vorüber, nicken wie im Schlaf einen Morgengruß. Grüßen ist das unentbehrliche Ritual der Straße, ein rituelles Vehikel im öffentlichen Raum.

Man vergewissert und versichert sich über den Gruß der Zugehörigkeit zum Kollektiv, zur Gemeinschaft. Das müssen schon die Kinder lernen.

Die Arbeiter laufen fast eine Stunde über offizielle und inoffizielle Wege in die Fabrik im Tal, und es wird dunkel sein, wenn sie wieder zurückkehren. Ist einer der Kollegen morgens einmal nicht dabei, spricht sich das sofort herum. In der dörflichen Gesellschaft des Sich-Kennens ist Kommen und Gehen nie ein privater Akt, sondern weckt stets die Aufmerksamkeit der anderen und wird auf diese Weise sozial bedeutsam. Vor allem unerwartete Begebenheiten auf der Straße geben Anlass zum Sich-Wundern und zur Nachfrage, bilden den Rohstoff für Dorfgeschichten und -mythen.

Wege umschreiben und durchkreuzen althergebrachte Eigentumsverhältnisse

„Auf Arbeit“ gehen diejenigen, deren Arbeitsplatz außerhalb des Dorfes und seiner Flur liegen. Bauern gehen nicht auf Arbeit, sondern aufs Feld oder in den Stall. Dabei zeichnen sie Spuren der Dorfgeschichte nach. Ob ein Dorf vor vielen Jahrhunderten als Straßen- oder Haufendorf, als Anger- oder als Hufendorf angelegt wurde, dokumentiert bis in die Gegenwart ein jeweils typischer Straßenverlauf. Wege und Raine markieren die Besitzverhältnisse, und der Slalom der Bauern, Arbeiter und Handwerker zu ihren Arbeits-Plätzen zeichnet den Dorfkataster nach. Daneben gibt es auch Mischformen, etwa halböffentliche Abkürzungen über Privatgrundstücke. Für Zwecke, die dörflichem Herkommen oder Brauchtum entsprechen, wie Kirchgang oder Schulweg, oder aber als Gegenseitigkeitsverpflichtungen zwischen Nachbarschaften und in Dorfvierteln ist die Nutzung solcher informeller Wege mitunter



Abbildung 7b: Pilgerpaar an der Landstraße (Kupferstich von Lucas van Leyden, um 1508)

jahrhundertlang geduldet, immer „auf eigene Gefahr“. Und der Status solcher „Wildwechsel“ bleibt den Eigentümern stets ein kleiner Stachel im Fleisch, handelt es sich doch um eine permanente Enteignung ihrer Privatsphäre im öffentlichen Interesse.

Auch andere Bereiche der Landwirtschaft zeigten sich öffentlich: Schweine werden zur öffentlichen Viehwage an der großen Scheune nebenan gefahren, Kuhgespanne ziehen vor aufs Feld. Die Bäcker-Nachbarin, die noch mit 60 Jahren einen Führerschein erworben hat, fährt mit ihrem Brot-Lieferauto vorbei. So wird uns im Laufe des Tages das gesamte dörfliche Wirtschaftsleben in seiner zeitlichen Rhythmik und inhaltlichen Fülle anschaulich vorgeführt. Zu jedem Auftritt von Akteuren fallen uns spontan kurze Episoden oder längere Begebenheiten, vertrackte Verwandtschaftsbeziehungen und philosophische Kommentare ein. Auch die Schattenwirtschaft des Dorfes, die sogenannte informelle Ökonomie, offenbart sich auf der Straße, wenn beispielsweise der ältere Junggeselle von nebenan Salatköpfe aus seinem Garten der Wirtin bringt, als Gegengabe für das Mittagessen, das sie ihm hin und wieder spendiert.

Gehen und Stehen

Wenn ein Nachbar mittleren Alters am hellen Vormittag langsam und ernst grüßend an uns vorübergeht, beginnen wir sofort zu rätseln: Ist er nun doch wieder arbeitslos geworden? Sozial informativ nicht nur ist, wer vorbeigeht und wohin er geht, sondern auch wie die Menschen gehen, ob schnell oder langsam, mit oder ohne Unterbrechungen.

Das haben ForscherInnen in den 30er Jahren entdeckt, als sie in dem kleinen Fabrikdorf Marienthal bei Wien, in dem mehr oder weniger alle BewohnerInnen nach der Schließung der Fabrik arbeitslos geworden waren, die psychosozialen Folgen der Arbeitslosigkeit erforschen wollten. Eine wichtige Methode bestand in der verdeckten Beobachtung der Hauptstraße. Sie stoppten die Gehgeschwindigkeiten der arbeitslosen Frauen und Männer, wie oft sie stehen blieben usw. Als Ergebnis formulierten sie die These von der Zeit als tragischem Geschenk bei Arbeitslosigkeit, von der Verlangsamung des Lebens, der Dehnung der Zeit ins Unendliche und vom unterschiedlichen Gehverhalten von Männern und Frauen. (JAHODA/LAZARFELD/ZEISEL 1975)

Spiel und Freizeit

Auf Wegen und Straßen spielt sich in den 50ern auch die Freizeit ab. Viele Spiele von Kindern und Jugendlichen sind wegeorientiert: das schon aus der Antike stammende Hüpfspiel „Himmel und Hölle“, zu dem auch Steine vom Wegrand benötigt werden; Murmeln, für die die ohnehin vorhandenen Unebenheiten der Straßenoberfläche zu Kuhlen vertieft werden; Ballspiele mit den merkwürdigen Namen 10er- oder 12er-Probe an Scheunenwänden. Das schönste Straßenspiel der Kinder und Jugendlichen jedoch findet im Winter statt, wenn Schnee liegt. Dann sausen sie auf ihren Schlitten die Hauptstraße des Dorfes drei Kilometer von der Spitze des Berges ins Tal hin-



Abbildung 7c: Straßenräuber überfallen Pilger (Herrad von Landsberg, 12. Jahrhundert)

ab. Dort angekommen, probieren sie die nach dem ersten Frost genießbaren matschig-süßen Früchte der Mispel und beginnen dann den langen Rückweg. Die Wege der 50er Jahre sind noch Spielstraßen, Aufenthaltsorte in der Freizeit für Jung und Alt, verkehrsberuhigt auch ohne Verkehrsschild.

Wegbegleiter: Von Wegerich und Wegwarten

Die Dorflandschaft der 50er Jahre ist ökologisch attraktiv. An Dorfwegen, auf Gänseängern, an Hof- und Gartenmauern findet sich hier noch Ruderalflora, eine lokal typische Schutt- und Abfallvegetation sowie Begleitflora schon der allerersten Ackerbaupflanzen. Groß ist die Zahl der volkstümlichen Namen von Drogen und Heilkräutern, die mit „Weg-“ beginnen, Wegbreitsamen, Wegdornbeere, Wegebaumöl, Wegeleuchte, kleiner Wegetritt, Weghanfwarte, Wegkümeich, Wegmalve, Wegrölein, Wegstroh, Wegsenf (ARENDS 1971). Als Kinderspiel- oder Armennotnahrung, Zaubermittel und Volksmedizin, im Lebens- und Jahreskreis wurden sie seit altersher vielfältig genutzt.

Als ein Beispiel sei der Wegerich (*Plantago maior*) genannt, ein „Wegbegleiter (...) der Menschen, seit der Zeit frühesten menschlicher Kultur. Von Funden aus dem Neolithikum kennt man ihn, ein gesundes Nahrungsmittel, später auch eine ambulante Apotheke am Wegrand.“ „Der Weg war da, wo Wegerich wuchs.“ schreibt Esther Gallwitz in ihren schönen Pflanzenbetrachtungen des Genter Altars (GALLWITZ 1996: 145ff.)⁴ Und der Minnesänger Wolfram von Eschenbach sagt von Parzival: „er do reit da wenic wegeriches stout“, also querfeldein (ebd.). Der Wegerich stand in der Liste der Heilkräuter ganz oben an. Hildegard von Bingen empfiehlt Breitwegerichwasser gegen Gicht, Drüsenkrankheit, Stechen und Insektenstiche, Brüche und Liebeszauber. (HILDEGARD von BINGEN 1991: 118f.) Im 17. Jahrhundert trug man Wegerichwurzeln als Amulett und empfahl ihn als Mittel, Liebe

⁴ Wie nah sich im Wegerich Mensch und Pflanze kommen, zeigt auch sein lateinischer Name „Plantago“: Planta ist die Fußsohle, und ago heißt: ich komme und gehe, ich bewege mich, ich handle. Planta ist aber auch die Pflanze – Mensch und Kraut wurden also im Wort aufs engste miteinander verbunden, ähnlich wie auf den romanischen Steinreliefs Mensch und Natur einfach ineinander übergehen.

zu erzwingen. Spitzwegerich sollte eher Männer-, Breitwegerich Frauenleiden heilen. In Pestzeiten rief man den Wegerich mit einem Kräutersegen an, und in der christlichen Pflanzensymbolik galt *Plantago* als „Symbol für den ausgetretenen Weg und für den schmalen Pfad der Christen in die Seligkeit (...) (als) Sinnbild der Passion (...) (und) für die Demut Mariae und der ganzen Heiligen Familie“ (GALLWITZ 1996: 149).⁵⁾

Stationen des Lebens

Wege werden anlässlich besonderer Wendepunkte im Leben oder im Kirchenjahr gegangen. Da sie öffentlich zugänglich und sichtbar sind, eignen sie sich besonders gut für rituelle Passagen. Selbst in unserem protestantischen Dorf bietet das Straßentheater der 50er Jahre regelmäßig besondere Inszenierungen: Bei Taufen, bei der Konfirmation oder Kommunion, bei Hochzeiten oder Beerdigungen bewegt sich ein Zug durch's Dorf; durch eine andere Gangart als gewöhnlich, langsamer und ruhiger, wandelt sich der Weg vom Alltagsweg zum Sakralweg. In katholischen Dörfern spielten Wegerituaile und symbolische Handlungen an Wegkreuzungen eine besonders wichtige Rolle; Religiöses und Profanes gingen dabei durchaus „Hand in Hand“, und es wurde schon mal beim „Walen“ oder auf einem Flurumgang zwischen Gesängen und Gebeten nach einer Lehrstelle für den Sohn gefragt. Wege verbanden nicht nur Kultorte, sondern waren selbst Orte kollektiver religiöser Inszenierung, die daran erinnern sollte, dass das ganze Leben ein Pilgern war, ein Wandeln im doppelten Sinne: nämlich ein Schreiten von einer Lebensstation zur anderen und der Vollzug einer inneren Wandlung.

Wegenetze und soziale Vernetzung

Könnten wir die räumlichen Bewegungen der Menschen als Leuchtspur markieren, so träte das individuelle Beziehungsnetz der Individuen ebenso zutage wie die kollektiven Verflechtungen im Dorf. Wege vermitteln das soziale Leben. Sie sind die Adern, in denen der Beziehungsstrom überhaupt erst fließen kann. Sie dokumentieren, dass und wie die Menschen eine „verbundene (modern: vernetzte) Lebensweise“ (Josef Heringer) praktizieren. Hier werden manchmal auch private Konflikte öffentlich gemacht, die wiederum umso nachhaltiger in Erinnerung bleiben.

„Während dem Krieg, da hat der Müller immer Weinbeerla geschickt von Kreta. Mein Mann, der war auch auf Kreta, der hat aa laufend welche geschickt. Und die Frau Müller, die war sehr eng befreundet mit der Frau Meier, die war von Württemberg. Und da hat sie ihr immer auch von den Weinbeerla welche gschenkt. Und da sind die über irgendwas in Streit geraten und da hat die Frau Meier ihr die Weinbeerla auf die Strass nachgeschmissen und seitdem sagen wir 'Weinbeer-Gäßla'.“⁶⁾

Wege machen Verbundenheit nicht nur möglich, sondern erzwingen sie unter Umständen. Es ist schwierig im räumlich eng vernetzten Dorf, Wege zu meiden, um bestimmten Personen nicht zu begegnen. Die Straße als öffentlich-demokratischer Ort ist für Freund und Feind da, und der Versuch, jemandem durch Flucht auf die andere Straßenseite der Straße zu entkommen, wirkt eher auffällig als zufällig. Also dann doch lieber aneinander vorbeigehen, betont sachlich grüßen, mit möglichst wenig Blickkontakt.

Wege enden zumeist nicht an den Grenzen des Dorfes, sondern führen nach draußen. Die Bauern begegnen Feldnachbarn aus anderen Dörfern, die Arbeiter pendeln aus und ein. Bis in die 30er Jahre brachten die jüdischen Händler des Ortes ihre Waren regelmäßig auf den Markt der nächsten Städte. Wege weisen auf die Fremde hin und bringen Fremde ins Dorf, sie sind die Brücken zur Welt. Sie sind Leitlinien und Orientierungsräume des kollektiven und des individuellen Gedächtnisses und aus den Lebenserfahrungen der Individuen und Geschichtserfahrungen des traditionellen Dorfes, wie es sich in den 50er Jahren darstellt, nicht wegzudenken.

4. Intermezzo: Umbau der Straßenbühne

Ende der 1960er, Anfang der 70er Jahre wandelt sich die Szenerie. Arbeiter bauen die Straße um. Der Wege-Wandel hat begonnen, er begleitet und unterstützt den sich beschleunigenden Strukturwandel der Landwirtschaft und der dörflichen Gesellschaft. Es ist die Zeit der Gebiets- und Kommunalreform, und auch unser Dorf hat seine politische Selbständigkeit und damit seine Identität soeben eingeübt. Straßennamen werden eingeführt, die die geschichtsträchtigen Hausnamen und Hausnummern verdrängen. Einige Landwirte überlegen sich, in den Nebenerwerb zu gehen, aber in den Fabriken im Tal gibt es bereits die ersten Entlassungswellen. Arzt, Zahnarzt, Apotheke sind verschwunden, von drei Bäckereien und Metzgereien ist jeweils eine übriggeblieben, Dorfwirtschaften werden geschlossen.

Und unsere Wegelandschaft?

Für die Dorfstraße hat „der Strukturwandel die einschneidendsten Änderungen mit sich gebracht“ (STRACK 1988: 104). Auch Dorfstraßen werden zu Schnellstraßen. Unverändert bleibt zwar der Verlauf der größeren Durchgangsstraßen, denn radikale Einschnitte scheitern auch jetzt noch am parzellierten Privateigentum. Die physische Gestalt der dörflichen Wege jedoch und ihre Nutzung als dörfliche Bühne verändern sich radikal:

Durchgangs- und Ausfallstraßen werden ausgebaut. Die Straße in unserem Dorf beispielsweise wird solide unterbaut, im Niveau erhöht, verbreitert und durch hohe Bordkanten von Gehwegen scharf abgesetzt. Unterschiedliche Straßenniveaus werden angeglichen, die alte Reliefstruktur des Dorfes ver-

⁵⁾ Eine dieser uralten Kultpflanzen ist die Wegwarte (*Cichorium intibus*), auch Wegweis genannt (MARZELL o.J.: 195f.). Ihre Blüten weisen immer in die Richtung der Sonne, auch wenn sie nicht scheint. Ihre Wurzeln zeigten den jungen Mädchen die Richtung an, in die sie heiraten würden. Sie war in vergangenen Zeiten ein unverzichtbares Ingredienz des Wurzbüschels (MARZELL o.J.: 54), der - an Maria Himmelfahrt (15. August) geweiht - Heilkräuter für Mensch und Tier enthält. In der Küche diente die Wegwarte als Kaffeeersatz (Zichorie) und - im Keller getrieben - als feines Gemüse, nämlich eine Art „Chicoree“ (Spiel 1936: 100). Die krautigen Teile wurden unter das Schweinefutter gemischt (ebd.). Auch der Gute Heinrich, Vorläufer des heutigen Spinats, hat seinen Namen nicht umsonst. Da öffentliche Wegränder Allmendeland waren, durften sich an ihnen auch die Landlosen bedienen. Er wanderte früher ebenso in die Armenküche wie andere Wegrandpflanzen, z.B. die Brennessel.

⁶⁾ Diese Geschichte erzählte eine Dorfbewohnerin, Jahrgang 1913.

schwindet unter einer Teerdecke. Das Oberflächenprofil wird immer ebener, glatter, härter. Auf solchen Straßen läuft sich's nicht mehr gut barfuß. Dämpfende Weichprofilsohlen und erhöhter Fahrkomfort müssen Ausgleich schaffen. „Die Oberflächenwirkung der Dinge, unser Gefühl für den Boden werden durch gesteigertes 'Wohlbefinden' mit Hilfe vermittelnder Elemente, die unseren Kontakt mit den Rohstoffen völlig unterbinden sollen, endgültig ausgeschaltet“, schreibt Paul VIRILIO (1989: 53), der Kritiker unserer Beschleunigungsgesellschaft. Und allmählich verschwindet auch die „leibliche Wirklichkeit der Körper“ (Virilio), die menschliche Präsenz.

Die Verstraßung ist die eine Seite des Wegewandels. Auf der anderen Seite aber verschwinden mit zunehmender Geschwindigkeit die informellen Wege, Pfade und Gässchen. Das kleine Adernetz des Dorfes wird verstopft, zum Beispiel mit Baumabschnitten, wie einer der beiden jahrhundertlang begangenen naturschönen Kirchenwege. Es waren zugezogene Neubürger, die ein Grundstück mit halböffentlichem Weg erworben hatten und, da sie nicht in das dörfliche Reziprozitätsnetz eingebunden sind, sich ungestraft ihrer Verantwortlichkeit für die Instandhaltung des Weges durch sein Auffüllen mit Gartenabfällen entziehen. Altdörfler müssen da schon vorsichtiger sein. Ihre Strategie ist der Verschluss der Wege, die gewohnheitsrechtlich ihr Grundstück kreuzen, zum Beispiel durch den Bau einer Garage, gegen den in der sich motorisierenden Gesellschaft niemand ernsthaft etwas einwenden kann.

Mobilisierung und Mobilität werden zu Zauberworten der gesellschaftlichen Entwicklung. Die „beschleunigte Automobilität“, um einen Begriff von Paul VIRILIO aufzugreifen (1989: 54), beginnt, sich nun auch in der ländlichen Gesellschaft durchzusetzen.

5. Endlösung: Automatisierung der Gesellschaft und „totale Mobilmachung“ (Virilio)

Wenn wir heute aus dem Fenster sehen – was ja schon per se unzeitgemäß ist, denn in der modernen Kommunikationsgesellschaft schaut man nicht mehr **aus** dem Fenster, um am Dorfleben teilzuhaben, sondern umgekehrt: man schaut **in** Fenster, windows genannt, und surft, ohne den Streß der dörflichen Netzwerkpflichten, im Internet – sehen wir also heute aus dem Fenster, so erleben wir morgens und abends eine „kollektive Transhumanz einer dromokratischen dörflichen Gesellschaft“ (VIRILIO 1989: 54) auf „beweglichen Möbeln“. Statt Gruppen von Menschen verlassen in den Morgenstunden Autokolonnen das Dorf, wie auf der Flucht. Jetzt ist zwar das Dorf von Straßenlampen auch nachts ausgeleuchtet, aber Vorbeifahrende sind nur zu identifizieren, wenn man ihre Automarken oder -nummern kennt. Eine unmittelbar leibliche Gegenwart von Menschen finden wir nur noch vereinzelt in Gestalt von Kindern, die zur Schule gehen, von alten Menschen, die im Tante-Emma-Laden einkaufen. Auch diese beiden Gruppen haben nur noch wenig miteinander zu tun. Gruß- und Blickkontakte bleiben aus, Anonymität macht sich auch zwischen den Generationen breit. So sagt ein 92-jähriger Dorfbewohner:

„Zu den Kindern hat man keine Beziehungen mehr, nicht einmal mehr zu den Nachbarskindern. Die grüßen nicht ein-



Abbildung 8: Be-wegen. Wegweiser am Jakobsweg in der Schweiz (Foto: Inhetveen)

mal mehr. Die geh'n in die Arbeit. Und wenn sie mal spazieren gehen, dann schau'n sie mich fast net an. Jugend und Alter kommt fast net zam mehr heut. Früher ham's den Beruf hier glernt. Und da ist a Beziehung zum Alter da g'wesen. Wenn's in die Wirtschaft gangen sind, dann sind's bei den Alten g'sessen. Die Leut ham Verbindung g'habt. **Und die Verbindung is über die Straß g'laufen.** Heut ist alles anders. Wir dürfen nicht mehr vergleichen. Die Leut, **der eine zieht dahin, der andere zieht dorthin, man hat keinen Überblick mehr.**“

Auch die Arbeitswelten und Arbeitswege der Menschen werden unsichtbar. Die wenigen Landwirte, die sich noch auf der Straße begegnen, sind damit beschäftigt, ihre Megamaschinerie aneinander vorbeizumanövrieren. Geschwindigkeit, Lärm und Gehäuse verhindern eine Begegnung. Schon in den 70er Jahren kommentierte eine Bäuerin:

„Heute gibt es in den Dörfern keine Gemeinschaft mehr und keine Einigkeit mehr. Da setzt sich jeder ins Auto und rutscht am anderen vorbei. Also die Sympathie hat die Maschine auseinandergebracht, selbst im bäuerlichen Leben (...) Durch das Technische ist das alles auseinandergegangen. Da fährt jeder seine Richtung am andern vorbei, das kann gar nicht mehr schnell genug gehen, während es früher viel gemütlicher war. Wenn sie früher mit dem Pferd aufs Feld gefahren sind, und der andere Bauer ist auch den Weg gefahren, dann sind schon zwei hintereinander gefahren, die sich unterhalten konnten. Aber heut fährt der auf dem Bulldog vorbei, gerade daß er noch eine Handbewegung zusammenbringt.“ (INHETVEEN/BLASCHE 1983: 122)

Paul Virilio hat die soziale Entfremdung aufgrund der – wie er es nennt – kollektiven Mobilmachung der Gesellschaft folgendermaßen beschrieben:

„Während früher der andere innerhalb einer nachbarlichen Gemeinschaft sogleich erkannt und anlässlich täglicher Begegnungen wiedererkannt wurde, wird mit der Revolution des Transportwesens dieser Nachbar zum 'Gespenst', das man nur zufällig wieder trifft, der Fremde lebt verborgen unter uns (...) die körperliche Anwesenheit des Mitmenschen wird immer unwirklicher.“ (VIRILIO 1989: 50)

Geschwindigkeit kommt nach Virilio einer Gewalt und Vernichtung gleich, und das ist auf unseren Dorfstraßen durchaus wortwörtlich zu nehmen: Das Spiel der Kinder, ja Fußläufigkeit jeder Art, kann totgefährlich werden. Selbst wer

die Straße als frommen Ritualweg nutzt, steht nicht immer unter dem Schutz von Engeln. Das Überqueren wird zum Wagnis, die Straße zum Abgrund zwischen Ortshälften oder -vierteln. Vernichtet werden in unserer Beschleunigungsgesellschaft aber auch Zeit und Raum: „...je beschleunigter die Bewegung, desto schneller vergeht die Zeit und um so bedeutungsloser wird die Umwelt.“ (VIRILIO 1989: 37) „Mitgerissen, eingefangen von der Gewalt der Fahrt“ (a.a.O.: 34) distanzieren wir uns vom Unmittelbaren. Nicht nur das Lebendige, sondern auch die Verantwortung bleibt dann auf der Strecke.

Zwar verbinden Straßen immer noch Menschen und ihre Ziele, aber diese sollen wie im Flug erreicht, Distanzen (wie Gegner) „überwunden“ werden. Straßen werden zu Passagen, Mensch zu Passagieren, Landschaften zu Transitstrecken. Räume schrumpfen zu Zwischenräumen, d.h. sie verlieren ihre eigenständige Bedeutung als sozioökonomische, kulturell und sinnlich erfahrbare Lebensräume. Orte werden zu Nicht-Orten. Und für die Trittflora an den Wegrändern fehlen dann nicht nur die geeigneten Spalten und Fugen, sondern auch die tretenden Füße.

6. Neue Wege braucht das Land – auf der Suche nach einer anderen Lebendigkeit

Die geschilderte Situation betrifft sicherlich nicht alle Dörfer. Noch heute gibt es Dörfer in abgelegenen Regionen, Dörfer mit besonderem Engagement für ihr Kulturerbe, Dörfer mit historischem Sonderweg, in denen die Prozesse nicht so dramatisch abliefen oder schon eine Kehrtwende eingetreten ist.

In vielen Dörfern jedoch verstärkt sich bei der Dorfbevölkerung in den letzten Jahren das Gefühl, dass auf den frisch geteerten Ausfallstraßen des Dorfes sich auch das Leben „aus dem Staube“ macht. Nur noch Sackgassen und Einbahnstraßen scheinen sich dort für das Dorfleben zu eignen. Widerständigkeits gegen diesen Wegewandel gibt es von Seiten der Bevölkerung auch in unserem Beispieldorf allenfalls punktuell und bevorzugt gegenüber Eingriffen der staatlichen Verwaltung:

„Von Dietlhof sind sie jeden Sonntag zu Fuß bis in unsere Kirche gegangen. Auch die Kinder sind den Kirchenweg in die Schul ’gangen. Das ging durch den Staatswald. Vor einigen Jahren hat der Staat neue Pflanzungen angelegt. Und da ham’s des Wegerle auch anpflanzt. Und dann is unser Oma her’gangen mit der Haa und hat des alles wieder vom Weg rausg’haut. Dann war des Wegerle wieder freig’legt.“

Was können wir tun, um nicht beim Beklagen unwirtlicher Zustände in den Dörfern stehen zu bleiben, sondern Elemente von Lebendigkeit auf dörflichen Straßen und Wegen zurück zu gewinnen? Zunächst einige Aspekte zur Schaffung geeigneter Rahmenbedingungen:

- Für die noch vorhandenen Wege und Gassen im und ums Dorf ist eine Art **Wege-Denkmalsschutz** zu fordern. Trampelpfade zwischen den Hauptstraßen, inoffizielle Gäßchen, überkommene Wegesysteme und Hohlwege in der Flur einschließlich der Relikte an den Wegrändern, alte Hecken und Kopfwiden, in den Sandstein gehauene Rübenkeller oder

Ziegenställe sind nachhaltigere Botschaften aus der ökonomischen und kulturellen Vergangenheit des Dorfes als alle Geschichtsbücher, weil sie mit sinnlicher Wahrnehmung und Erfahrung verbunden und im kollektiven Gedächtnis abgelegt sind. Sie erleichtern das Zueinanderkommen, indem sie Querverbindungen zwischen den Hauptstraßen schaffen, und erleichtern ab und zu den Verzicht auf das Auto. Ein Wege-Denkmalsschutz könnte zur Entschleunigung ländlicher Lebensweise beitragen.

- Aus ähnlichen Gründen sollte zweitens versucht werden, **aufgelassene Wege in den Dörfern, aber auch zwischen Dörfern und in der Flur wieder zu reaktivieren**. Unser Dorf soll zugänglicher werden! Dörfliche Vereine könnten sich dafür engagieren, über alle Wegerechte hinweg einen alten Weg wieder öffentlich gangbar zu machen. Auch Besonderheiten, wie ein zugewachsener Judensteig, auf dem die jüdischen Händler ihre Waren in die nächste Stadt transportierten, könnten reaktiviert werden, vielleicht in ähnlicher Weise wie in Südfrankreich, wo Touristen unter Anleitung und Aufklärung über die lokale Geschichte alte Römerstraßen freilegen helfen, Regionalgeschichte, Regionalentwicklung und sanfter Tourismus in einem. **Wegepatenschaften** könnten übernommen werden, um eine längerfristige Pflege zu gewährleisten.
- Als drittes plädiere ich allgemeiner für einen Perspektivewechsel in der **Heimatspflege und Dorferneuerungspolitik**. Statt „Unser Dorf soll schöner werden“ sollte das Ziel heißen: „Unser Dorf soll lebendiger werden.“ Denn es ist offenkundig: Nicht alles, was schön ist, ist auch lebendig. Was aber heißt „lebendig machen“? Meine These ist, dass Lebendigkeit stets etwas mit einem gleichzeitigen Neben- und Miteinander der drei Lebensstadien Werden, Sein und Vergehen zu tun hat. Ein Dorf wirkt auf uns dann lebendig, wenn nicht nur Fertiges in Erscheinung tritt, sondern auch Weg-typisches, d.h. Übergänge und Passagen, Entstehendes und Vergehendes. Warum finden wir alternde oder ruinöse Gebäude in heimischen Dörfern unerträglich, im mediterranen Urlaubsland aber attraktiv, charmant und interessant? Es gab Phasen in der Geschichte, in denen sogar planmäßig Ruinen gebaut wurden, um Menschen an „die Macht der Zeit“ zu erinnern (HIRSCHFELD 1997: 87). Alternde und verfallende Gebäude mit ihren Geheimnissen scheinen ein besserer sinnlicher Anker für die Entwicklung von Identitätsgefühlen, Heimatgefühl und Regionalbewusstsein zu sein als das Neue, Glatte und Perfekte.⁷⁾ Sinnliche Erfahrung aber ist die Voraussetzung dafür, dass Menschen wieder Verbundenheit für ihre Umgebung entwickeln und Verantwortung übernehmen können.
- Ähnliches lässt sich auf für die Ökologie der Wege fordern. Statt perfekter End- oder Ewigkeitslösungen für Wegenetze sollten wir für die Koexistenz von geordnetem Wachstum und Wildwuchs eintreten, in der trefflichen Formulierung von Josef Heringer für eine „Dorferneuerung als Kunst der Fuge“ (Josef Heringer). Die Forderung der sog. Tiefenökologie nach einer Rettung der letzten Wildnis könnte schon in unseren Dörfern ansetzen, bei der Ruderalflora an Straßen und

⁷⁾ „Heimatgefühl und Verwurzelung erwächst oft weniger aus dem Selbstverständlich-Lebensnotwendigen, sondern aus dem Geheimnisumwitterten und Relikthaften, hinter dessen einstige Bedeutung zu kommen, schon etwas Spürsinn erfordert.“ (RINGLER 1994:77f.).

Wegrändern, Zäunen und öffentlichen Plätzen. Verschönern kann auch einfach Sein-Lassen heißen, wie im Leben!

- Das wiederum setzt vor allem voraus, dass das dörfliche Tempo „humanisiert“ wird. Dorfstraßen sind heute Orte der Gefahr für alles, was weniger beweglich und ungeschützter ist als ein Autofahrer. Warum nicht auch Dorfstraßen prinzipiell „fußläufig“ konzipieren, d.h. so, dass FußgängerInnen, die verweilen und plaudern, oder auch radelnde Kinder eine Selbstverständlichkeit sind und nicht angehupt werden? Während sich in den Städten Tempolimits längst durchgesetzt haben bzw. durch Aufstellen von Hindernissen erzwungen werden, drängen modernisierungsbeflissene Bürgermeister in ländlichen Regionen noch immer auf die Beseitigung aller den Verkehrsfluss behindernden Elemente, wie vorkragender Hausecken oder Dorfbäume, werden – mit EU-Förderung – endlose Kilometer Feldwege geteert etc.

7. Für eine neue Gehkultur: „Gehen ist deine wichtigste Handlung“⁸⁾

Sind die Rahmenbedingungen gegeben, fehlt noch immer das Wichtigste: die Menschen selbst müssen wieder auf die Straße! Dies ist keine Aufforderung zu einer „Demo“, sondern zu einer neuen Gehkultur und mehr öffentlichem Alltagsleben auf Dorfstraßen. Folgende zwei Beispiele zeigen, wie das Gehen durch eine Öffnung der Dörfer für „das Fremde“ wiedergewonnen wurde.

Lebendigkeit durch Multikulturalität

In meinem Heimatdorf sind seit vielen Jahren Spurenelemente neuer Lebendigkeit zu beobachten: Untertags sehe ich häufig Gruppen jüngerer Männer, ältere Männer mit ihren Ehefrauen, junge Frauen mit kleinen Kindern, Jungens, die Karategriffe üben, und schließlich am Abend kleine Völkerwanderungen ganzer Familien an meinem Fenster vorbeiziehen, eilend oder auch langsam schlendernd, manchmal bis hinaus in die Flur und dann wieder zurück.

Sind hier die Zeiten stehen geblieben? Lebendigkeit wie eh und je? Nein: Die jungen Männer heißen Mehmed oder Ismail, die jungen Frauen Birsen oder Gülseren. In meinem Dorf leben viele türkische Familien. Der (noch?) relativ geringe Motorisierungsgrad, eine andere kulturelle Lebenspraxis, sicherlich auch eine höhere Arbeitslosenquote der türkischen Dorfbevölkerung tragen derzeit in erheblichem Ausmaße dazu bei, dass die Dorfstraßen wieder an Lebendigkeit gewonnen haben. Die neue Multikulturalität in manchen ländlichen Regionen birgt die Chance einer neuen Geh- und Begegnungskultur. Wie dauerhaft sich das in der Zukunft entwickeln wird, bleibt abzuwarten.

Wandern, Pilgern und Regionalentwicklung

Der Soziologe Georg Simmel unterschied den Fremden, „der heute kommt und morgen bleibt“ von dem „Wandernden, der heute kommt und morgen geht“ (SIMMEL 1968 (1908): 509). Nicht nur der auto-mobile Mensch ist ein Phänomen der modernen Arbeits- und Freizeitgesellschaft, auch der Wanderer und Pilger sorgt in manchen Regionen Europas für neues Leben auf den Wegen in Dorf und Flur. Die „dromologische Gesellschaft“ (Paul VIRILIO) erzeugt komplementär zu den rasanten Beschleunigungstendenzen auch ein großes Bedürfnis nach Entschleunigung, Ruhe und Stille bei den Menschen. Unsere Tagung in Niederaltich ist auch ein Ausdruck dieser seit gut einem Jahrzehnt sich entfaltenden neuen Wanderbewegung, der Ort selbst spiegelt mit der Freundlichkeit und Grußbereitschaft der Dorfbevölkerung vermutlich jahrhundertelange Begegnung und Erfahrung mit fremden Klostergästen wider.

Sicherlich haben nicht alle Dörfer einen Pilgerweg in unmittelbarer Umgebung. Aber das Netz von Pilgerwegen hat sich inzwischen in ungeahnter Weise verdichtet und belebt. Kluge Gemeinden haben in der Geschichte wie in der Gegenwart versucht, die Wanderer durch ihre Dörfer hindurchzuleiten und dadurch für wirtschaftliche und soziale Belebung zu sorgen. Schon vor 1000 Jahren entstand die Stadt Estella in Spanien durch eine gezielte Verlegung der herkömmlichen Route des „camino“ um drei Kilometer (vgl. HOINACKI 2004: 69). Der Codex Callixtinus, der Reiseführer aus dem 12. Jahrhundert, beschreibt, wie großartig diese Stadt als Rastplatz sei, wie hervorragend Pilger dort verköstigt würden und lenkte so die Pilgerströme gezielt jahrhundertlang durch diesen Ort. Auf meinen Jakobswegen entdeckte ich ähnliche Vorgänge für die Gegenwart.⁹⁾

Die Geschwindigkeit der Postmoderne hat – so Paul VIRILIO (1989) – Landschaften zu „Nicht-Orten“ gemacht, die von den Menschen mit ihren passageren Lebenslinien und Lebensformen nur mehr durchkreuzt werden. Es käme nun darauf an, unsere Dorflandschaften und ihre Lebensadern, die Wege, aus „Nicht-Orten“ in lebendige, unverwechselbare Orte umzugestalten, deren Besonderheiten spürbar und erfahrbar sind sowohl für die in der Region lebenden Menschen wie auch für die, die zugezogen sind und heimisch werden wollen, oder für die, die auf der Durchreise sind, als Gäste oder als Pilger. Es ist ein Gewinn, wenn Dörfer sich für das Andere und die Anderen öffnen und dafür ihre Potentiale mobilisieren. Mobilisieren heißt aber nicht (nur), das autogerechte Dorf zu schaffen, sondern durch eine gute Inszenierung der Wegekultur im Dorf die Menschen zum Langsamgehen, Aufmerken, Anhal-

⁸⁾ THICH NHAT HANH 1996: 80. Der vietnamesische Mönch Thich Nhat Hanh hat in vielen seiner Bücher den Segen des meditativen Gehens beschrieben: „...das Wichtigste ist es mit sich in Frieden zu leben und diesen Frieden mit allen anderen Lebewesen zu teilen. Um jedoch Frieden finden zu können, musst du dir jeder deiner Schritte bewusst sein. Dein Gehen ist deine wichtigste Aktivität. Es entscheidet alles.“ (Ebd.)

⁹⁾ Als ich 2002 nach 15 Jahren wieder auf dem Jakobsweg von Le Puy nach Conques wanderte, machte ich eine agrarsoziologisch höchst interessante Beobachtung: Ich kam durch Dörfer, in denen sich absolut nichts verändert hatte: Es gibt nach wie vor ein einziges Gasthaus mit der gleichen Wirtin, ich übernachtete im gleichen Zimmer, der Schrank klemmt wie damals, die Handtücher sind etwas mehr ausgefranst, das kulinarische Angebot ist identisch. Und das trotz ausgezeichneter und reizvoller Lage. Dann komme ich durch Dörfer, die ich entweder gar nicht kenne oder nicht wiedererkenne. Eines dieser mir völlig unbekanntes Dörfer war Senerque. Dort erfuhr ich folgende Geschichte: Als der Priester des Ortes starb und die Schule geschlossen wurde, entwickelte der Bürgermeister eine Vision: Er richtete in der alten Schule einen Gîte d'étape ein, im Pfarrhaus Chambres d'hôte, also eine etwas gehobene Klasse von Unterkünften. Ein neuer Lebensmittelladen wurde eröffnet, vor allem aber beschloss der Bürgermeister, dass der Jakobsweg, der einige Kilometer entfernt verlief, durch das Dorf gelegt werden müsse. Zusätzlich wurden die in der Region ansässigen Künstler gebeten, bei den vielen Events mitzuwirken.



Abbildung 9: Ungewöhnliche „Erfahrungen“ (Darstellung an der Marienkapelle am Markt in Würzburg) (s. S. 13)

ten zu bewegen. Damit werden wiederum Begegnungen und Vernetzungen gefördert, die neue Formen von Multikulturalität gewissermaßen fußläufig schaffen.

Literatur

ARENDS, Johannes (1971):
Volkstümliche Namen der Arzneimittel, Drogen, Heilkräuter und Chemikalien (Berlin usw.: Springer), 16. Auflage.

BERENDT, Joachim Ernst (2000):
Es gibt keinen Weg. Nur Gehen (Frankfurt a. Main: Zweitausend-eins), 2. Auflage.

BOLLNOW, Otto Friedrich (1980):
Mensch und Raum (Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz: Kohlhammer), 4. Auflage.

Der Große DUDEN (1963):
Herkunftswörterbuch Bd. 7. hgg. Bibliographisches Institut (Mannheim/Wien/Zürich: Dudenverlag).

GALLWITZ, Esther (1996):
Ein wunderbarer Garten. Die Pflanzen des Genter Altars (Frankfurt/M., Leipzig: Insel Taschenbuch).

HIRSCHFELD, Christian Cay Lorenz (1997):
Ruinen. In: Gartenlob. Ein kulturgeschichtliches Lesebuch. Mit einem Nachwort von Wolfgang Beck (München: Beck), S.83-88.

HOINACKI, Lee (2004):
Der Jakobsweg – ein spirituelles Abenteuer. Allein auf dem Pilgerweg nach Santiago de Compostella (Freiburg: Herder).

HEBERS, Klaus (2001):
Der Jakobsweg (Tübingen: Gunter Narr), 7. Auflage.

BINGEN, Hildegard von (1995):
Heilkraft der Natur – „Physica“ (Freiburg, Basel, Wien: Herder), 2. Auflage.

INHETVEEN, Heide (2004):

Der Wind und das Leibliche. Land-Natur-Konsum: Signaturen von Wendezeiten. In: SERBSER, Wolfgang/INHETVEEN, Heide/REUSSWIG, Fritz (Hrsg.) Land-Natur-Konsum. Bilder, Hinsichten, Konzeptionen im ökologischen Diskurs. (München: oekom Verlag), S.21-38.

INHETVEEN, Heide/BLASCHE, Margret (1983):

Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag.

JAHODA, Marie/LAZARFELD, Paul F./ZEISEL, Hans (1975):
Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch (Frankfurt/M.: Suhrkamp) (Erstauflage 1933, Leipzig: Hirzel).

KNECHT, Alexander/STOLZENBERG, Günter (Hg.) (1998):
Die Kunst des Wanderns. Ein literarisches Lesebuch (München: Deutscher Taschenbuch Verlag), 3. Auflage.

— (1998):

Nachwort. In: KNECHT, Alexander/STOLZENBERG, Günter (Hg.) (1998) Die Kunst des Wanderns. Ein literarisches Lesebuch (München: Deutscher Taschenbuch Verlag), 3. Auflage, S. 201-211.

MARZELL, Heinrich (o.J.):

Bayerische Volksbotanik. Volkstümliche Anschauungen über Pflanzen im rechtsrheinischen Bayern. (Nürnberg: Spindler).

O'HARA, Morgan (1982):

Zeit- und Raumbilder. In: Feministische Studien 1. Jg. Nr. 1, S. 93-103.

PILGERWEGE DER SCHWEIZ (1994):

Schwabenweg Konstanz-Einsiedeln. hgg. Mathis, Hans Peter, (Frauenfeld: Thurdruck) 2. Auflage.

RADKAU, Joachim (1998):

Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler (München, Wien: Hanser).

RINGLER, Alfred (1994):

Rahmensetzende Eigenart der Landschaft, in: Laufener Seminarbeit. H.1, S.77-94.

STRACK, Herbert (1988):

Ortskernentwicklung und Erhaltung der Ortskerne aus planerischer Sicht, in: Das Dorf im Wandel. Denkmalpflege für den ländlichen Raum, Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 35, S. 103-108.

SIMMEL, Georg (1968/1908):

Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung (Berlin: Duncker & Humblot), 5. Auflage.

THICH NHAT HANH (2004):

Zeiten der Achtsamkeit (Freiburg: Herder).

VIRILIO, Paul (1989):

Der negative Horizont. Bewegung/Geschwindigkeit/Beschleunigung (München/Wien: Hanser).

Anschrift der Verfasserin:

Prof. Dr. Heide Inhetveen
Institut für Rurale Entwicklung
Waldweg 26
37073 Göttingen.

Christian STREIT

Orte des Lebens – Zum Erleben von Natur, Gemeinschaft und Selbst im kommunalen Diskurs um Dorfentwicklung und Flächenverbrauch

Places of life. On the experience of nature, community and oneself in the discourse of communal development and urban sprawl



Abbildung 1: Nur eine Wiese: Baugebiet „Die Breiten“ in Eresing vor der Bebauung



Abbildung 2: Neubaugebiet Stiegelfeld in Moorenweis

Inhalt

Zusammenfassung – Summary	24
1. Wenn Dörfer wachsen wollen – Einleitung	24
2. Der Sinn der Planung	26
3. Das Dorf und seine Mythen	29
4. Die „Kommunalaufstellung“	31
5. Das Dorf spricht	34
6. Regionalentwicklung ohne Sinn und Verstand	39
7. Die Wiederentdeckung der Natur	39
8. Literatur	42

„Überzeugung braucht real keine empirische Fixierung. Überzeugungen fixieren sich gegenseitig diskursiv und bilden das Raster sprachlicher Zusammenhänge, innerhalb derer sprachliche Verkettungen möglich sind. Die Grundlage der Sprache ist Mythos, nicht Logos“

(VATER 2003 S. 19)

Zusammenfassung

Der Flächenverbrauch durch die Ausweisung von Bau- und Gewerbegebieten ist in Deutschland längst nicht mehr auf den sub-urbanen Raum beschränkt. Vor allem ländliche Kommunen und hier besonders solche im periurbanen Einzugsbereich von Stadtregionen wachsen rasant. Besonders unter der kommunalen Planungshoheit bayerischer Gemeinden sind die Einflussmöglichkeiten für regionales Management beschränkt. Es fehlt das geeignete Instrumentarium und die politische Unterstützung. Im Gegenteil: Der staatlich verordnete, ökologische Flächenausgleich bietet sogar eine willkommene Absolution für die begangenen Sünden an Natur, Landschaft und manchmal an der eigenen Bevölkerung.

Um die Motive für die Wachstumspolitik auf der Ebene der ländlichen Gemeinden besser zu verstehen und um neue Wege für eine kooperative Regionalentwicklung zu erschließen, wird im folgenden Beitrag der gemeindeinterne Planungsdiskurs analysiert. Am Beispiel von Umlandgemeinden in der Region München lässt sich dabei zeigen, dass kommunale Planung weniger im Bewusstsein für die eigene Natur und die Bedürfnisse der Bürgerschaft wurzelt, dafür um so mehr unreflektierten Klischees verhaftet ist. Klischees, die als Wahrnehmungen von sich selbst, der Natur, vom Dorf und von der Dorfgemeinschaft in der Planung wirksam werden. Den Schablonen vom „lebendigen Dorf“ eignet dabei nicht nur eine realitätsferne Sehnsucht nach der heilen Welt – die Enträtselung ihrer verborgenen Dramatik ist gleichzeitig auch der Schlüssel zu einer neuen Planungskultur, in der auch die Natur im Dorf wieder eine Stimme erhält. Die derzeitige Praxis – soviel wird dabei klar – belastet einerseits die Region, sie zerstört aber vor allem Natur und Gemeinschaft in den Dörfern selbst.

Summary

Urban sprawl is no longer an urban phenomenon in Germany. New residential areas and industrial parks are mushrooming in rural areas and here in particular in rural areas in the periurban fringe of larger cities. Though this development is thought to harm the regions ecological and social systems alike, regional management has no influence on decisions of local governments. In Bavaria to a large extent the local governments decide autonomously on land use planning. If one wants to initiate and manage intercommunal cooperation in the region, it is crucial to understand the discursive process within the rural communities, where the decisions on land use are made.

The following essay explores the discursive construction of concepts and ideas for communal development. Based on the theories of social systems (Luhmann) and emotional dynamics (Lorenzer) it argues, that prevailing concepts of communal development are stagnant in widely unconscious and emotive discursive practises. Communal planning should there fore be opened up to reflection of the psychological systems dynamics and emotional experience. If the prevailing „politics of self-denial“ could be embraced and reflected in a new systemic planning culture, current growth strategies would loose their natural momentum – the production of „false identities“. Foremost „urban sprawl“ in rural areas is not only a problem for regional ecology but a great burden for the growing rural communities themselves – loosing their positive identity and natural resources.

1. Wenn Dörfer wachsen wollen – Einleitung**Der Verdichtungsraum München wächst in das Umland hinaus**

Die Dörfer vor der Stadt, im sogenannten „ländlichen Raum im Umfeld des Verdichtungsraumes“ (LEP 2003), übertrafen 2001 nicht nur prozentual, sondern erstmals auch absolut die Bevölkerungszunahme des Verdichtungsraumes. Weder für die Stadt, noch für die Umlandgemeinden ist abschätzbar, welche sozialen, ökologischen und fiskalische Folgen diese Umverteilung von Bevölkerung und Gewerbe haben werden. Empirische Studien dazu fehlen bislang. Fest steht, dass mit dieser Entwicklung ein enormer „**Flächenverbrauch**“ einhergeht.

„Innerhalb der Region gibt es einen interkommunalen Wettbewerb um die Ansiedlung zukunftsfähiger Betriebe. Insgesamt ist das Selbstbewusstsein der Umlandkommunen gestiegen und der Anspruch wächst, die eigene Entwicklung so intensiv wie möglich selbst zu steuern. Leitbilder und Vorgaben der Regionalplanung werden als Einmischung in die kommunale Planungshoheit zurückgewiesen. Das Patchworkmuster der sozioökonomischen Entwicklung findet seine Entsprechung auf der politischen Landkarte in einem unkoordinierten Wettlauf der Kommunen um Wachstumspotentiale.“ (KARGERMEIER, MIOGSA & SCHUßMANN 2001 S. 171)

Der mit der Siedlungsentwicklung verbundene Flächenverbrauch und die disperse Siedlungsstruktur werden als unökologisch,

unsozial und unästhetisch angesehen (REISS-SCHMIDT 2003). Die sozialen und ökonomischen Lasten – insbesondere durch fiskalische Umverteilung – trägt die Kernstadt, während die Umlandgemeinden als Gewinner gesehen werden (MÄDING 2001). Man möchte die Kommunen in ihrem „Wachstumsrausch“ zur Mäßigung anhalten. Herr Winter – Regionalbeauftragter der Regierung von Oberbayern: „*Wir versuchen den Gemeinden zu vermitteln, dass sie über den eigenen Tellerrand hinausschauen müssen*“.

Sind also die Kommunen kurzsichtig? Wie bilden sich dort die Meinungen, was für eine Gemeinde „das Beste“ ist? Hat man denn auf dem Dorf kein Wissen um den Wert von Natur – keinen Sinn für ökologische Belange? Wie man dort den zukünftigen Herausforderungen begegnen will, welche Herausforderungen man überhaupt sieht, wie man zu den eigenen Vorstellungen vom Dorf und seinen Bewohnern kommt und wie man letztlich über Ressourcenverbrauch und die Umgestaltung der Landschaft entscheidet – das ist Gegenstand dieses Beitrags¹⁾.

Um herauszufinden, mit welchen Argumenten und Motiven die Kommunen ihr Wachstum planen und rechtfertigen, untersuchte ich im Jahr 2003 sechs Gemeinden im Münchner Umland, in denen es Konflikte im Verfahren der Bauleitplanung gegeben hatte. Diese Konflikte wurden mit den Baubehörden, den Naturschutzverbänden oder auch innerhalb der

¹⁾ Die empirische Grundlage für den Beitrag bildet meine Diplomarbeit: C. Streit: Orte des Lebens – zum Erleben von Natur, Gemeinschaft und Selbst in periurbanen Landnutzungskonflikten. Diplomarbeit am Departement für Geo- und Umweltwissenschaften der LMU München und am Lehrstuhl für Bodenordnung der TU München (2004).

Dorfgemeinschaft ausgetragen. Man stritt um Gewerbegebiete, Neubausiedlungen oder Sondervorhaben in der freien Landschaft und die verschiedenen Konfliktparteien erzählten mir, warum sie für oder gegen bestimmte Projekte waren. Insgesamt führte ich 44 Gespräche mit Vertretern der Kommunen, der Landkreise und der Landesplanung, mit Bürgerinnen und Bürgern, mit Repräsentanten von Trägern öffentlicher Belange und der Raumplanung. Davon 25 auf der Dorfebene, wo Gemeinderäte und Bürgermeister sich mit Naturschützern und konservativen Bürgern auseinandersetzen müssen, die um die Identität ihres Dorfes bangen. In den Diskursen um Siedlungsentwicklung erschließt sich dabei ein ganzer Kosmos von Gefühlen und Gedanken aus der dörflichen Lebenswelt. Diese gilt es zu verstehen, wenn man über die Rolle der Kommunen in einer nachhaltigen Regionalentwicklung nachdenkt.

Die Kommunen im Planungsprozess

Besonders die Gemeinden ins Blickfeld zu holen erscheint notwendig.

1. Die Gemeinden sind in Bayern dank der kommunalen Planungshoheit die wichtigsten Partner für die Regionalplanung.
2. Die starke Stellung der Bürgermeister lässt es wünschenswert erscheinen, die Basis dieser Macht und die damit verbundenen Entscheidungsprozeduren genauer zu erforschen.
3. Der wissenschaftliche Nachhaltigkeitsdiskurs dezentralisiert und delegiert ökologische Verantwortlichkeiten auf kommunale Ebenen: Die Betroffenen sollen über ihre Ressourcen entscheiden (EKINS 2000).
4. Der allgemeine Rückbau staatlicher Regulierung bringt generell ein Anwachsen der kommunalen Zuständigkeiten mit sich.
5. Die Kommunen greifen in ihrer realen oder gefühlten „Finanzkrise“ besonders auf die Ausbeutung ihrer natürlichen Ressourcen zurück – dabei müssen sie oft auch die Wertmaßstäbe für „Natur“ und „Landschaft“ neu definieren.

Die dörfliche Identität und ihre Konstitution

Zu lange hat man in der Regionalplanung die Dörfer vor der Stadt als „abhängige Trabanten“ betrachtet. Zu lange haben sich die Dörfer dort selbst ein Dasein als Hort der bäuerlichen Kultur(-Landschaft) und traditioneller Lebensart verordnet. Zu dieser Lebensart gehört neben dem Trachtenverein auch ein traditioneller Diskurs- und Politikstil, der tief im emotionalen Beziehungsgefüge wurzelt. Kommunale Planung verstehen bedeutet auch die Gefühle und Beziehungen in den Dorfgemeinschaften zu kennen.

Neuere Vorstellungen von der Stadt, etwa als „Stadt-Landschafts-Park“ (SIEVERTS 1997), können nur in einer neuen Kooperationskultur zwischen derzeit städtischen und ländlichen Kommunen verwirklicht werden. Das oft gezeißelte „Kirchturmdenken“ wurzelt dabei weniger in wirtschaftlichem Gewinnstreben als vielmehr in ängstlicher Abschottung gegenüber der Stadt, anderen Dörfern und letztlich in einem Mangel an „echter Beziehung“ in der Dorfgemeinschaft selbst. Der ausufernde und scheinbar rein wirtschaftlich motivierte Umgang mit der natürlichen Ressource Boden deutet – nein, nicht auf Beziehungslosigkeit – sondern auf eine deformierte Beziehung zur eigenen Natur hin.

Die Natur gehört zur ländlichen Identität wie die Straßenbahn zur urbanen. Und weil der Mensch untrennbar beides ist – ein Natur- und ein Kulturwesen – deswegen haben die diskursiven Techniken, mit denen Natur als Bestandteil der Identitäten konstruiert wird, eine Wirkung auf der Gefühls- wie auf der Verstandesebene. Der Diskurs zur Dorfentwicklung ist ein sozialer Prozess in dem die eigene, menschliche, wie auch die „äußere“ Natur erfahren wird. Die Identität einer Kommune entsteht dabei zwar aus vielen Einzelbeiträgen ihrer Bürgerinnen und Bürgern – letztlich ist sie aber, ähnlich der individuellen Identität, der Einheit verpflichtet. Eine Gemeinde kann nur mit einer Stimme planen – sie muss zu einer Entscheidung kommen, wenn es um Dorfentwicklung geht. Ob sie dabei die verschiedenen Bedürfnisse und Naturkonzepte integrieren kann, hängt von der Offenheit des Planungsprozesses ab, und die wiederum ist eng verbunden mit der emotionalen Dynamik in der Planung – mit den Empfindungen und dem Bewusstsein der Diskursteilnehmer also.

Ein erweiterter Naturbegriff – Das Selbst als Naturerfahrung

Wenn ein Kind Sprechen lernt, dann beginnt es mit Wörtern, die Menschen und Dinge bezeichnen. Das Wort „Mama“ knüpft an die vorsprachliche Erfahrung der Person „Mama“ an. Später schwingt sich der bewusste Lernprozess auf immer abstraktere Ebenen. Doch die nichtsprachliche, emotionale Erfahrung von der Welt bildet die Grundlage für eine Entwicklung bewusster, rationaler Erfahrungshorizonte.

Diese emotionale Wahrnehmung ist die „Naturebene“ in uns. Ein anderes Bild für diese nichtsprachliche Ebene ist „das weibliche Prinzip“. Weiblich deswegen, weil die vorsprachliche Basiserfahrung vom Dasein in der Welt eben naturgemäß zunächst stark mit der Mutter verknüpft ist. Menschen werden von Müttern geboren und versorgt – auch wenn natürlich Väter ebenso emotional wahrgenommen werden können. Dieses „emotionale Weltverständnis“ beurteilt Situationen nicht nach Kriterien wie „richtig“ und „falsch“, sondern ordnet sie nach Gefühlszuständen wie „Freude“, „Wohlgefühl“, „Geborgenheit“, „Furcht“ und „Schmerz“.

„Was Du nicht willst, dass man Dir tu, das füg' auch keinem anderen zu!“ sagte meine Uroma als Kind zu mir. Diese volkstümliche Form des Kantischen Imperativs beschreibt die alltägliche, kollektive Produktion von Gesellschaft. Woher kommt mein Wissen um das, was ich nicht will, dass man mir tu? Dieses Wissen – vereinfacht gesagt – resultiert aus Erfahrungen, gesammelt in der Gemeinschaft, in der ich lebe. Der Mensch definiert sich als Individuum in seinen Beziehungen in und zu Gemeinschaften wie Familie, Gruppe, Dorf, etc.; und gleichzeitig definiert er sich durch seine biologische Existenz, die ihn mit Bedürfnissen und Empfindungen und der Fähigkeit zur sinnlichen Wahrnehmung ausstattet und die ihn mit „der Natur da draußen“ verbindet. Die Erfahrung des Selbst in der Natur und in der Gemeinschaft bildet die Grundlage für die Wahrnehmung von beidem. Oder umgekehrt: Naturkonzepte sind Naturerfahrungen.

In der kommunalen Planung spielt die emotionale Wahrnehmung eine wichtige Rolle. Wie wir mit „der Natur“ als einem uns „anvertrauten Gut“ umgehen, hängt auch davon ab, wie wir mit unserer ureigensten Natur – dem Körper – umzugehen gelernt haben. Emotionen sind körperliche Natur und räum-

liche Planung berührt die Gefühle der Bürgerschaft. Umgekehrt beeinflusst die in den Planungsprozess eingebrachte Haltung der Natur gegenüber auch sein Resultat. Ein Indianerhäuptling sagte einmal in einer vielzitierten Rede: „Was ihr der Erde antut, das tut ihr den Söhnen der Erde an“ – diese Redewendung wurde als Menetekel für den ökologischen Kollaps gedeutet, resultierend aus Gewinnstreben und Naturausbeutung durch den weißen Mann.

Die Gier nordamerikanischer Kolonisten, die Chief Seattle vor Augen hatte, als er diesen Ausspruch tat, wurzelte auch in einem aus Europa importierten Natur- und Körperkonzept und einer rigiden Sozialisationspraxis. Die Umkehrung des Zitats ergibt daher ebenfalls Sinn – und einen Perspektivenwechsel auf die körperliche Natur im Planungsprozess: „Was ihr den Söhnen der Erde antut, das tut ihr (tun sie) der Erde an...“ Oder anders: „Räumliche Planung reflektiert die Befindlichkeiten der Planenden.“

Der Zugang zur emotionalen Ebene als Chance für die Regionalplanung

Landnutzungskonflikte als emotionale Konflikte zu betrachten, bietet eine Chance für die Regionalentwicklung, Gefühle in der Planung als eine gestaltende Kraft zu akzeptieren und zu nutzen. Der Flächenfraß schreitet voran – besonders in Bayern²⁾. Die Zeiten für staatliche Regulierung sind schlecht. Gefragt sind kommunale Autonomie und Selbstverantwortung. Indem hier ein Zugang zu den emotionalen Wurzeln der Planung aufgezeigt wird, soll ein eigenverantwortlicher Umgang mit kommunalen Ressourcen ermöglicht werden.

2. Der Sinn der Planung

Bauleitplanung als Diskurs-System

Die Bauleitplanung auf der Gemeindeebene umfasst die Aufstellung eines Flächennutzungsplanes (FNP) und eines daraus abgeleiteten Bebauungsplanes. Die Bauleitplanung ist das einzige verbindlich vorgeschriebene und gesetzlich geregelte Verfahren der Dorfentwicklungsplanung (§ 1 Abs. 1 und 3 BauGB). Die ihr zugrundeliegenden Entwicklungsplanungen werden als „informelle Planungen“ bezeichnet (BAYERISCHES INNENMINISTERIUM 2000), da keine gesetzliche Regelung zu ihrer Durchführung oder ihrer Verbindlichkeit existiert.

Zur informellen Planung gehört z.B. auch der Diskurs darüber, was ein lebendiges Dorf wäre – was überhaupt unter Entwicklung des Dorfes zu verstehen sei. Dieser Diskurs um Dorfentwicklung findet in einem Milieu statt, das von den dörflichen Institutionen strukturiert wird. Familie, Vereine, Verbände, Dorffeste, Stammtische, Feuerwehr, Kirche sind neben den politischen Institutionen als Orte der gemeinsamen Bewusstseinsbildung anzusehen. Sie bilden den Kontext für den Diskurs um Dorfentwicklung – werden dabei Teil eines Prozesses, bei dem Dorfbilder erzeugt und Ressourcen verbraucht werden.

Soziale Systeme – Niklas Luhmanns Kommunikationsmodell

Die Gesellschaft besteht nach Niklas Luhmann aus sozialen Systemen und soziale Systeme bestehen aus Kommunikationen. Dabei evoziert die Erwartung eines Verstehens eine

kommunikative Handlung als Mitteilung. Wird eine solche Handlung angenommen und verstanden, so hat sich in diesem Zyklus von Sprechen und Verstehen etwas reproduziert, das Niklas Luhmann als „Sinn“ bezeichnet. Soziale Systeme reproduzieren Sinn oder auch (Be-)Deutungen (LUHMANN 1984).

Eine Kommunikation ist der Zyklus von Mitteilung und Verstehen. Wenn dieses Inbeziehungtreten gelingt, wenn es ein Verstehen gibt, ist es Kommunikation und damit die Reproduktion einer der Einheiten, aus denen die Gesellschaft besteht. Dort, wo es kein sinnhaftes Verstehen, keinen Anschluss gibt, gibt es auch keine Kommunikation – pflanzen sich (Be-)Deutungen auch nicht fort – entsteht auch kein Sinn.

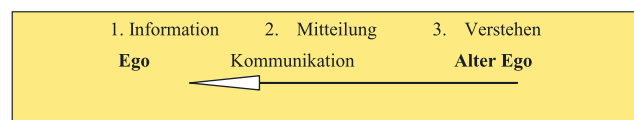


Abbildung 3: Richtung des Kommunikationsprozesses

Dass Kommunikation von der angenommenen Erwartung eines Verstehens beim Gegenüber ausgeht (alter ego), macht Sinn: Deutungsmuster sind kollektive Produkte – Nur wenn ich annehmen kann, dass mein Gegenüber versteht, was ich sage, werde ich das Wort an ihn oder sie richten. Nur, wenn ich annehme, dass ein Begriff wie „Siedlungsdruck“ in einem bestimmten Kontext verstanden wird, werde ich ihn einsetzen... Hier wird bereits eines deutlich: Das Konzept ist alles andere als banal und man verlässt sehr schnell die Ebene des reinen Sprechens und begibt sich in ein Beziehungsgeflecht von möglichem Gemeintem und möglichem Nicht-Gemeintem mit dem sich eine Evolution der Begriffe, Bedeutungen und der ihnen zugrunde liegenden Lebenspraxis herausarbeiten lässt. Ein lesenswertes Beispiel für eine Analyse nach diesem Konzept ist Luhmanns Buch über die Entwicklung des Begriffs von der Liebe: „Liebe als Passion“.³⁾

Hier soll es genügen, das Prinzip einer gemeinsamen, systematischen Herstellung von Bedeutung festzuhalten. Bedeutung ist zwar eine Zuschreibung, die ein einzelner Mensch vornimmt, sie wird aber in einem kollektiven Prozess „gemacht“ – sie ist das gemeinsame Gut einer Diskursgemeinschaft. Es sind demnach nicht Menschen, die Bedeutung oder „Sinn“ schaffen, sondern „Soziale Systeme“ werden als die eigenständigen Einheiten der Gesellschaften angesehen. Sie pflanzen sich ähnlich einer biologischen Zelle bei der Kommunikation fort – Kommunikation ist dabei sozusagen „sozialer Sex“. Nach dem Vollzug einer Handlungssequenz hat sich Bedeutung reproduziert.

Emotionaler Sinn – Die Bedeutung von „Szenen“

Neben den sprachlich-rationalen Beziehungen zur Umwelt machen Menschen aber auch auf einer körperlich-emotionalen Ebene Erfahrungen in der Kommunikation. Ein Modell für diese Erfahrungsebene liefert Alfred Lorenzer mit dem emotionalen Sinnsystem: Bereits im embryonalen und im Säuglings-Stadium, werden Wahrnehmungen unbewusst in Form von Szenen gemacht. Komplexe Muster von gleichzei-

²⁾ Schwarzbuch Gewerbegebiete in Bayern; BUND 2003.

³⁾ LUHMANN 1994: Liebe als Passion. Frankfurt

tig wahrgenommenen Sinneseindrücken, verbunden mit Freude, Hunger, Angst, Ohnmacht, Wohlgefühl, etc. werden als Gesamtsituation, als Ganzheit, als sogenannte Szene wahrgenommen und sind als solche erinnerbar. Lorenzer bezeichnet das als „Gestaltkreise“ (LORENZER 2002 S. 116f.).

Im Sinne der Gestalttheorie (z.B. SIMON und STIERLIN 1984) genügen fragmentarische Eindrücke von erlebten Szenen, um den gesamten Entwurf von Beziehungserfahrung zu erinnern und die damit verbundenen Emotionen freizusetzen. So genügt uns häufig eine Kleinigkeit, wie z.B. ein Geruch von Seetang, um eine ganze Szenerie vom Urlaub am Meer heraufzubeschwören. Neben dem System bewussten Verstehens gibt es also ein System unbewusster Handlungsentwürfe – „ein sprachloses Sinnsystem“, wie Alfred Lorenzer sagt – oder um es mit Michele Foucault auszudrücken: Szenisches Verstehen ist eine Macht, „die in die Tiefe der Körper materiell eindringen“ kann, „ohne von der Vorstellung der Subjekte übernommen zu werden“. (FOUCAULT in VATER 2003 S. 56)

Zerbrochener Sinn – Sprachzerstörung

Eine wichtige Rolle bei der kollektiven Produktion von Sinn spielt die sogenannte „Sprachzerstörung“. Alfred Lorenzer bezeichnet damit einen Vorgang, der die sprachliche Repräsentation von Triebwünschen löscht oder verdrängt. Emotionen werden in der Erziehung zum Gegenstand von Kontrolle durch das Kollektiv wie auch des Individuums selbst. Das unbewusste System der sinnlich-symbolischen Interaktionsformen (die Triebebene) gerät dabei zwangsläufig in Konflikt zum bewussten System der Sprachfiguren, in dem Normen und Verhaltensregeln vermittelt werden. Kann dieser Konflikt nicht durch Integration in das Bewusstsein, also durch Versprachlichung gelöst werden, „dann bleibt als Ausweg nur die Desymbolisierung – die Verbindung beider Systeme zerbricht. Die Emotion muss verdrängt werden“ (LORENZER 2002 S. 187).

Die solcherart verdrängten Triebwünsche sind jedoch nicht unwirksam für das Denken und das Handeln. Ihrer zugehörigen sprachlichen Verknüpfung beraubt, und damit gleichzeitig allen Einsprüchen von dieser Seite entzogen, „gewinnt die Interaktionsform ihre alte Reagibilität auf Situationsreize wieder“. Aber nicht die wirklichen Triebwünsche, sondern ihre Ersatzbildungen werden agiert: Zwanghafte, dem Getilgten verwandte Verhaltensmuster – die Klischees. Sie stellen ein Substitut für die verdrängten Verhaltensmuster dar und sie zu agieren bedeutet nicht einen Lustgewinn für das Individuum, sondern einen „Krankheitsgewinn“. „Es ist die falsche Szene, die hier gespielt wird und es sind die falschen Worte, die hier gesprochen werden“. (LORENZER 2002 S. 62)

Die Natur in uns ist also unverwundlich – auch wenn sie „falsch“ in Erscheinung tritt. Doch trotz oder gerade wegen der in solchen falschen Äußerungen verborgenen Leidens- und Konflikterfahrung bieten sie einen Ansatzpunkt für neue Kommunikations- und Bewusstseinsformen. Im Diskurs um Dorfentwicklung z.B. weisen solche Klischees auf wichtige Knackpunkte in der Planungskultur hin. So wird die Natur in



Abbildung 4: Michelangelo „Die Erschaffung des Menschen“

uns zur Rückhalt gebenden Stimme, die es zur kulturellen Erneuerung zu nutzen gilt, anstatt sie zu verbannen.

Die Erschaffung von Sinn – Die Synthese von Bewusstsein und Emotion

Michelangelo hat mit der Erschaffung des Menschen sehr schön den Reproduktionsprozess des Sozialen dargestellt, bei dem Gott den Menschen „nach seinem Bilde“ schafft. Der Mensch wird in emotionalen Beziehungen geschaffen, deren Teil er ist. Die Szene enthält den wechselseitigen Bezug ohne fassbare, materielle Verbindung (die Finger berühren sich nicht) – und sie stellt im Altersunterschied ein Vater-Sohn-Verhältnis dar, das die christliche Gesellschaft schon immer ganz besonders beschäftigt hat, und das auch in diesem Beitrag noch eine wichtige Rolle spielen wird.

Der Stoff, aus dem Szenen sind – Familiendynamik

Bezüge zwischen Mann und Frau sind in der abendländischen Gesellschaft von Rollenzuschreibungen geprägt, die den Mann als das Oberhaupt der Familie konstituieren und ihm Macht und Besitz verleihen. Die Frau war (und ist) für den häuslichen Bereich und die Kinderbetreuung zuständig. Peter Jüngst und Oskar Meder gehen unter solchen Bedingungen davon aus, dass die Beziehungen zwischen Mann und Frau tendenziell „unbefriedigend“ bleiben, und somit die Frau für ihre emotionalen Bedürfnisse auf die Kinder, und in besonderer Weise auf die Jungen, verwiesen ist. Unter solchen Bedingungen erfahren die Jungen ein Wechselbad von Verwöhnung, Überforderung (als Partnerersatz), aber auch gelassener Zuwendung.

Je weniger die Mütter eine emphatische Präsenz aufbringen können, um so schwieriger ist es für die Söhne, eine Ablösung zu erleben, die eine positive Selbsterfahrung dabei zulässt (JORDAN 1997). Stattdessen bleibt das Kind hin und her gerissen zwischen Kontrastbildern von Mutteraspekten, die verfolgen, strafen und vereinnahmen oder ewig spenden und befriedigen (JÜNGST und MEDER 2002 S. 27). Die spätere „Unterwerfung“ seiner Frau schreibt jene als traumatisch erlebte präödpale Dynamik als „Leugnung der Abhängigkeit von der Frau“ fort (ebd. S. 32).

Zum Kind tritt der Vater in der sekundären Sozialisationsphase in Beziehung, indem er der ödipalen Dynamik Schranken setzt – dazwischen tritt. Dabei „errettet“ er den Jungen gleich-



Abbildung 5: Rembrandt „Die Opferung Isaaks“



Abbildung 6: Guido Reni „David und Goliath“

sam aus dem konflikthafter Erleben der Mutterbeziehung, stellt aber gleichzeitig einen Konkurrenten dar. Ein Aspekt dieser Konkurrenzdynamik ist väterliche Aggression gegen den Sohn. **Rembrandt** hat sie in der Geschichte von Abraham und Isaak gemalt, wobei der aggressive Impuls letztlich von höchster Instanz (Gott) unterbunden wird. Die Kehrseite – die kindliche Aggression gegen den Vater – ist in der Szene von „David und Goliath“ von **Guido Reni** dargestellt.

Eine unbewusste Konkurrenz und ein durch rigide Erziehung geschwächtes Selbstwertgefühl, prägen latent die Vater-Sohn Beziehung in der patriarchalen Familie (JÜNGST und MEDER 2002 S. 29f).

An dieses ödipale Drama der Söhne und die dabei erlebten Traumata, knüpft das Kollektiv an, um soziale Kontrolle zu institutionalisieren. Die Identifizierung mit dem Vater, seiner Macht und seinem Besitz führt zu einer komplexen präsentativen Symbolisierung von Land, Besitz und gesellschaftlichen Institutionen. Die Natur, das Land und die Körper als „das Natürliche“ werden dabei tendenziell mit „dem Weiblichen“ assoziiert. Die Bezüge zu Land und Natur sind somit unbewusst auch von Herrschaftsimpulsen und Unterwerfung geprägt. (JÜNGST und MEDER 1992).

Sozialisation wäre im besten Fall also ein Prozess, eine bewusste Selbstwahrnehmung zu entwickeln d.h. die Fähigkeit zur Integration szenischen Erlebens in das Bewusstsein zu erwerben. Sozialisation ist aber leider all zu oft ein Prozess, der diese Fähigkeit in einer solchen Weise beschränkt, dass sie den unbewussten Bedürfnissen der Erziehungspersonen genüge tut. Oder um es mit dem Schriftsteller Thomas Bernhard zu sagen:

„Wir werden erzeugt aber nicht erzogen, mit der ganzen Stumpfsinnigkeit gehen unsere Erzeuger, nachdem sie uns erzeugt haben gegen uns vor, mit der ganzen menschenzerstörenden Hilflosigkeit, und ruinieren schon in den ersten drei Lebensjahren alles in dem neuen Menschen, von dem sie nichts wissen, nur dass sie ihn kopflos und verantwortungslos gemacht“. (BERNHARD 1977 S. 81)

Sozialisation im Dorf

„Die Aufnahme in den Verein erfolgt als eine Art Initiationsritus: Der männliche Jugendliche hat zunächst einmal kein Mitspracherecht. Er muss sich unterwerfen unter seinen Interessen z.T. nicht entsprechenden Zielen und Inhalte, bekommt aber zusätzliche, für ihn attraktive männliche Muster vermittelt: Im Zusammensein mit erwachsenen Männern kann er sich dem Alkoholkonsum, Wettkämpfen und Männergesprächen widmen. Die Entwicklung einer Selbstwertperspektive [...] lebt von einem diffusen Begriff von Kameradschaft, die Frauenverachtung einerseits aber auch einen nicht artikulierten Leidensdruck einschließt. [...] Schwäche und Unsicherheit kann kaum thematisiert werden. Gerade in Krisenzeiten des Jugendalters verbergen sich die Jugendlichen hinter lautstarken Demonstrationen von Männlichkeit. In gleicher Weise werden auch in Zeiten sozialen Wandels Zweifel an der Sinnhaftigkeit von Vereinsinhalten verdrängt. Die männliche Sprachlosigkeit wird somit kaschiert in bewährten Formen: Konkurrenz, Rivalität und Wettkampf; gegenüber Frauen durch Kontrolle, Abwertung und Verächtlichmachung des weiblichen Prinzips“ (WAHL 1991)

Auch die Dorfgemeinschaft selbst wird als Institution wirksam. Zugehörigkeit, Ausgeschlossenheit, wie z.B. durch die öffentliche Meinung (Klatsch), knüpfen an primäre und sekundäre Erfahrungsmuster an (STEIN 1991 S. 20). Das tut auch die Kirche in ihrer reichen präsentativen Symbolik (LORENZER 1968). Kirchliche Gemeinschaft und vor allem die Gottesmutter Maria evozieren Gefühle mütterlicher Zuwendung, der Pfarrer als väterliches Imago herrscht, setzt Normen mit überirdischer Macht, ähnlich dem als übermächtig erfahrenen Vater. Der Einzelne kann hier Kind sein und Geborgenheit, Absolution und Strafe erfahren.

Orte des Lebens – territoriale Identitäten
Wir haben weiter oben von emotionaler Dynamik in der Sprache gehört. Doch nicht nur durch Worte lassen sich Gefühle „abrufen“ – auch mit sog. „präsentativen“ Orten sind körperliche Erfahrungen verknüpft. So gibt es spezielle Objekte territorialer Symbolisierung, wie z.B. den Maibaum, der vor allem den männlichen Stolz auf traditionelle Berufsstände repräsentiert. Das Kriegerdenkmal, das Respekt (und den Schmerz) für die Söhne bezeugt, die dem Vaterland geopfert wurden, die Kirche, das Wirtshaus und das Rathaus als architektonische Symbole. Brunnen, Mariensäule, Friedhof, Feldkreuze, Bildstöcke, Dorfweiher... Sie alle entfalten im Raumerleben ihre Bedeutung und bilden den Kosmos des dörflichen Gemeinschaftserlebnisses – ein Teil dieses Beziehungssystems ist der Entwicklungsdiskurs.

Umbruchsituation

All diese bewährten Institutionen dörflicher Identität und Sozialisation bröckeln derzeit. Sie werden in Frage gestellt durch die Mediengesellschaft und einer sich zusehends „verstädtern“ Lebenspraxis. Sie werden ausgehöhlt von zerfallenden Familien. Die Kirche und ihre Bräuche stehen in der Gefahr, sich zur sinnentleerten Folklore zu wandeln, die Landschaft



Abbildung 7: Mariensäule Eresing

wird mit städtischen Ökologiebegriffen besetzt, bzw. mit industrieller Agrartechnik bewirtschaftet oder mit postmoderner Architektur und Infrastruktur überplant. Zugereiste Bürger und Bürgerinnen wollen im Dorf mitreden, ohne die Initiationsriten der Dorfgemeinschaft durchlaufen zu haben.

Die christlich-bäuerliche Leitkultur, der sich die Wertmaßstäbe und die Leitbilder der Dorfentwicklung verdanken, sie persistiert mehr, als dass sie noch existiert. Zwar prägen tradierte Klischees vom alten Dorf das Vereinsleben, doch „draußen“ haben längst „fremde Elemente“ die Oberhand gewonnen: Gasthäuser und Dorfläden verschwinden und die verkehrsreiche Kreuzung mit Dönerstand, „Schlecker“ und Getränkemarkt symbolisiert nicht nur die neue Suburbanität und den ökonomischen Wandel. Sie evoziert auch ein Lebensgefühl von Aufbruch aus erstarrten Formen, bzw. ängstigt solche Menschen, die das Alte und damit sich selbst bedroht sehen.

In einer solchen „Krisensituation“ der massiven Bilder- und Bedeutungszerstörung können die in Mythen, Riten und präsentativen Orten aufgehobenen Ängste und Wünsche virulent werden. Entweder muss man hier Ersatz schaffen, das „Alte“ konservieren oder auch einen Bewusstseinsprozess in Gang setzen, um mit den Gefühlen umzugehen zu lernen, die sich da plötzlich Bahn brechen. Die Ungleichzeitigkeit solcher Umbrüche zwischen ökonomischer und symbolisch-präsentativer Reproduktion bringt es mit sich, dass psychosoziale Dynamiken persistieren, obwohl die ökonomischen Bedingungen, die zu ihrer Herstellung führten, sich geändert haben. Das Bauerndorf ist tot – es lebe das Bauerndorf. Bei aller Finanznot in den Kommunen wird deswegen noch immer sehr viel Geld in das äußere Erscheinungsbild des Ortes investiert – auch einer der Gründe, warum man Bauland mobilisieren muss.

3. Das Dorf und seine Mythen

Ein Fenster zur Gefühlswelt von Diskursteilnehmern bietet das Gespräch und besonders die darin vorkommenden Bilder vom Dorfleben. Wenn mir jemand einen Mythos zum Thema Dorfentwicklung erzählt – z.B. den Mythos von den jungen einheimischen Familien, die ohne das „*Einheimischen-Modell*“ quasi aus dem Dorf gejagt würden, so drückt er oder sie darin ganz besonders ein (Mit-)Gefühl aus. Mehr als das: Wenn dieser Mythos die Gemeindepolitik zum Gegenstand hat, so werden wir darin auch die Beziehungen der Bürgerinnen und Bürger zur Gemeinde finden. Der Mythos sagt auch etwas darüber, in welcher Rolle sich die Planer und Politiker selbst sehen und wie sie von anderen gesehen werden wollen, er sagt etwas über die Ängste und Hoffnungen, denen er seine Entstehung und Popularität verdankt – kurz: Der Mythos enthält eine Dorf-Identität, der die Planung verpflichtet ist.

Junge Familie in Not – das Einheimischenmodell

„Es hatte vorher eine Umfrage gegeben und man hatte festgestellt, dass es junge Echinger Bürger gab, die in Eching bauen wollten, aber kein Bauland fanden.“ (BM Eching)

„Wir sehen, dass wir nicht genug Wohnraum schaffen für flüggewordene Allinger. Irgendwann werden die Kinder erwachsen, aber die Eltern geben ihren Wohnraum nicht auf. Da sind die Kinder gezwungen wegzuziehen. Das wollen wir stoppen.“ (BM Alling)

„Baulandausweisung war zum jetzigen Zeitpunkt notwendig. Es war Anfrage vom Dorf da. Jugendliche. Junge Familien, die haben einfach, die haben geschaut in Eresing aber es waren keine Mietwohnungen frei [...]“ (Gemeinderat Eresing)



Abbildung 8: „Präsentatives“ Ensemble in Eresing

Der Mythos von der jungen, eine Wohnung suchenden Familie wird schon in der Weihnachtsgeschichte erzählt. Hier bekam die junge Familie nur einen Stall – kein Einheimischenmodell. Der Mythos hat den generativen Übergangs- und Ablösungsprozess zum Gegenstand, bei dem die Herkunftsfamilie verlassen und eine eigene Familie gegründet wird. Dabei werden Ängste und Unsicherheiten traditionell in Erbregelungen und Hofübergabe gebunden. Wenn die Eltern hier den Kindern Besitz und Rechte übertragen, verpflichten sie diese zur Dankbarkeit und zur Versorgung im Alter – umgekehrt werden Ängste vor elterlicher Übermacht ruhiggestellt, die aus der räumlichen Nähe bzw. ihrer Festschreibung herühren.

Familien, die ein Bauland brauchen, sind immer „einheimisch“, „jung“ und ohne Bleibe. Wobei einheimisch z.T. definiert wird als „fünf Jahre im Ort ansässig“ und in die frei werdenden Wohnungen wieder Leute von „außen“ einziehen, die nach fünf Jahren wieder „einheimisch“ sind, usw. Der Mythos ist eine wichtige Argumentationsfigur bei allen Baulandausweisungen. Die Kommune ist die große Versorgerin und stellt Zukunftsängste ruhig – wer wollte da an gemeinnützigen Absichten zweifeln?

Neue Zeiten – der kleine Reinhard von Oberschweinbach

In Oberschweinbach hat man ein Kloster gekauft, um darin einen neuen kulturellen Mittelpunkt für das Dorf zu schaffen. Feuerwehr, Dorfgaststätte, Gemeindeverwaltung und Vereine haben hier ein neues Zuhause gefunden. Das zum Kloster gehörende Feld wird sukzessive als Bauland ausgewiesen und verkauft. Das bringt Geld in die Kasse aber auch neue Konflikte ins Dorf. Die Gegner des Klosterkaufs waren der Mei-

nung, dass es für so eine kleine Gemeinde eigentlich viel zu teuer sei. Aber Die Gemeinde wächst. Die S-Bahn ist bis zur Nachbargemeinde ausgebaut worden. Die Bürgermeisterin erklärt die Richtigkeit der Modernisierung und der damit verbundenen Verschuldung folgendermaßen:

„Die Klosterschwester wollten aber nur an die Gemeinde verkaufen. Sie wollten nicht, das es privat erworben und dann wieder verschlossen wird, also nicht mehr offen wäre. Die Franziskanerinnen hatten bis vor hundert Jahren das Verbot, sich draußen zu zeigen. Es gab ein Rondell, eine Art Drehschalter in der Mauer für Gemüseverkäufe, damit die Schwestern nicht zu sehen waren. Die Schwestern mussten sich selbst erhalten. Aber wenn sie etwas verkauften, durfte man sie nicht sehen. Da wurde Geld draufgelegt und das Gemüse kam heraus... [...]

Als ich hier herkam, haben wir einen Gemeindegemeinschreiber gehabt, der hat mir eine Geschichte erzählt: Die Burschen aus dem Dorf wollten immer die Schwestern einmal sehen. Die Buben aus dem Dorf, die haben also den kleinen Reinhard, also so hieß der Gemeindegemeinschreiber, die Buben haben den Reinhard in den Drehschalter gesetzt und haben geklingelt. Und dann ham sie gesagt, was sie wollen. Da ham sie einen Salat wollen oder weiß der Teufel was und dann ham sie ihn reingedreht. Und die Schwester hat natürlich einen Riesenschreck bekommen. (lacht) Und der Reinhard war der einzige, der jemals die Schwester hinter dem Schalter gesehen hat. Und die Schwestern waren hier völlig abgeschottet.

Die konnten sich aber mit der Zeit dem Fortschritt nicht wehren. Sie haben dann irgendwann mal ein Auto gehabt, einen VW-Bus, und dann wurde das langsam, ganz vorsichtig geöffnet, dass man hier auch mal rein durfte, und es war der

ausdrückliche Wunsch der Schwester Oberin, dass dieses Kloster nicht wieder zugemacht wird, dass es der Bevölkerung zugänglich bleibt. Das habe ich respektiert, und das war dann auch mein Wunsch, und ich habe versucht, alles möglich zu machen, dass wir dieses Kloster kaufen können.“ (BM Oberschweinbach)

Mit der Schaffung einer neuen präsentativen Symbolik wird auch eine neue Semantik für die Dorfidentität geschaffen: Öffnung heißt diese Semantik, hin zur Stadt als kulturellem und ökonomischem Bezugspunkt verbunden mit einem modernisierten Begriff von Leben auf dem Dorf. Das ist die Aufgabe, welche die Kommune übernommen hat, indem sie den letzten Willen der Schwester Oberin zu dem der Gemeinde gemacht hat. Es ist ein moralischer Auftrag, dem man sich nicht entziehen kann.

Und die Dorfbewohner können sich der neuen Zeit ebenso wenig entziehen, wie es die Franziskanerschwestern konnten. Das Kind kommt zu den Schwestern, wie das Jesuskind zur Jungfrau Maria. Die Zeit der Entwicklung ist da – und sie gingen hin und kauften ein Auto, ein Symbol des Fortschritts und der Mobilität. Hat der kleine Reinhard das bewirkt? Ein Schrecken kann ja heilsam sein. Der kleine Reinhard als trojanisches Pferd hat den Schwestern gezeigt, dass Verstecken sinnlos ist. Das sagt uns die Bürgermeisterin mit dieser Geschichte.

Und was sagt diese Geschichte über die Dorfpolitik? Die Modernisierung der Dorfkultur hat einen hohen Preis – der über Baulandverkauf gedeckt wird. Es wurden Tatsachen geschaffen, denen man sich nicht entziehen kann. Konflikte wegen des Klosterkaufs und der Verschuldung werden ruhig gestellt – das Bauland aus dem Klosterland bringt ja wieder Geld in die Kasse und neue Steuerzahler ins Dorf. Die Festung der alten Vorstellungen und Werte, das alte Dorf wurde geöffnet – hin zur Stadt. Mit einem Kinderstreich. Mit einem Schrecken und einem Lachen. Dem Lachen des Dorfes und der Bürgermeisterin. Weibliche Autorität hat in Oberschweinbach Tradition – die Franziskanerinnen haben sie über die Jahrhunderte kultiviert.

Der Mythos als Notruf – Feuer im Dorf

In Eresing, 50 km westlich von München geht es um Baulandausweisung. Zwei Bürgerbegehren 1998 und 2003 sollten ein Neubaugebiet in einem landschaftlich sensiblen Gebiet verhindern. Aber die Gemeinde braucht Geld, denn sie hat Schulden und noch viel vor. Eine Ursache für die Schulden der Gemeinde sehen viele Bürger im Bau der neuen Bürgerhalle. Der Verkauf der Baugrundstücke soll nun weitere Investitionen (z.B. ein neues Feuerwehrauto) trotz hoher Schulden ermöglichen. Der Bürgermeister beschreibt die Situation sehr bildlich:

Frage: *„Ich hab auch das Gefühl, es geht hier viel um die Identität der Gemeinde. Was ist IHRE Vision für die Zukunft?“*

Antwort: *„Um Eresing mach ich mir gar keine Sorgen. Das Dorf kann alles überleben, das überlebt auch die Stürme, die in der nächsten Zeit auf uns zukommen, weil es immer enger wird. Wir können im Dorf uns doch gegenseitig helfen. Und das hat das Dorf auch bewiesen. Da hat es vor Jahren einen*

Brandfall gegeben, da ist der Hof niedergebrannt, da war das ganze Dorf auf den Füßen, und hat für die Familie gewaschen und gekocht und gearbeitet, dass die wieder zu ihrem Hof gekommen sind.

Das Amt für Landwirtschaft war da und hat gesagt: So! Hofstelle abgebrannt, jetzt siedelst Du aus! Und die Familie hat gesagt: Geh heim! Geh zurück – in dein Amt, wir bleiben im Dorf, und die Dorfgemeinschaft hat des unterstützt und hat mitgeholfen. Und diesen Geist – wenn Not herrscht, ist mir um das Dorf überhaupt nicht bang, da halten wir zusammen. Trotz aller Kritik. Das ist ein normales, natürliches Wachstum in unserer Gemeinde, das ist nichts Überzogenes.“ (BM von Eresing)

Die Frage nach der Vision für das Dorf hat der Bürgermeister hier mit dem Mythos von einem Feuersturm beantwortet – Warum?

Es ist eine alte Erfahrung, dass Notfälle Gemeinschaften zusammenschweißen, die innerlich krisenhaft sind. In dieser Metapher wird eine Bedrohung für das Dorf benannt – der Mann vom Amt mit seiner ökonomischen Vernunft: Die schleichende sozioökonomische Auflösung dörflicher Lebensformen und auch die unübersehbare Verschuldungsspirale sind schmerzhaft Erfahrungen, die man im Mythos verarbeitet – dabei wird dörfliche Solidarität beschworen. Der Mann vom Amt – und mit ihm die wirtschaftliche Vernunft – werden nach Hause geschickt. Statt dessen wird die Bürgerschaft zu (Brand-) Opfern gemacht, und damit zu Subjekten einer kommunalen „Fürsorgepolitik“.

Dass die Themen Geld und Ökonomie in Kommunen emotional und wenig rational angegangen werden, betrifft auch die derzeitige Diskussion um kommunale Verschuldung. Es wird deutlich, dass dort, wo Verstrickungen in widersprüchliche und ungelöste Dynamiken den Diskurs prägen, ökonomische Vernunft und Ratio zurücktreten, zugunsten kollektiver Verdrängung und Triebberührung. Die Wahrnehmung ist dabei auf Abwehr gegen ein bedrohliches Außen ausgerichtet und verstellt den Blick nach innen.

Zwei Bürgerbegehren in fünf Jahren haben das politische Klima vergiftet – haben Verletzungen hinterlassen, mit denen man irgendwie leben muss. *„Klischees bedeuten einen Krankheitsnicht einen Lustgewinn“* sagt Alfred Lorenzer. In Eresing will man offensichtlich noch eine Weile krank bleiben.

4. Die „Kommunalaufstellung“

Der Zugang zu Emotionen im Diskurs ist begrenzt. Entsprechend der Prämisse, dass szenische Erfahrungen, nur als Ganzheiten erlebbar sind, wird im **Psychodrama** die Szene durch Wiederholung zugänglich gemacht. Das Psychodrama als therapeutisches Instrument wurde von Jakob Moreno kreiert, um im Stehgreiftheater die psychischen Konflikte seiner Patienten aufzuführen.

„Das Leben ist Einatmung, Stehgreiftheater ist Ausatmung der Seele. [...] Durch Einatmen entstehen Gifte (Konflikte), durch Stehgreif werden sie wieder frei. Stehgreif lässt das Unbewusste (unverletzt durch das Bewusstsein) frei steigen. Die Lösung tritt nicht durch fremden Eingriff ein, sondern autonom. Dar-

auf beruht die Bedeutung des Psychodramas als heilendes Spiel. An Stelle der Tiefenanalyse tritt die Tiefenproduktion [...]. An dieser spielerischen Tiefenproduktion ist der Mensch in seiner „Ganzheit“ beteiligt, seine realen Erlebnisse und Erfahrungen sowie Imaginationen und Wünsche können berücksichtigt werden.“ (MORENO zitiert nach HILDEBRANDT 2000 S. 54)

Für die geographische Forschung haben Peter Jüngst und Oskar Meder das **Assoziationsdrama** entwickelt. Es eignet sich besonders zur Bestimmung präsentativer symbolhafter Belegungen von Raumobjekten und Begriffen (z.B. JÜNGST 2000). Ich selbst habe für die Beobachtung kommunaler Diskurs-Dynamik den durch die sogenannte „Familienaufstellung“ bekannt gewordenen Ansatz mit „Skulpturen“ gewählt (FINK 1998). Dabei agieren die Darsteller nicht, sondern stehen als „Skulptur“ im Raum und spüren ihrem Befinden nach. Die Aufstellung wurde von einem erfahrenen Familientherapeuten (Wolfgang Fink) betreut.

Sowohl der therapeutische, wie auch der psychosozial beobachtende Ansatz gehen davon aus, dass durch die Prozesse der Übertragung und Gegenübertragung von Anteilen des inneren Beziehungserlebens unter den Akteuren einer Szene eine Dynamik entsteht, die der gesellschaftlichen Realität der Akteure entspricht – also an real erlebte Erfahrungen im Kollektiv anknüpft. Wenn also jemand die Rolle eines Gemeinderats in einer Konstellation zur Baulandausweisung innehat, dann wird seine Befindlichkeit zwar nicht repräsentativ für alle Gemeinderäte sein – sie wird aber eine REAL existierende, mögliche Befindlichkeit abbilden. Keine(r) der hier agierenden Versuchspersonen war kommunalpolitisch tätig, allen war jedoch die dörfliche Lebenswelt bekannt.

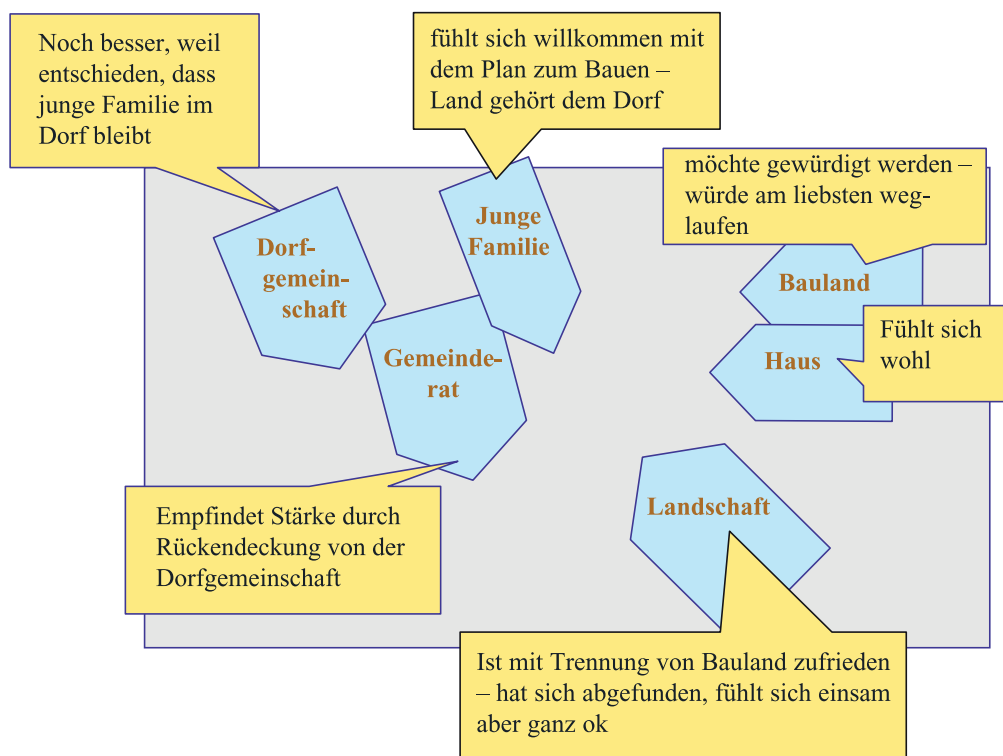
Dorfentwicklung in Beziehungs-Skulpturen

Wenn der Diskurs um Dorfentwicklung in einer Aufstellung nachempfunden wird, dann agieren die Probanden als „Bürgermeister“, „Bauland“, „Gemeinderat“, „Neubürgerin“ oder „Supermarkt“ – also nicht nur Personen, sondern auch Raumobjekten wird eine Stimme verliehen. Warum das? Erstens stellen sie für die „menschlichen“ Rollen die Objekte für die eigenen Projektionen dar; Sie fühlen aber in einer konkreten Entscheidungssituation gleichsam auch die auf sie übertragene Dynamik und können ihre Reaktionen darauf artikulieren – Das Land bekommt also eine Stimme und es sagt, was es angesichts der Bezüge, die man ihm/ihr entgegenbringt, empfindet.

Die folgende Skulptur entstammt dem Themenzyklus „Bauen für junge Familie“, in dem eine junge Familie mit dem Wunsch zum Bauen an den Gemeinderat herantritt. Die Darstellung zeigt die Akteure im Raum, ihre Stellung zueinander und ihre zentralen Äußerungen. Im anschließenden interpretierenden Text werden Rollenbezeichnungen in einen Rahmen gesetzt, um ihren präsentativen Charakter hervorzuheben

Die Entwicklung des Dorfes wird unter Ausgrenzung von zwei Akteuren vorgenommen, die verdrängte Anteile des früheren Beziehungserlebens repräsentieren. Dem unbewussten Vermeiden dieser Beziehungen können traumatische Erlebnisse zugrunde liegen, mit denen die Akteure des Dorfes konfrontiert wären, würden sie eine bewusste Beziehung eingehen. Dann würden jene Ängste, Aggressionen und Schuldgefühle erinnert, die in den präsentativen Symbolen **Bauland** und **Landschaft** aufgehoben sind.

Eine diese Verdrängung stützende Rationalisierung kann in der Äußerung von **junge Familie** gesehen werden, das Land



Szene 1: Bauen für junge Familie

gehöre ja schließlich zum Besitz des Dorfes. Dies ist der trotzig, aggressive Impuls, der die Kehrseite der einstigen Unterwerfung unter ein autoritäres Regime darstellt. Er wird wirksam als Herrschaft über, und als sadistische Streben gegenüber Herrschaftsobjekten wie z.B. Land und Natur.

Die überhaupt nicht zur Kenntnis genommene **Landschaft** konfrontiert die Dreiergemeinschaft evtl. auch mit einem „mütterlich-weiblichen“ Gegenentwurf zum eigenen Handeln, indem sie „weibliche“ Sehnsüchte und Wünsche repräsentiert. Isoliert steht **Landschaft** im Raum – man (will) kann mit ihr nichts anfangen. **Landschaft** selbst fühlt sich einsam aber ganz ok. Sie steht für das Unerreichbare, positive Mutterimago. Entsprechend dem Muster der patriarchalen Familie (Frauen-Mutterrolle), kann sie nur zusehen, wie die „männlich-autoritäre“ Dynamik das Bauland ergreift, ohne dass sie Kontakt zu **Bauland** aufbauen kann.

Die Dorfbildung bilden eine geschlossene Gruppe. Sie fühlen sich aufgehoben, stark und sicher, indem sie die positiven Aspekte der Sozialisationserfahrung agieren. Die Gruppe evokiert Assoziationen mit einer Familie, in der die Mitglieder sich gegenseitig unterstützen. Durch die positiven Zuschreibungen zueinander entsteht bei allen das Gefühl der guten Gemeinschaft, wie es z.B. auch in Verein und Feuerwehr erlebt werden kann.

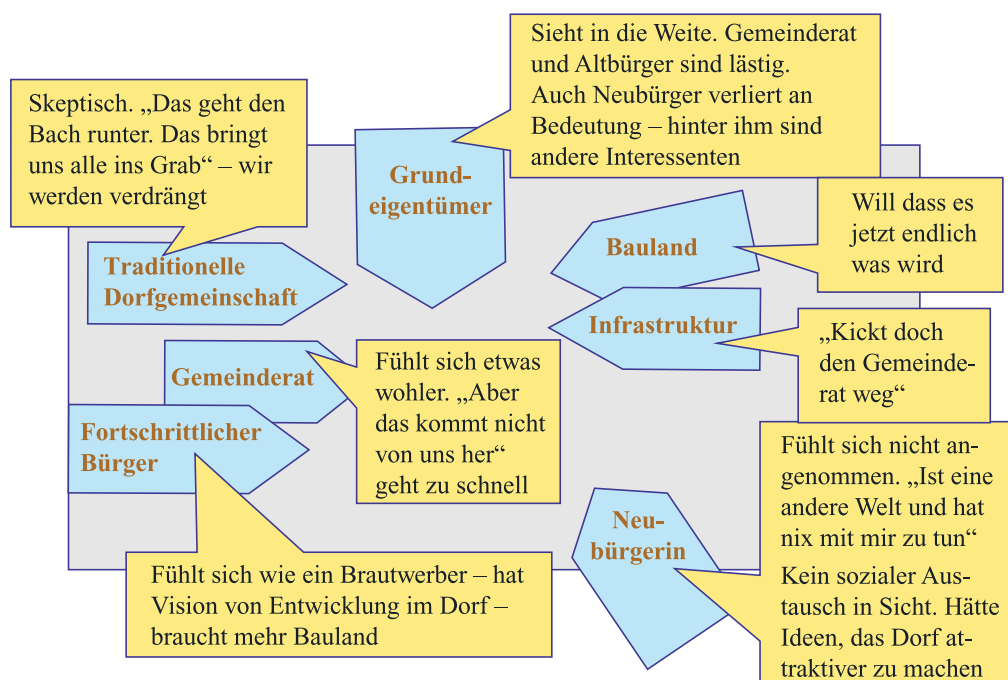
Eine interessante Frage ist hier, warum die „Klagen“ von **Land** und **Landschaft** so konsequent von den „Planern“ ignoriert werden. Niemand scheint sich unbehaglich zu fühlen, obwohl **Land** am liebsten wegläufen möchte. Eine gewisse sadistische Selbstverständlichkeit in der Herrschaft über das ausgelieferte Land lässt sich als unbewusste Revanche hypothetisieren. Indem man die Umgestaltung ohne emotionalen Bezug vollzieht, verschließt man sich auch den Schuldgefühlen resultierend aus der tabuisierten Wut gegenüber weiblichen Anteilen, die damit im Einzelnen evokiert werden könnten.

Fazit: Die körperlich erfahrbare, jedoch nicht thematisierte Emotion von **Bauland**, und auch der rationalisierte Schmerz von **Landschaft** verdeutlichen ein Problem, das ich als psychologische Schließung von Kommunikation bezeichnen möchte. Die Planung verliert dabei ihren prinzipiell offenen Charakter, indem sie einseitig zur Reproduktion der kindlichen Wünsche nach Sicherheit und Anerkennung seitens der Dreiergemeinschaft gestaltet wird.

Der Blick geht nur nach innen, wo der labile Kompromiss der Generationen erhalten werden muss. Das Land, die ökologischen Effekte, die Auswirkungen auf die Landschaft sieht man zwar visuell und hört sie auch in Form von Klagen. Wahrnehmen, im Sinne von Annehmen und reflektieren, kann man sie nicht! Man kann das nicht, weil die Akteure in Form von **Bauland** und **Landschaft** mit Aspekten ihres eigenen Beziehungserlebens konfrontiert sind, die zwar explizit vorgetragen werden, die aber nicht als Mitteilungen wahrgenommen werden können. Dort, wo sie einbezogen werden (im Fall der Aussage, das Land gehöre ja zum Besitz des Dorfes), geschieht es zur Rechtfertigung der Verdrängung.

Das von **Landschaft** und **Bauland** erfahrene Defizit an Würdigung liefert einen Hinweis auf ein kollektives Naturkonzept, in dem Umwelt oder Land weitgehend unbewusst funktionalisiert werden – was nicht bedeutet, dass sie nicht rational erklärt werden im Sinne von praktischer Verwendbarkeit. Mit anderen Worten: In Diskursen über Natur, wird die Beziehung zur natürlichen Umwelt negiert, weil darin die eigene Natur (das Gefühl, der Körper) verdrängt werden muss. Die hergestellten Bezüge sind durch die Unterwerfung „des Weiblichen“ geprägt, die in patriarchalen Gesellschaften individuell und kollektiv praktiziert wird.

Die zweite hier vorgestellte Skulptur entstammt der Szenenabfolge „Zuzug in das Dorf“, bei der eine Neubürgerin Interesse an Bauland bekundet.



Szene 2: Zuzug in das Dorf

Interpretation der Szene:**das Dorf braucht einen Sündenbock**

„Das bringt uns ins Grab“, lässt auf Todesängste von **Traditioneller Dorfgemeinschaft** schließen, wie sie auch als Ängste des Verlassenwerdens seitens der Alten bestehen. Der befürchtete Verlust von überkommenen Beziehungsmustern wird als Kündigung des Generationenvertrags empfunden. Ohnmachtsgefühle angesichts nicht zu beeinflussender Entwicklungen verstärken die Resignation, die als nach innen gerichtete Trauer und Wut interpretiert werden kann.

Der Gemeinderat fühlt sich etwas wohler, weil der Druck der Entscheidung durch die vollendete Tatsache in Form von **Infrastruktur** weg ist – aber diesen Tatsachen steht er nicht positiv gegenüber. „Es kommt von außen“ bedeutet, es kommt nicht von innen und bleibt daher mit der Erfahrung des unechten, klischeehaften behaftet. **Gemeinderat** hat das unangenehme Gefühl, **Traditionelle Dorfgemeinschaft** entferne sich von ihm, was auf Trennungsängste, bzw. Schuldgefühle diesen Anteilen gegenüber schließen lässt.

Neubürgerin sieht trotz der äußerlich günstigen Bedingungen noch immer keinen Anreiz wirklich in dieses System einzuziehen. „Das ist eine fremde Welt, da ist kein sozialer Anschluss“ bedeuten auch, dass sie keine Wertschätzung empfindet, die ihr Vertrauen geben könnte. Der „Brautwerber“ in der Figur des **Fortschrittlichen Bürgers** kann diesen Eindruck jedenfalls nicht aufheben. Die einseitige Zuwendung von **Fortschrittlicher Bürger** zur **Neubürgerin** ist auch dadurch nicht vertauenderweckend, das sie den Konflikt mit **Dorfgemeinschaft** und **Gemeinderat** anheizt und dadurch eine Systemdynamik schafft, die nicht gerade einladend auf Außenstehende wirkt. Teil dieses ungelösten Konflikts im Dorf zu werden, ist jedenfalls für **Neubürgerin** hier schon absehbar und nicht verlockend.

Fortschrittlicher Bürger kann als jener Anteil interpretiert werden, der elterliche Macht in Frage stellt, sich aber nicht von dieser zu lösen vermag. Er repräsentiert jene Kräfte, die eine Anpassung an moderne Zeiten und eigenständige Entwicklung wünschen, dabei aber den traditionellen Autoritäten die Anerkennung verweigern, somit in ödipaler Abhängigkeit von ihnen verharren. So bleibt als Ausweg die Anrufung einer äußeren Macht. **Neubürgerin** wird mit seinem Entwicklungsbedürfnis identifiziert. Sie kann zudem als jenes begehrte Andere gelten, das außerhalb des eigenen Beziehungsraums liegt und kindliche Sehnsüchte nach unerreichbarer Zuwendung symbolisiert.

Fazit: Wenn Zuzug als Ersatz für einen empfundenen Mangel an echten Bezügen implementiert wird, fehlt ihm das Gefühl willkommen zu sein, sich integrieren zu können – im Gegenteil – Neubürger haben dann mit Ressentiments zu kämpfen, die gar nicht sie, sondern den Schmerz aus inneren Konflikten zum Gegenstand haben, als dessen Verkörperung sie aber gesehen werden. Früher oder später werden die Neubürger dann zum Sündenbock.

5. Das Dorf spricht

„In Gruppendiskussionen, in denen diejenigen wechselseitig signifikante Andere füreinander sind, die demselben Milieu

angehören, werden Texte produziert, deren primärer Erfahrungsrahmen ein kollektiver ist – Kollektivität hier nicht verstanden als die Erfahrung des Exterioren, sondern als Erfahrung der Konjunktion, des erlebnismäßigen Miteinanderverbundenseins.“ (BOHNSACK 1999 S. 142)

Auch eine Dorfgemeinschaft gehört zur Kategorie erlebnismäßiges Miteinander. Die hier erzeugten Weltbilder bilden dabei nicht nur das „gemeinsame Gleiche“ ab, sondern enthalten auch als Rückseite des Spiegels jene Elemente, mit denen sie sich gegen Formationen anderer Weltbilder unterscheiden. Ein Kollektiv als Lebensgemeinschaft braucht demnach diskursive Technik, die sowohl integriert, wie auch abgrenzt, die eine Ordnung der Wahrnehmung und Gedanken aufrechterhält, gegen andere, mögliche Ordnungen. In den Diskussionen um Dorfentwicklung wird also die Überzeugung in den Köpfen zusammengeredet, die sich später in der Planung niederschlägt – Wahrnehmung und Diskurspraxis sind dabei in den emotionalen Systemen und ihrer Dynamik verankert. Die Analyse dieser Systeme liefert damit einen wichtigen Ansatzpunkt für das Verständnis und die Erneuerung kommunalen Planungsverhaltens.

Die Neubürger und ihre Siedlung

„Ein Dorf braucht eine Bereicherung – sonst ist das Inzucht [...] das gibt neue Impulse, neue Ideen, es gibt Leute, die sind ab dem ersten Tag dabei, machen mit und bringen sich ein“ (BM Eresing)

Hier ist deutlich der Wunsch nach Leben von außen zu spüren. Dass der BM diesen Wunsch im Wortlaut fast identisch mit dem Rollenträger im Psychodrama ausdrückt (der übrigens keinerlei Informationen aus dieser Vorarbeit erhielt), spricht für die Reliabilität der dort gewonnenen Daten (Szene 2: Bauen für den Zuzug). Und tatsächlich gibt es diese guten Exemplare des Neubürgers – z.B. einen gewissen Herrn K.:

„In der Siedlung draußen, da wohnt z.B. der Herr K., das ist ein exzellenter Musiker. Der gibt kleine Kirchenkonzerte, der macht einen kleinen Chor; der hat die Initiative ergriffen und macht was. Das ist eine Bereicherung fürs Dorf.“ (Gemeinderat Eresing)

Wesentlich öfter aber begegnen wir dem ignoranten Neubürger: „Aber die kommen hier her vom Mittleren Ring [...] und jetzt bauen sie hier und glauben, bei uns wäre die heile Welt. Bloß dass es bei uns ganz andere Probleme gibt, dass der Landwirt seine Jauche rausfährt und man da kein Fenster aufmachen kann, dass die Glocken läuten, dass der Hahn kräht, all das erwarten sie hier nicht und das möchten sie hier nicht und sie möchten ihre Ruhe haben. und das ist im Neubaugebiet schon ein großes Problem.“ (BM Oberschweinbach)

Dieses Klischee vom Neubürger, der aus der Stadt kommt und keine Ahnung hat, dient zunächst der Abwehr jeglicher Infragestellung eigener Politik- und Beziehungsformen und es rationalisiert die Ängste und Aggressionen, die bei der Konfrontation mit Problemen aus dem Zuzug auftreten. Der Gebrauch solcher Klischees gehört zur Alltagssprache und hat im Diskurs den Effekt, dass eine gemeinsame Identität trotz gegenteiliger Positionen gewahrt bleibt. Das geschieht zwar nur über eine Ersatzbefriedigung (man ist sich einig in der Überlegenheit über den Städter), stellt dabei aber gegenseitig die Ängste

ruhig, die in der Dynamik zwischen „Alt“ und „Jung“ im alten Dorf virulent zu werden drohen. Dabei ist für Konservative eine negative Zuschreibung an die Neubürgerin nicht so notwendig, wie für die Befürworter des Zuzugs.

Der konservative Teil der Dorfgemeinschaft will einfach keinen Zuzug und braucht dafür Neubürgern auch keine persönlichen, negativen Attribute anheften. Dagegen bedeutet für die Befürworter des Wachstums jede Konfrontation (Konflikte aller Art, Haushaltsprobleme etc.) die mit dem Wachstum einhergehen, eine Infragestellung ihrer idealisierenden Übertragung: Der Neubürger verkörpert sozusagen ihre Hoffnungen – sie haben auf ihn gesetzt, als Ersatzlösung für die innerörtlich nicht erfahrbaren Bezüge. Wenn die neuen Bürger und Bürgerinnen nun Probleme machen und damit die eigenen ungelösten Konflikt wieder anrühren, braucht es einen Ausweg, der gemäß der kindlich-regressiven Logik nur im Objekt der Übertragung liegen kann. – Im Charakter der zugezogenen Subjekte.

„Eigentlich sag ich das immer beim Notar, weil ich ja jedes Grundstück selber verkaufe. Aber die kommen hier her vom Mittleren Ring [...] und sie können sich die Leute in Gewerbegebieten und in Mischgebieten, die Leute nicht so aussuchen. Sie können froh sein, wenn sie ihre Grundstücke verkaufen können [...]“ (BM Oberschweinbach).

Wobei die schlechten Subjekte die sind, die jene Strukturen und Beziehungsformen in Frage stellen, die zur Formierung und Stützung der kollektiven Identität so wichtig sind. Feuerwehr und Schützen, Kirche und Trachtenfeste und die dort praktizierten Beziehungsmuster der Zu- und Unterordnung.

„Ich bin wirklich ein Zugereister. Mich interessiert der Trachtenverein nicht, der Kirchenchor, so geht das vielen, die hier sind. Insofern sind wir außerhalb. Da haben sie beschlossen, die Eresinger sollen am Ulrichstag im Eresinger Gewand rumhupfen. Das ist so eine Tracht mit roter Weste aus dem 18. Jahrhundert. [lacht] Da hab ich gesagt: nix!“ (Gemeinderat Eresing)

Die Kirchenglocken und der Hahn, der kräht: Wer das in Frage stellt, hat auf dem Land wohl nichts verloren. Und wer etwas zu kritisieren hat, soll doch am Mittleren Ring bleiben. Und wie fühlen sich die erklärten Sündenböcke der Wachstums-Politik?

„Und mit dieser Bauland-Politik locken sie ja Leute grad her. Die, die mich dann beschimpfen. Leute herholen, zu denen sie keinen Zugang haben. Wo die sagen, die sind ja verrückt. Die wählen nicht mal CSU. Oder die gehen nicht in die Kirche. Insofern gibt es doch da mal eine Grenze. Das Geld wollen wir, nicht die Leute, die hier her ziehen, die wollen wir nicht.“ (Bürger aus Eresing)

Siedlungsdruck

„Warum bluten dann die Städte aus? Warum wollen die Leute aufs Land? Warum dann dieser Druck, der bei uns massiv ist. Wir verkaufen diese Grundstücke hier für 340 Euro/qm. Die wollen raus aus der Stadt. Warum?“

Frage: *„Na weil es hier schön ist, nehme ich an.“*

Antwort: *„Ja aber dann dürften sie nicht kommen. Leben wir nicht in einem freien Land, dass ich sag, ich darf mich dahin*

bewegen, wo es mir gefällt. Wir wollen hier doch keinen Sozialismus und sagen, der Schmidt muss in der Stadt bleiben.“

Frage: *„Sie als Gemeinde bestimmen ja, wie viel Bauland es gibt.“*

Antwort: *„Deswegen haben wir ja einen Gemeinderat. Frei gewählt. Ich hab immer über 85% Zustimmung bekommen bei der Wahl auch 2002 ... trotz Bürgerbegehren.“*

Frage: *„Weil sie die Interessen der Leute hier vertreten und nicht die der Leute von München, die gern aufs Land ziehen wollen, die können ihnen eigentlich egal sein.“*

Antwort: *„Ja aber ... es war immer so – es haben sich immer zusätzlich im Dorf Leute angesiedelt. Ein Dorf braucht auch eine Bereicherung – sonst ist das Inzucht.“* (BM Eresing)

Warum wird das eigene Bedürfnis nach Wachstum als Druck von Außen empfunden? Schließlich kann niemand eine Gemeinde unter Druck setzen, Bauland auszuweisen. Dafür gibt es die kommunale Planungshoheit, auf die in Bayern besonders Wert gelegt wird.

Siedlungsdruck als von außen empfundene Bedrängnis, legitimiert nicht nur die eigene Unfähigkeit gemeinsam planerische Grenzen zu setzen, das Wort rationalisiert auch die empfundene Abhängigkeit von Zuzug. Man braucht Geld, um neues Prestige zu sammeln, soziale Einrichtungen zu stützen, Politik im Versorgungs-Stil zu machen. Dafür „das Tafelsilber zu verkaufen“, wie es die Gegner der Ausweisung formulieren, bedeutet eine Bankrotterklärung der alten Dorfidentität, deren Kernthema die autarke, solidarische Dorfgemeinschaft ist.

„Die Stadt blutet aus“, sie verendet wegen tödlichen Substanzverlustes. In Wirklichkeit also ist das Dorf die bessere Form des Lebens. Die Zugezogenen haben mit den Füßen abgestimmt. Die bäuerlich-traditionelle Solidarität als der überlegene Entwurf gegenüber der urbanen, eher ubiquitär vorhandenen, affektiven Kommunikations- und Hilfsbereitschaft. Mit diesem kleinen Selbstbetrug erhält man sich einen falschen Stolz und erspart sich die Reflexion bisheriger Stadt- und Selbstbilder.

Reife, „männliche“ Verhaltensformen wie das Setzen von Grenzen werden abgelehnt. Auch das weibliche Beziehungserleben scheint ambivalent: Der verfolgte Stadt-Mensch will zur guten Mutter, der ländlichen Gemeinde und ihrer Liebe finden, denn in der Stadt erlebt das Individuum eine böse, besitzergreifende, inzestuöse Mutter, die man flüchten muss, wie die Hexe im Märchen. Es braucht immer Zuzug: *„Sonst ist das Inzucht!“*

Die Szene von der ausblutenden Stadt ist Ausdruck eines kollektiven Narzissmus ländlicher Kommunalpolitik. Ihre haarsträubende Realitätsferne tut ihrer Überzeugungskraft keinen Abbruch – im Gegenteil: **Siedlungsdruck ist Teil der kollektiven Weltsicht im Dorf.** Auch dass der Begriff ursprünglich in den Raumwissenschaften geprägt wurde, die in mechanistischer Manier damit die Macht ökonomischer Parameter im Verhalten der Nachfrager charakterisieren wollte, ist im Dorfentwicklungsdiskurs unerheblich. Hier versteht man den Begriff entsprechend der eigenen emotionalen Weltsicht – es drückt ganz gewaltig. Man könnte auch sagen, Regionalplanung und Dorfentwicklung missverstehen sich SYSTEMATISCH.

Naturkonzepte

„Es gibt nichts, was da dagegen steht. Es gibt keine größeren Probleme. [...] Es gibt da draußen keine biologische Wertigkeit – es ist nur eine Wiese. Das ist halt so. Das wollen viele nicht glauben, aber es ist nur eine Wiese.“ (Gemeinderat Eresing)

Die amtliche Definition von Natur als „Biotop“ bestimmt heute den Wert der Natur. Die Wiese hat nun mal keine biologische Wertigkeit und damit auch kein Gewicht im ökologischen Diskurs. Die amtliche, „biotopsüchtige“ Ökologie wird zur staatsbürgerlichen Pflicht.

„Es wird ja eine Ausgleichsfläche auf dem Grundstück entstehen, es werden Bäume entstehen, und sonstige Dinge als Trittbrett in der Landschaft. Da, wo jetzt nur eine Wiese ist, wo Gülle gefahren wird, da wo jetzt nichts als Gras geerntet wird, oder Getreide oder sonst was – so muss man das sehen.“ (BM Eresing)

Jetzt ist das Wiese – also gar nichts. Erst die ökologische Aufwertung macht Natur daraus. Diese Abwertung der eigenen, alten Kultur ist einerseits dem neuen „Öko-Ideal“ und einer gestalteten Natur vom „reichhaltigen Biotop“ geschuldet, andererseits eine Selbstverletzung, in der man die Wut über diese Kritik des Naturschutzes als Trotzreaktion nach innen wendet. Das Klischee von der „wertlosen Güllewiese“ ist ja normalerweise eine Naturschutzposition und wird als solche ja von der amtlichen Ökologie als dem „ökologischen Gewissen der Nation“ den Bauern um die Ohren gehaut. Jetzt dreht man den Spieß um – „seht her, das habt ihr davon: Jetzt machen wir sie kaputt, die Güllewiese.“

Man ist in keinem Naturkonzept mehr zu Hause. Das alte wird in der wohlbekannten Opferhaltung und in trotziger Selbstverleugnung abgelehnt, das neue wird als autoritär verordnete Funktionalität übernommen aber nicht geliebt – es schwelen Rachegefühle wegen der Zerstörung des alten Ideals. Man verweist zwar mit dem Stolz gehorsamer Kinder auf ökologische Leistungen. In einem unbeobachteten Augenblick aber lässt man einen Hund drauf pieseln.

„Der Konflikt wurde hochgekocht mit Argumenten von Landschaft... Da gehen die Leut mit ihren Hunden Gassi jetzt. Das können sie nach wie vor und ökologisch sogar noch besser. Da kann der Hund dann wenigstens an Baum pieseln!“ (BM Eresing)

Indem traditionelle Konzepte nicht mehr für die eigene Identifikation taugen, übernimmt man vorgefertigte Schablonen aus der modernen Ökologie. Diesen Schablonen eignen eher Attribute von Pflichterfüllung und Äußerlichkeit und sie dürften aber mit der gleichen inneren Abwehr empfunden werden wie jene Klischees, die „bäuerliche Kulturlandschaft“ mit städtischer Sehnsucht und Idylle identifiziert haben. In Moorenweis bringt der Baureferent diese Einschätzung ländlicher Natur auf den Punkt:

Frage: „Das Landschaftsbild – welche Bedeutung hat das für die Dorfbewohner?“

Antwort: „Mir ham keine Landschaft in dem Sinn – also im Sinne von Natur do herum, das ham mir nicht. Also Natur-

schutzgebiete, Landschaftsschutzgebiete oder so was, das ist bei uns kein Problem. Bei uns gibt es nur landwirtschaftliche Nutzfläche.“ (Herr D. vom Baureferat Moorenweis)

Natur ist das, was von anderen als solche deklariert wurde, von Amts wegen. Und hier in Moorenweis – Gott sei's gedankt, gibt es so was nicht. Dann hätte man nämlich Probleme.

Wie konnte das passieren? Haben die Dorfbewohner denn kein Interesse an „Ihrer Natur“? Das Befremden der Menschen über die ökologische Klassifizierung ihrer Natur wird mit dem Klischee vom desinteressierten Dorfbewohner instrumentalisiert.

„Die Leute, die hier aufgewachsen sind, wissen die Natur nicht so zu zuschätzen – für die ist das befremdlich, dass man da überhaupt nichts bauen darf [im Landschaftsschutzgebiet]“ (BM Oberschweinbach)

Indem man dem alten Dorfbewohner ökologische Kompetenz abspricht, kann das eigene, moderne Engagement zur Geltung kommen. Die alten, ignoranten Dörfler schätzen die Natur eben nicht und gegen den „Hardcorenaturschutz“ sichert man sich mit dem Klischee von der übertrieben Regulation: Wenn man nicht mal mehr „ne Brennnessel rausreißen darf“, ist es besser, Ökologie nicht allzu ernst zu nehmen. Natur in dem Sinn ham wir nicht – zum Glück.

Wo liegt der Zugang für eine echte Liebe zur Natur im Planungsdiskurs?

Offensichtlich ist ein positives, eigenständiges Bekenntnis zur Natur in den meisten Dörfern gerade schwierig. Der Bio-Landbau verbindet immerhin eine moderne, dörfliche Produktionsweise mit traditionellen Naturkonzepten. Die konventionelle Landwirtschaft als die vorherrschende prägende Wirtschaftsweise bleibt dagegen ambivalent für die Identifikation mit der dörflichen Natur. Die agrarindustrielle Technik korrespondiert eher mit Unterwerfung und Ausbeutung, als mit respektvollem Umgang mit der Natur. Die religiösen Bindungen zum Land nehmen mit dem Bedeutungsverlust der Kirche ab.

Freizeit und Erholung sind dagegen wichtige Zugänge und von hier kommen auch die Anstöße zur Erhaltung der Freiflächen – sie kommen hier vor allem aber von den Zugezogenen, die ja wegen der Natur rausgezogen sind. Aber die haben keinen großen Einfluss in der dörflichen Planung – jedenfalls in jenen Regionen nicht, in denen gerade heftig gebaut wird. Dort klüngeln die eingesessenen Familien und Grundbesitzer in der gewohnten „informellen“ Manier und mit hier schlaglichtartig aufgezeigten Befindlichkeiten. Eine Öffnung des Diskurses über neue Institutionen (z.B. Arbeitskreise, Agedagruppen) könnte hier bereits neue Impulse für die Planung setzen.

Das Konzept des „Flächenausgleichs“ trägt paradoxerweise noch zum Flächenverbrauch bei, obwohl das schwerwiegendste Argument gegen das Flächenwachstum die regionale Ökologie ist. Die planungstechnische Lösung des Ausgleichs erteilt die Absolution für die ökologischen Sünden. Indem man Ökologie hier „von oben“ verordnet hat, erzeugt man Trotzreaktionen und Opferhaltungen und eine innere Abwendung von der Natur.



Abbildung 9: Gewerbegebiet Egenhofen



Abbildung 10: Neuer Landhandel im Außenbereich – Moorenweis



Abbildung 11: Gewerbegebiet Eresing



Abbildung 12: Gewerbegebiet Alling

Gewerbegebiete

„In erster Linie, um den einheimischen Betrieben die Möglichkeit zu geben hier am Ort zu bleiben und sich zu entwickeln. [...] Um diesem vorzubeugen, dass ein gesamtes Dorfgebiet nur noch ein Mischgebiet wird im Bereich Gewerbe und Wohnen, was letztlich auch zu Konflikten führt, haben wir uns entschlossen, ein Gewerbegebiet auszuweisen. [...] Es war ein Gebiet, wo nur Einheimische kaufen konnten, also das war Vorbedingung, dass aber nicht jeder Einheimische nicht gleich auch selber ausgesiedelt hat, sondern erst mal um seine Kosten reinzubekommen es vermietet.“

Frage: „Das war wohl aber nicht in ihrem Sinne?“

Antwort: „Zu 50% hat es nicht funktioniert. Auf der anderen Seite – das ist meine persönliche Einstellung – muss ich eine gewisse Flexibilität den Betriebsinhabern geben“

Die 50% werden repräsentiert von einer Schreinerei. Die hat draußen gebaut mit Möbelhandel, ist aber trotzdem im Dorf geblieben. Das ist derzeit der einzige Betrieb, der wirklich selbst im Gewerbegebiet präsent ist – und der ist gleichzeitig auch im Dorf geblieben. Es ist bisher also kein einziger Betrieb wirklich aus der Dorflage in das Gewerbegebiet umgezogen, obwohl die Konflikte im Mischgebiet eine wichtige Begründung waren. Auch Arbeitsplätze waren eine Begründung, wobei das auch hier relativiert wird. Meine Recherche im Gewerbegebiet ergab, dass wahrscheinlich zwei Allinger Bürger dort einen Arbeitsplatz haben.

„Aber es ist wichtig, Arbeitsplätze anzubieten. Darum streben wir auch an, Arbeitsplätze zu haben, direkt vor Ort. Aber es gibt Berufe, die kann ich nur in München ausüben. Ich kann ja von einem Siemensianer nicht erwarten, dass er von Siemens weggeht und hier in der Schreinerei die Buchführung macht.“ (BM Alling)

Seltsam, wie sich solche Klischees verbreiten: Die Geschichte vom Siemensmann, der in der Schreinerei arbeitet, hatte ich im 30 km entfernten Eching am Ammersee auch zu hören bekommen – vielleicht war man mal auf dem gleichen Regionalkongress?

„Das können sie ja auch nicht, für die ganzen Leute Arbeitsplätze anbieten. Sie können auch nicht verlangen, dass ein Techniker von Siemens dann in der Schreinerei die Buchführung macht. Was wir hier haben – wir haben ein sehr hohes Niveau von den Neubürgern hier.“ (BM Eching)

Dass die örtlichen Betriebe die Gewerbegebiete gar nicht brauchen, tut ihrer Beliebtheit keinen Abbruch – z.B. in Egenhofen:

„Arbeitsplätze das war ein starkes Argument. Einige Betriebe sind auf die Gemeinde zugekommen, das war eine Spenglerei, ein Installateur, eine Holz also Entrindungsfirma, die für die Landwirte rausgeht und Bäume entrindet, die haben große Maschinen und das war der Auslöser, dass wir gesagt haben, wir verfolgen das vehement weiter – nur von denen ist seltsamerweise nicht ein einziger rausgegangen.“

Frage: „Warum? Haben sie da nachgefragt?“

Antwort: „Keine Ahnung warum nicht. Ist nicht nachvollziehbar, weil wir genau auf deren Bedürfnisse eingegangen sind mit dem Bebauungsplan.“ (Herr. K. vom Baureferat Egenhofen)

Die politischen Begründungen wie z.B. Arbeitsplätze, Steuereinnahmen oder Bedarf der einheimischen Wirtschaft scheinen ein Eigenleben zu führen – sie decken sich nicht mit der Realität. Der Bedarf ist aber evtl. anders motiviert, als er politisch begründet werden kann:

„Hier aufm Land, das passt nicht zum Land. Deswegen gibt es auch ein Gewerbegebiet hier in Eresing. Wir wollen auch schauen, dass Arbeitsplätze da sind. Ausbildungsplätze, Teilarbeitsplätze, Alles, was zu einem Dorf gehört. Wir sind kein Schlafdorf für Leute, die in München arbeiten. [entschlossen] Da ham wir 150 Arbeitsplätze – da arbeiten sehr viele Frauen aus dem Dorf da draußen – Teilzeit.“

Frage: „Können sie mir sagen wie viele?“

Antwort: „Weiß ich nicht 100%-ig weil ich nicht überall reinkomme. Aber so 3-4 da wo ich hinkomme...“ (BM Eresing)

Das Pendlerdorf wird als etwas Ungutes empfunden. Man will kein Schlafdorf sein und selbst Arbeitsplätze haben. Vor allem scheint es wichtig, dass überhaupt LEBEN ins Dorf kommt.

Gewerbe als Symbol für wirtschaftliche Potenz, positive Selbsterfahrung und eigene Leistungsfähigkeit wird gewünscht. Es ins Dorf zu holen, kann wegen der beengten Situation und der erwarteten Konflikte und wegen der Standortansprüche angeblich nicht in Betracht gezogen werden. Dörfer waren immer schon Mischgebiete. Landwirtschaft und Handwerk waren im Dorf. Erst mit den Wohnbausiedlungen und dem Rückzug der Landwirtschaft kamen die segregierten Dorfbereiche auf. Doch man wünscht sich ja, dass sich im Dorf was rührt.

„Da hab ich da in Türkenfeld an der Ecke gewohnt, also da bei der Sparkasse... ich weiß nicht, ob sie des kennen. Da gab's diesen Betrieb mit den Röhren. Der hat für die ganze Welt Rohre gebogen. Also für Autos die [...] wie nennt ma des? Diese Dinger vorn dran... Sie wissen scho. Was da los war! Die Maschinen Tag und Nacht. Mei oh mei! Da sind die Tag und Nacht umeinander und die Laster kamen und haben Rohre abgeladen und der ist mit sein Stapler da im Matsch umeinander [...] oh mei, oh mei. Na jetzt isser im Gewerbegebiet, da kann er sich austoben.“ (Bürger aus Alling)

Die Rationalität von Gewerbegebietsausweisung um Leben ins Dorf zu bringen, wird besonders durch die Form der Gewerbegebiete konterkariert. Das, was auch die alte Stadt auszeichnete, dass Wohnen und Arbeiten nebeneinander stattfand, das macht bis heute auch „das Leben“ auf dem Dorf aus. Die Mischung von Arbeiten und Wohnen, von Alltag und Kultur. Wenn man Gewerbegebiete an den Rand oder in die Feldflur legt, wenn man sie mit Betrieben füllt, die ohne Bezug zum Dorf bleiben, dann klingt es schon seltsam von „Leben im Dorf“ zu sprechen. Die räumliche und soziale Unbezogenheit dieser Areale zum Dorf soll ein letztes Zitat verdeutlichen:

„Was do drauß' los is [im Gewerbegebiet], woas i net, des woas koana, do blickt ma net durch – und arbeiten duad vom Dorf do koana, aber des war scho wichtig, das wos herkemma is – do heraus zu uns – do g'her't scho wos her!“ (Bürgerin aus Egenhofen)

Warum sie trotz aller Widersprüche so bedeutend für die dörfliche Identität sind, bleibt eine offene Frage. Ihr symbolischer Gehalt ist ambivalent, wie die Politik, der sie ihre Existenz

verdanken. Die Ablehnung eigener, hergebrachter, integrierter Gewerbeformen und die Bewunderung urban-industrieller Leistungsfähigkeit deuten auf einen schwachen Selbstwert und die Suche nach Ersatzbefriedigungen. Die nicht ganz erfüllten Erwartungen scheinen damit ins Bild zu passen: Eigentlich weiß man schon vorher, dass sie nicht glücklich machen.

6. Regionalentwicklung ohne Sinn und Verstand

Die vorab vorgestellten Auszüge aus einer sehr umfassenden Untersuchung zum dörflichen Diskurs um Naturverbrauch und Dorfentwicklung zeigen wichtige Facetten der Planungskultur:

- Territoriale und soziale Ausgrenzung werden beim Zuzug von Neubürgern und Bürgerinnen aber auch im Planungsverhalten wirksam (Segregation anstatt Integration).
- Kollektive Strategien der Unterordnung und Unterwerfung führen zu Herrschafts-Opferverhältnissen, Versorger-Versorgungsdenken und sie vermindern Selbstverantwortung und Konfliktfähigkeit.
- Narzisstische oder auch autoritäre Wahrnehmungsweisen bilden Kommunikationsbarrieren, zunächst indem schmerzhaft Wahrheiten einfach ignoriert werden und indem Öffnung und Kooperation als bedrohlich abgewehrt werden müssen.

Präsentative Symbolik wird dabei auf drei Ebenen reproduziert:

In den Handlungsweisen bei der Bauleitplanung

- Autoritäres, bzw. passives Planungsverhalten als Ausdruck tradierter Techniken der sozialen Kontrolle im Entscheidungs- bzw. Partizipationsverhalten im Planungsprozess (Entscheidungsablauf, Zugang, Interesselosigkeit, Resignation etc.).
- Art der Konfliktbewältigung (Schandzettel, verbittertes Schweigen, Diffamierungen, Übertragung der Verantwortung an Autoritäten, Schuld für Probleme wird auf Sündenböcke delegiert etc.).
- Unterwerfung von Mensch und Natur (Ausgrenzung, Machtpolitik, Ausbeutung von Ressourcen).
- Obrigkeitshörigkeit bei gleichzeitiger Unfähigkeit zur differenzierten Auseinandersetzung führt zu Konkurrenzdenken auf regionaler Ebene (Kooperationsunfähigkeit, Eigenbrötlererei).

Präsentative Symbolik von Raumobjekten

- Statussymbole, Versorgungssymbolik (Bürgerhäuser, Supermärkte, Reithallen), Wirtschaftskraft (Gewerbegebiete), Symbole tradierter Beziehungsdynamik (Vereinsheime, Feuerwehr, Dorfplätze etc) werden in zwanghafter, triebgesteuerter Weise geschaffen, gestaltet und erhalten.
- Landschaft und Natur und Dorfbild werden mit neuen, dorf-fremden Konzepten belegt (ökologische Wertigkeiten, Biotope, Innenverdichtung) und entsprechend gestaltet.

Präsentative Symbolik von Planungsbegriffen und Entwicklungsdiskurs

- Leitbilder und Begriffe werden mit Klischees assoziiert (Schlafdorf, lebendiges Dorf).
- Argumentationsfiguren dienen als Rationalisierungen von verdrängten Konflikten, Ängsten und Triebwünschen (Siedlungsdruck, Vergreisung, Einheimischenmodell, wertvolle und wertlose Natur etc.).

Und was ist, wenn die Wünsche alle in Erfüllung gegangen sind? Neue Betriebe und Neubürger bringen „das Leben“ und vor allem Geld ins Dorf. Die Orte wachsen und sie wachsen zusammen. Es entsteht ein Markt für Dienstleister und Versorgungsbetriebe, es kommen Verkehr und Infrastruktur. Der Verlust an positiver, dörflicher Identität wird nicht gestoppt, sondern beschleunigt und mündet bei konsequenter Fortführung dieser Politik in eine Suburbia.

Die Strategien, die eigentlich zur Abwehr gegen die „Verstädterung“ dienen sollten (die Schaffung identitätsstiftender dörflicher Symbolik), werden dann genau zu jenem Ergebnis geführt haben, das man fürchtete. Die Chance auf selbstbestimmte Entwicklung vertan und die Natur verbaut, verlärt und „verbraucht“.

7. Die Wiederentdeckung der Natur

Aufbruchstimmung

Sprechen wir in Zukunft besser von „Naturgebrauch“. Lassen wir das schlechte Gewissen, das in dem Wort „Verbrauch“ steckt, hinter uns – und planen wir endlich für unsere positiven, wohlbegründeten Bedürfnisse in einem offenen Prozess. Das Erleben von Zugehörigkeit und kompetenter Mitsprache stellt sich aber nicht von selbst ein.

Es geht hier nicht darum, keine Gewerbegebiete zu haben. Neue Planungspolitik braucht neue Umgangsformen mit sich selbst, mit der Natur und miteinander. Die kommunale Politik bleibt dabei auf das Funktionieren jener wortlosen, emotionalen Kommunikation angewiesen, die gleichzeitig zu einem offeneren, oder sagen wir an die veränderten Umweltbedingungen angepassteren System entwickelt werden soll. Eine solche Modernisierung der Kommunikationskultur erfordert von den Bürgerinnen und Bürgern wesentlich mehr Arbeit, als eine fortlaufende Tradierung. Sie kann nur gemeinsam erarbeitet, nicht verordnet werden, und sie muss am aktuellen Beziehungssystem ansetzen, das Kollektiv da abholen, wo es gerade steht. Sollen sich vielleicht ganze Dörfer auf die Couch legen – oder sagen wir in systemanalytische Beratung begeben?

Eine systemische Planungskultur

Eine Erweiterung der Wahrnehmungsmuster braucht Reflexion der eigenen Erfahrung im Planungsprozess, einschließlich der informellen Planung. Und bewusste Planung braucht die Aneignung der systemischen Sichtweise durch Bürgerinnen und Bürger:

„*Critical Systems Thinking* [Soziale Systeme in der anglophonen Version – eigene Anmerkung] *gives a new meaning to the concept of citizenship: It can render citizens more capable of arguing their locally suppressed concerns in the public sphere and laying open the limited rationality of locally prevailing positions without being convicted of not being competent or knowledgeable [...]*“ (ULRICH 1996 S. 175).

„Systemische Planung verleiht auch dem Begriff der (Staats-) Bürgerschaft neue Bedeutung. Indem die konstruierte und begrenzte Rationalität der herrschenden Konzepte offengelegt wird, gewinnen bisher unterdrückte Meinungen den Mut – ja erfahren geradezu die Notwendigkeit, sich zu äußern, indem sie sich selbst als Bestandteil des Systems erleben – und nicht als inkompetente, ausgeschlossene Individuen.“

Entsprechend dem Leitinteresse, den Planungsprozess emotional wieder zu öffnen, sollte man gezielt nach Möglichkeiten systemischer Beratung suchen, um Dorfgemeinschaften in den Stand zu versetzen, offen und kritisch zu planen. Nicht neue Regionalplaner und Moderatoren und immer neue Planungs-Methoden braucht das Land, sondern eine neue Diskurskultur auf den Dörfern. Um emotionale Zugänge in der Dorfentwicklung zu öffnen, können dann auch neue Instrumente nützlich sein: Insbesondere das Psychodrama kann auf seine Eignung dafür untersucht und angepasst werden. Zwar gehört die „Regionalaufstellung“ zu den etablierten Instrumenten der Regionalentwicklung – aber doch eher im Sinne einer Organisationsberatung für regionale Agenturen und weniger für die kommunale Ebene.

Der starke Druck aus dem Alltagserleben, damit verbundene Selbstzweifel und Ängste, die emotionale Erfahrungen immer begleiten, lassen es angezeigt erscheinen, einen verlässlichen und sicheren Rahmen (*safe space*) in Form von Arbeitsgruppen, Koordinationsgesprächen, Seminaren etc. als festen Bestandteil einer neuen, kommunalen Entwicklungspolitik zu etablieren. Die Entwicklung einer solchen Kommunikationskultur kostet Geld – es braucht demnach ein Bewusstsein für ihren Wert.

„Es beugt einem spekulativen Klima vor, wenn die Gemeinde sich eine konsequente Linie beim Umgang mit dem Land verordnet und es gehört zu der Art von ländlicher, bäuerlicher Mentalität, dass man seinen Boden nicht einfach so verkauft, weil er die Lebens – und Produktionsgrundlage ist. Dieses Bewusstsein hilft uns, diese Art von sparsamer Bodenpolitik zu machen. Vor allem werden die Projekte viel bescheidener, maßvoller, wenn die Leute selbst mitplanen und sehen, was etwas kostet und sich fragen, was sie wirklich brauchen.“ (BM Michael Pelzer aus Weyarn)

Der Lohn der „neuen Bescheidenheit“

Eine Logik des systemischen Ansatzes lautet: Der exzessive Konsum von Ressourcen ist eine Folge unbefriedigter Sehnsüchte nach Selbsterfahrung (MEDER 1998 S. 133 f). Von den regressiven Wünschen lassen zu können, braucht jene Einheits-erfahrung, die eine bewusste Distanz zu den eigenen Emotionen ermöglicht. Dafür gibt es keine Patentrezepte. Frauen und Männer müssen sich auf den Weg machen. Trotzdem möchte ich einige Beispiele aus der Gemeinde Weyarn nennen, um zu zeigen, wie sich bewusster Planung ausdrücken kann. Dabei handelt es sich um dauerhafte Einrichtungen, nicht um temporäre, projektbezogene Instrumente.

- Das Weyarner Modell der Bodenpolitik (PELZER 2001) beschränkt Eigentümergewinne zugunsten kommunaler Interessen und macht Bodenpolitik berechenbar.
- Arbeitskreise werden als feststehende Einrichtungen zur zweiten Säule von Gemeindepolitik neben dem Gemeinderat und sind mit Kompetenzen und Budgets ausgestattet.
- Gewerbeansiedlung erfolgt in der Ortslage unter aktiver Einbeziehung der Anwohner in offenen Versammlungen, in denen sich Betriebe vorstellen und mit Bürgerinnen und Bürgern auseinandersetzen.
- Verantwortung braucht Selbstvertrauen. Das muss wachsen. Für Kinder und Jugendliche gibt es eigene Versammlungen

und Planungsgruppen – so haben die Weyarner Kinder ihre Schule selbst mit geplant.

- Kommunikationsfähigkeit, Kritikfähigkeit, soziale und planerische Kompetenz ist wichtig und wird gefördert – z.B. durch Weiterbildung und Moderation, die auch etwas kosten darf.

Die starre Trennung formaler und informeller Planungsebenen ist hier aufgebrochen, der Zugang zur Planung breiter geworden. Das, und die Institutionalisierung der neuen Beziehungsformen konstituieren eine Kommunikationskultur, die nicht nur objektiv effizient, sondern auch von einer qualitativ neuen Dynamik geprägt ist.

Frage: „Was machen sie als Bürgermeister in diesem Prozess.“

Antwort: „Ich bin Mutmacher. Ideengeber. Abfederer.

Ermöglicher. Wegbereiter.

Ich geb den Impetus: Komm mach!

Ich sag einem: Du hast es im Kreuz!

Und umgekehrt hab ich das Vertrauen, dass ich das möglich machen kann. Und wenn ich sag:

Du komm! – Du kannst das. Dann hat der da ein Netzwerk, das nimmt ihm die Angst.“

Die regionale Dimension

Der Turmbau zu Babel erzählt die Geschichte einer gescheiterten Regionalplanung: Als die Bewohner im wachsenden Projekt nicht mehr kommunizieren konnten, zerfiel das Kollektiv. Das sieht man in Bruegels Bild an der chaotischen, unkoordinierten Bauweise. Da werden oben schon Fassaden gebaut, hinter denen nichts als Leere herrscht. Der Antrieb für das exzessive Bauen war der Wunsch, gottgleich und allmächtig zu sein. Eine regressiv-dynamische narzisstische Selbstüberschätzung, wie wir jetzt wissen: Nur mangelnder Selbstwert braucht diese architektonische Überhöhung des Selbstbildes.

Planungsverband, Regierungsbezirk und Landesebene und mit ihnen die Raumwissenschaften haben Begriffe von Ökologie, organischem Wachstum, Innenverdichtung und vieles mehr mit Moral und Macht besetzt. Der funktionalistische Ökologiebegriff, Ideen von so genannten bäuerlicher Kulturlandschaft, Erholungs- und Freiraum, die Verklärung ausgedienter Produktionsmuster, wurden in einem urbanen Diskurs erfunden – als Ausgleich für eigene Defizite:

„Entfremdete Arbeits- und Lebensbezüge und der ganze Alltagsterror vor der Haustür wecken die Sehnsucht nach damals, nach einem anderen Ort.“ (MEDER 1998 S. 131)

Anstatt die wichtigen Probleme in den Kommunen auch auf der regionalen Ebene anzusprechen, tut man so, als ob es darum ginge, moralische Einsicht zu entwickeln oder technisches Know-How (GIS) für das Flächenmanagement zu liefern, oder fiskalische Zwangsmaßnahmen einzuführen. Nachhaltigkeit baut auf lokaler Überzeugung auf und die gilt es zu entwickeln. Das bedeutet für die Zielsetzung von regionalem Management:

- Positive Eigendynamik, Selbstverantwortung, Realitätssinn, Konflikt- und Kommunikationsfähigkeit in den Kommunen sind aktiv zu stärken
- Stärkung der Kooperations- und Planungsfähigkeit geht vor Wissensvermittlung und Technologietransfer

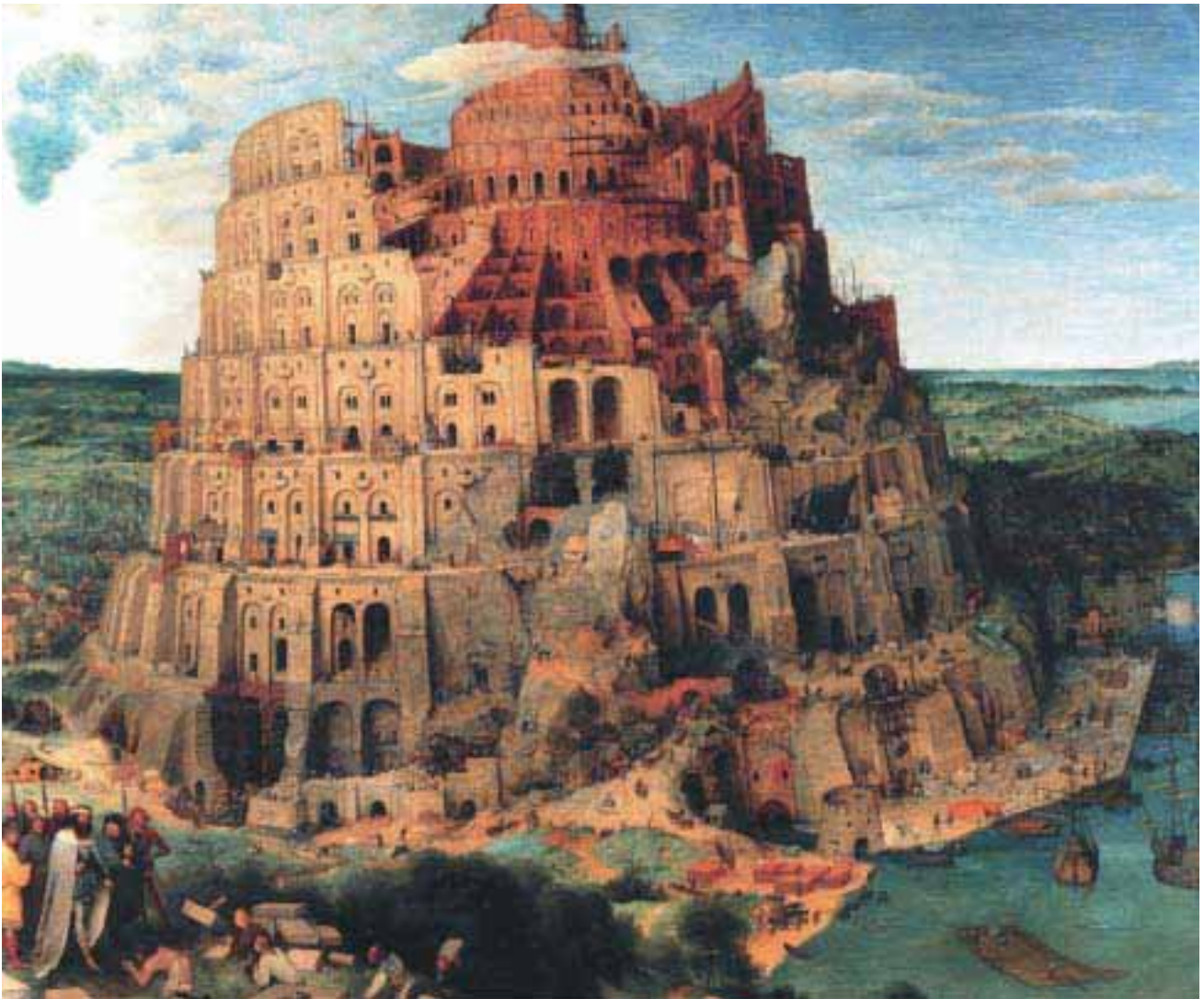


Abbildung 13: Peter Bruegel der Ältere „Der Turmbau zu Babel“

Die Wiederentdeckung der Natur

Wir lieben und wir fürchten Natur und wir gestalten sie entsprechend unseren Bedürfnissen. Dieser Gestaltungsprozess beruht auf Kommunikation und die Natur ist dabei gleichzeitig Gegenstand, Medium und Produkt des Kommunikationsprozesses. Doch der Gedanke an Natur als ein Medium ist irreführend. So als wäre die Liebe zu alten Bäumen, Feldern oder Wiesen ein psychosoziales Produkt, das einem Naturobjekt angeheftet wird. Ebenso irreführend ist es, Natur nur als notwendige Rohstofflieferantin für ökonomische und biologische Funktionen zu denken. Natur ist der Prozess des Lebens selbst und darin umschließt sie die beiden letztgenannten Dimensionen und auch unsere kommunikative Praxis. Nur indem man den Fluss des Lebendigen in der sozialen Kommunikation erhält, indem man eben auch den unbewussten Körper darin würdigt, ihn als Macht und Bestandteil einer „sprechenden Seele“ anerkennt, wird man der Natur gerecht. Diskurs und Planung und die darin hergestellten Entwürfe von uns selbst, unserer Gemeinschaft und unserer Natur werden so Bestandteil einer „natürlichen Ordnung des Lebens“. Die gedankliche Trennung von Mensch und Natur, wie sie die Moderne in ihren Naturkonzepten vollzogen hat, ist so gesehen Folge und Ursache empfundener Trennung von der eigenen Natur. Ebenso

kann ein neues, systemorientiertes und organismusübergreifendes Denken dem Diskurs eine neue emotionale Dynamik geben. Der Naturphilosoph Arne Naess hat das so ausgedrückt:

„Relationalism has ecosophical value, because it makes it easy to undermine the belief in organisms and persons which can be isolated from their milieu. Speaking of interaction between organisms and their milieu gives rise to wrong associations, as an organism is interaction. Organisms and milieu are not two things – if a mouse were lifted into absolute vacuum, it would no longer be a mouse. Organisms presuppose milieux.“ (NAESS 1989 S. 56 Hervorhebung im Text)

„Relationale Wahrnehmung hat eine naturphilosophische Dimension: Sie führt uns vor Augen, dass Organismen oder Personen nicht von ihrem Milieu getrennt betrachtet werden können. Wenn man von einer Beziehung oder Interaktion zwischen Organismen und ihrem Milieu spricht, dann kann das leicht falsche Vorstellungen auslösen, so als ob Organismus und Milieu zwei verschiedene Dinge wären. Ein Lebewesen IST Interaktion – ist Beziehung. Organismus und Milieu sind nicht zwei verschiedene Dinge – wenn man eine Maus aus ihrer Umwelt in ein absolutes Vakuum befördert, dann hört sie sehr schnell auf, eine Maus zu sein. Lebewesen setzen ein Milieu voraus.“

Die Maus muss atmen – Der Mensch muss wahrnehmen. Wir können unsere Wahrnehmung nicht außer Betrieb setzen. Wir leben nicht nur biologisch in ständiger Beziehung mit der Um-



Abbildung 14: Eresing – Ort des Lebens. (Ansicht von Südosten)

Eresing liegt zwischen bewaldeten Moränenzügen (nördl. des Ammersees) und dem großen Feuchtgebiet des Pflaumdorfer Moores. Das Gemeindegebiet ist reich an kirchlicher Geschichte und Symbolik. Die Bevölkerung und das Wachstum von Eresing legte insbesondere seit den 90er Jahren mit dem Ausbau der A96 Lindau-München zu. Die Gemeinde hat in den vergangenen Jahren an der Dorferneuerung teilgenommen, ein neues Bürgerhaus errichtet, Straßen und Kanal saniert, sowie ein Gewerbegebiet ausgewiesen. Der Verkauf weiterer Baugrundstücke (siehe Abbildung 1) sollte Investitionen trotz hoher Schulden ermöglichen und führte zu Konflikten im Dorf mit Bürgerbegehren 1998 und 2003. Derartige öffentliche Auseinandersetzungen bergen die Chance für einen neuen Aufbruch innerhalb des sozialen Systems, für eine Wiederentdeckung der Natur und die Gewinnung einer neuen ökologischen Kompetenz aufgrund eines weiterentwickelten emotionalen Selbst- und Naturverständnisses.

welt (auch der Mensch muss atmen), wir nehmen uns auch beständig in ihr wahr. Produzieren dabei beständig Ideen und Erfahrungen in der Verbindung zu Mitmenschen und Mitwelt. Bedingt dabei nicht unsere Idee von uns selbst als eine von der „äußeren“ Natur getrennte, abgeschlossene Einheit, auch eine Wahrnehmung von unserer Umgebung als Medium oder Rohstofflieferant? Würde eine emotional empfundene Grundhaltung von uns selbst als zu einer „größeren Natur“ gehörend nicht auch den gesamten Diskussionsprozess um die Gestaltung der Natur verändern? Die aktuelle Idee von der Gesellschaft als einem Teil des Ökosystems entbehrt offensichtlich dieser Grundhaltung – sie ist so kopflastig wie der wissenschaftliche Ökologiediskurs, dem sie entspringt.

Emotionales Selbst- und Naturverständnis ist ein kulturelles Produkt, ein soziales System – Es kann folglich nur in öffentlicher Auseinandersetzung und Praxis entwickelt werden. Es geht dabei vor allem darum, Natur als jenes existenzielle „Anderere“ – Nichtkulturelle – zu würdigen und so auf einer kollektiven Ebene im Diskurs zu integrieren – ohne dass es dafür ein Rezept gäbe, wie das zu geschehen hat. Einen solchen Aufbruch braucht es nicht nur im Dorf. Aber vor allem auch im Dorf, denn dort ist zunehmend eine neue ökologische Kompetenz gefragt und die ist ohne diesen Aufbruch nicht zu haben.

8. Literatur

- BAYER. INNENMINISTERIUM (2000):
Oberste Baubehörde im Bayerischen Innenministerium (Hrsg.): Planungshilfen für die Bauleitplanung. Hinweise für die Aufstellung und Ausarbeitung von Flächennutzungsplänen und Bebauungsplänen. Arbeitsblätter für die Bauleitplanung – Grundwerk. München.
- BERNHARD, Thomas (1977):
Die Ursache. Eine Andeutung. München.
- BfLR (= Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung) (1996):
Nachhaltige Stadtentwicklung. Herausforderungen an einen ressourcenschonenden und umweltverträglichen Städtebau. Städtebaulicher Bericht. Bonn.
- BUND (= Bund Naturschutz in Bayern e.V.) (2003):
Schwarzbuch Gewerbegebiete Bayern. Nürnberg.
- EKINS, Paul (2000):
Environmental policy-making: what have economic analysis and the idea of sustainability got to offer? In: REDCLIFT, M. (Hrsg.): Sustainability. Live chances and livelihoods. New York. S. 35-57
- ERDHEIM, Mario (1982):
Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozess. Frankfurt.
- FINK, Wolfgang (1998):
Von der systemischen Therapie zur Bachblütentherapie. In: MARK, B.: Arzneimittelporraits der Bachblütensessenzen. Diagnose und Therapie. Stuttgart. S. 135-149
- FOUCAULT, Michel (2001):
Die Macht und die Norm. In: GENTE, P., H. PARIS und M. WEINMANN (Hrsg.): Michel Foucault. Short Cuts. Frankfurt. S. 39-55
- JORDAN, Thomas (1997):
Territorialität und ihre Funktionen in Konflikten. Eine psychogeographische Betrachtung. In JÜNGST, P. (Hrsg.): Identität, Aggressivität, Territorialität. Zur Psychogeographie und Psychohistorie des Verhältnisses von Subjekt, Kollektiv und räumlicher Umwelt. Urbs et Regio Bd. 67, Kassel. S. 36-75

JÜNGST, Peter (Hrsg.) (1997):

Das Wir und die Anderen – Zur Dichotomisierung, Einverleibung und Abgrenzung von Territorien. In: Identität, Aggressivität, Territorialität. Zur Psychogeographie und Psychohistorie des Verhältnisses von Subjekt, Kollektiv und räumlicher Umwelt. Urbs et Regio Bd. 67, Kassel. S. 76-106

——— (2000):

Territorialität und Psychodynamik. Eine Einführung in die Psychogeographie. Gießen.

JÜNGST, Peter & Oskar MEDER (1990):

Psychodynamik und Territorium. Zur gesellschaftlichen Konstitution von Unbewußtheit im Verhältnis zum Raum. Band I: Experimente zur szenisch-räumlichen Dynamik von Gruppenprozessen: Territorialität und präsentative Symbolik von Lebens- und Arbeitswelten. Urbs et Regio Bd. 54, Kassel.

——— (1992):

Psychodynamik und Territorium. Zur gesellschaftlichen Konstitution von Unbewußtheit im Verhältnis zum Raum. Band III: Territorioalität und präsentative Symbolik der römischen Welten und die psychosoziale Kompromissfähigkeit ihrer Eliten. Urbs et Regio 58, Kassel.

——— (1993):

Annäherung an eine Topographie des Unbewussten. In: JÜNGST P. & O. MEDER (Hrsg.): Zur psychosozialen Konstitution des Territoriums. Verzerrte Wirklichkeit und Wirklichkeit als Zerrbild. Urbs et Regio Bd. 61 Kassel. S. 202-219

——— (2002):

Psychodynamik und Territorium. Zur gesellschaftlichen Konstitution von Unbewusstheit im Verhältnis zum Raum. Band II: Psychodynamik, Machtverhältnisse und Territorialität in einfachen und frühen staatlichen Gesellschaften. Urbs et Regio Bd. 74, Kassel.

KARGERMEIER, Andreas, Manfred MIOGA & Klaus SCHUßMANN (2001):

Die Region München – Auf dem Weg zu regionalen Patchworkstrukturen. In: BRAKE, K., J. DANGSCHAT & G. HEFERT (Hrsg.): Suburbanisierung in Deutschland. Aktuelle Tendenzen. Opladen S. 163-175

KELLER, Reiner (2003):

Der Müll der Gesellschaft. Eine wissenssoziologische Diskursanalyse. In: KELLER, R., A. HIRSELAND, W. SCHNEIDER & W. VIEHÖVER (Hrsg.) Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 2 Forschungspraxis. Opladen. S. 197-232

LEP (= Landesentwicklungsprogramm Bayern) (2003):

<http://www.umweltministerium.bayern.de/bereiche/entw/bereiche/lep2003/> (August 2003)

LAMMERS, Klaus (1998):

Verkörpern und Gestalten. Psychodrama und Kunsttherapie in der psychosozialen Arbeit. Göttingen.

LORENZER, Alfred (1968):

Städtebau und Sozialmontage? Zur sozialpsychologischen Funktion der Architektur. In BERNDT, H., A. LORENZER & K. HORN (Hrsg.): Architektur als Ideologie. Frankfurt am Main. S. 51-104

——— (1979):

Symbol, Interaktion und Praxis. In: Psychoanalyse als Sozialwissenschaft. Frankfurt. S. 9-59

——— (1984):

Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik. Frankfurt.

——— (2002):

Die Sprache, der Sinn, das Unbewusste. Psychoanalytisches Grundverständnis und Neurowissenschaften. Stuttgart.

LUHMANN, Niklas (1984):

Soziale Systeme. Frankfurt.

——— (1994):

Liebe als Passion. Frankfurt 1994.

MÄDING, Heinrich (2001):

Suburbanisierung und kommunale Finanzen. In: BRAKE, K., J. DANGSCHAT & G. HEFERT (Hrsg.): Suburbanisierung in Deutschland. Aktuelle Tendenzen. Opladen. S.109-120

MEDER, Oskar (1998):

Geld oder Liebe. Umweltzerstörung aus Beziehungsanalytischer Sicht. Urbs et Regio Bd. 68, Kassel.

NAESS, Arne (1989):

Ecology, Community and Lifestyle. An Outline of an Ecosophy. Cambridge; New York/Sidney/Melbourne.

PELZER, Michael (2001):

Nachhaltiges Planen, Bauen und Bodenmanagement in einer Landgemeinde. In: Holger MAGEL (Hrsg.) Lehrstuhl für Bodenordnung und Landentwicklung – TU München: Haushälterisches Bodenmanagement – Herausforderungen an eine nachhaltige Stadt- und Landentwicklung. Materialsammlung Heft 25/2001. S. 81-88

REISS-SCHMITT, Stephan (2003):

Herausforderungen und Chancen kooperativer Regionalentwicklung: Perspektiven für die Region München. DISP 152 1/2003. Unter www.orl.arch.ethz.ch/disp/ (August 2003)

SIEVERTS, Thomas (1997):

Zwischenstadt. Reihe Bauwelt – Fundamente Bd. 118, Braunschweig, Wiesbaden.

SIMON, Fritz & STIERLIN, Helm (1984):

Die Sprache der Familientherapie – Ein Vokabular. Überblick, Kritik und Integration systemtheoretischer Begriffe, Konzepte und Methoden. Stuttgart.

STEIN, Gebhard (1991):

Moderne Zeiten, gebrochene Traditionen. Über das Wirken traditioneller Sozialisationsmuster in ländlicher Gegenwart. In: L. BÖHNISCH, H. FUNK, J. HUBER & G. STEIN (Hrsg.): Ländliche Lebenswelten. Weinheim, München. S. 18-28

STEINER, Dieter (1994):

Vernünftig werden heißt weiblich werden! Beitrag zu einer evolutionären Bewußtseinsökologie. In: W. ZIERHOFER & D. STEINER (Hrsg.): Vernunft angesichts der Umweltzerstörung. Opladen. S. 197-205

ULRICH, Werner (1996):

Critical Systems Thinking for Citizens. In R. L. FLOOD, N. R. A. ROMM (Hrsg.): Critical Systems Thinking. Current Research and Practise. New York. S.165-194

VATER, Stefan (2003):

Diskurs – Analyse – Intervention. Europäische Hochschulschriften Reihe XXII Soziologie Bd. 380, Frankfurt a.M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien.

WAHL, Peter (1991):

Wo der Mann noch ein Mann ist. In: L. BÖHNISCH, H. FUNK, J. HUBER, G. STEIN (Hrsg.) Ländliche Lebenswelten. Weinheim, München. S. 255-264

Anschrift des Verfassers:

Dipl. Geograph Christian Streit
Berater für Regionalentwicklung und Umweltbildung
Riedstraße 2
82299 Türkenfeld
Tel: 08144/989940
christian.streit1@gmx.de

Deborah HOHEISEL, Ludwig TREPL und Vera VICENZOTTI

Berge und Dschungel als Typen von Wildnis

Mountains and jungle as types of wilderness

Zusammenfassung

Die „Wildnis“ erfreut sich zur Zeit großer Beliebtheit. Als „Wildnis“ werden allerdings sehr unterschiedliche Landschaften bezeichnet. Dieser Aufsatz fragt, ob es unterschiedliche Gründe gibt, verschiedene Typen von Wildnis aufzusuchen. Die zwei Wildnistypen Berge und Dschungel werden näher untersucht und es werden Hypothesen dazu entwickelt, warum sie die Menschen anziehen. Diese Hypothesen werden an Hand der beiden „Abenteurer“ Messner und Nehberg überprüft, modifiziert und ergänzt. Zu Beginn wird gezeigt, dass das Gefühl der Erhabenheit im Sinne Kants von Messner zwar noch erlebt wird, für ihn aber keine besondere Bedeutung zu haben scheint. Im Folgenden wird deutlich, dass für Messner in den Bergen wie auch für Nehberg im Dschungel sowohl die Idee des Kampfes als auch ein Gefühl der Einheit besondere Bedeutung haben, dass diese Gefühle sich aber bei beiden deutlich voneinander unterscheiden: Während es Messner der mächtige Gegner Berg ermöglicht, sich im Kampf mit sich selbst über alle Natur zu erheben und schließlich in einem Gefühl der Einheit selbst zum großen Ganzen zu werden, wird Nehberg durch die Teilhabe am Kampf im Dschungel zu einem unter vielen Lebewesen, die aber trotz ihres Kampfes eine höhere Einheit bilden, da sie gerade im Kampf den Kreislauf des Lebens aufrechterhalten, und so empfindet auch er ein Gefühl der Einheit.

Der letzte Abschnitt setzt sich mit der Frage auseinander, warum beide trotz ihrer offensichtlichen Sehnsucht nach Wildnis immer wieder in die Zivilisation zurückkehren und warum sie immer wieder neue Abenteuer suchen. Es wird die These aufgestellt, dass eine Rückkehr in die Zivilisation notwendig ist, um die Bedeutung der Erlebnisse in der „Wildnis“ überhaupt erkennen zu können. In einem Vergleich mit dem Tourismus wird das Dilemma aufgezeigt, in dem sich die Wildnissuchenden befinden: Sie sehnen sich nach dem Unberührten, doch um sich dieses zu vergegenwärtigen, müssen sie es berühren und zerstören es in diesem Moment gleichzeitig als Objekt der Sehnsucht.

Summary

„Wilderness“ has become very popular in our society. Several different types of landscapes are characterised as „wilderness“. This article deals with the question if there are different reasons to go to different types of wilderness. The mountains and the jungle are described as such types, and hypotheses are developed why people are attracted to them. These hypotheses are tested, modified, and completed by analysing writings of two „adventurers“: Reinhold Messner and Rüdiger Nehberg. At the beginning it is shown that the feeling of the sublime in the sense of Kant is known to Messner, but it is not of much importance to him. In the following, it becomes apparent that for Messner in the mountains, as well as for Nehberg in the jungle, the idea of fight or struggle, and a feeling of unity with nature play an important role. But Messner's feelings differ from Nehberg's: The mountain, being a powerful opponent, enables Messner in his struggle to rise himself above all nature, as to become himself the whole of the universe in a feeling of unity. Contrary to this, Nehberg becomes one of numerous living beings by joining the ubiquitous struggle for survival in the jungle. All the creatures there live in a continuous struggle, but they form an integrated whole, for with their struggle they keep going the circle of life. This enables Nehberg to feel united with the jungle while taking part in the struggle. The last part of the article deals with the question why Nehberg and Messner, in spite of their yearning for wilderness, always return to civilisation, and why they always start new adventures. The hypothesis is developed that returning to civilisation is necessary to realise the importance of the experiences in the wilderness. Compared to the phenomenon of tourism, the dilemma is shown in which people touring the wilderness are entangled: They are longing for the pristine, but to experience this they have to touch it, destroying it in this very moment as the object of their yearning.

1. Einleitung

Wildnis erlebt als Gegenstand gesellschaftlicher Aufmerksamkeit einen enormen Aufschwung. Im Naturschutz löst sie die vorindustrielle Kulturlandschaft als leitende Idee ab. (Schlagwort „Prozessschutz“). In der Landschaftsplanung trifft man auf ein gesteigertes Interesse an allem, was mit „Abenteuer in der Natur“ zu tun hat (Abenteuer-Spielplätze, Naturerlebnisräume); Stadtbrachen sind Gegenstand planerischer Bemühungen. Abenteuerurlaub und Extremsportarten in der „Wildnis“ erfreuen sich gesteigerter Beliebtheit.

Was macht Wildnis so attraktiv? Was suchen die Menschen dort, und was finden sie? Dem soll am Beispiel zweier „Abenteurer“, Reinhold Messner und Rüdiger Nehberg, nachgegangen werden. Dabei wird insbesondere analysiert, ob es unterschiedliche Beweggründe dafür gibt, unterschiedliche Typen von Wildnis aufzusuchen.

Was aber ist „Wildnis“? Wildnis ist eine Idee, die in einer bestimmten Kultur entstanden ist und mit dem kulturellen Wandel unterschiedliche Bedeutungen angenommen hat. Wildnis ist also ein *kultureller* Begriff. Er ist also explizit kein Begriff, mit dem man, unabhängig von den durch die jeweilige Kultur bedingten Wahrnehmungsweisen, einen objektiven Sachverhalt beschreiben könnte, wie es die naturwissenschaftlichen Begriffe beanspruchen. Ob Wildnis als etwas Positives, Faszinierendes oder etwas Negatives, Bedrohliches gesehen wird, ist kulturabhängig. In dem Maße, wie sich die kulturellen Wertevorstellungen ändern, ändert sich auch die Wahrnehmung von Wildnis.

Heute wird der Begriff der Wildnis in vielen Zusammenhängen verwendet und hat eine ambivalente Bedeutung. Zum einen bedeutet Wildnis Gefahr, zum anderen ist sie aber auch die gute, vom Menschen unberührte Natur und wird mit Vor-

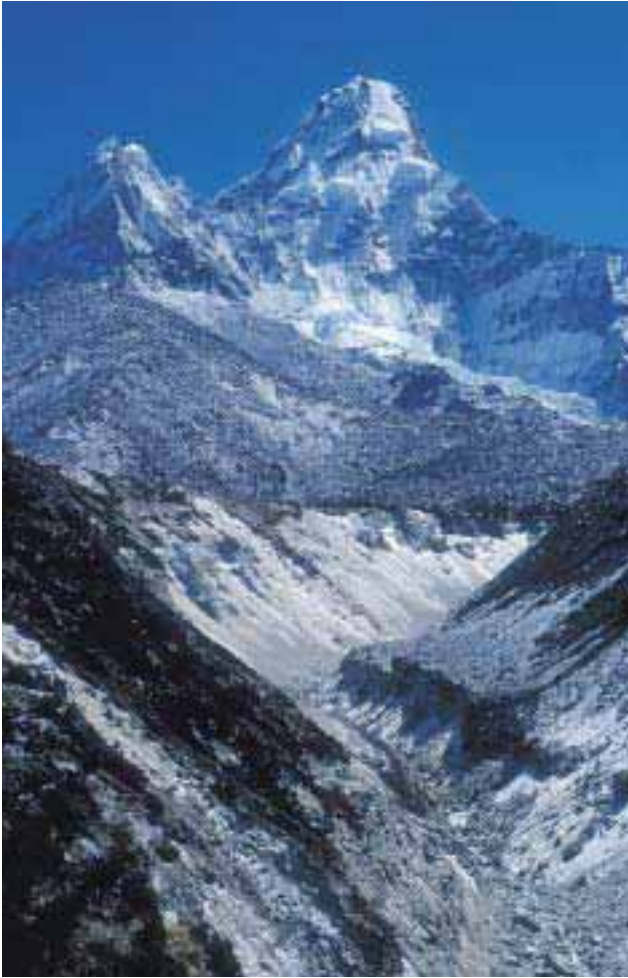


Abbildung 1: Ama Dablam (6856 m), Nepal (Foto: H. J. Netz)

stellungen vom Paradies verbunden. Doch auch Zivilisationserscheinungen werden als Wildnis bezeichnet. So spricht man von „Großstadtdschungel“ oder „Asphaltwüste“. Diese vielfältige und ambivalente Verwendung macht eine eindeutige Definition schwierig. Hier wird „Wildnis“ im Sinne einer weitgehend unberührten Landschaft gebraucht, die zugleich gefährlich ist, weil es solche Landschaften sind, die im Zuge des „Wildnisbooms“ zum Ziel geworden sind. Der Schwerpunkt des Textes liegt nicht auf der Klärung des Wildnisbegriffs, doch wird zumindest versucht, die Abgrenzung zwischen „Wildnis“, „Natur“ im Allgemeinen und „Paradies“ an Beispielen deutlich zu machen.

Wir versuchen nun ausgehend von einer Charakterisierung der beiden **Wildnistypen Berge und Dschungel** Hypothesen zu entwickeln, warum gerade sie Abenteurer anziehen. An den Beispielen Messner und Nehberg werden diese Hypothesen überprüft, erweitert und ergänzt. Warum diese Einschränkung auf Dschungel und Berge? Es handelt sich hierbei um zwei grundlegend verschiedene Typen von Wildnis, wie noch deutlich werden wird. Die meisten anderen Landschaften, z.B. die Wüste, der Sumpf oder das Meer zeigen deutliche Ähnlichkeiten mit einem dieser Wildnistypen oder vereinen Eigen-

schaften von beiden.¹⁾ Man könnte sagen, dass sich Berge und Dschungel, ähnlich wie auch Messner und Nehberg, als „reale Idealtypen“ besonders zur Typisierung von Wildnis überhaupt eignen.

2. Charakterisierung der Wildnistypen

2.1 Wildnistyp Berge

Vor der Neuzeit waren Berge Orte des Schreckens. Sie mußten als Mahnung an den Sündenfall und Strafe Gottes ertragen werden. Außerdem war ihr Aussehen nicht mit dem klassischen Schönheitsideal, in dem Proportionen und Symmetrie eine wichtige Rolle spielten, in Einklang zu bringen. Die Abneigung erklärt sich also sowohl mit einer natürlichen Furcht als auch durch metaphysische und ästhetische Widerstände. (GROH & GROH 1991, S. 112 f.)

Zum Wahrnehmungswandel hat wesentlich die Physikotheologie beigetragen, die Mitte des 17. Jahrhunderts in England entstand. Ihr zufolge hat Gott die Welt so geschaffen, wie sie heute ist, und auch die scheinbar negativen Dinge haben eine Funktion für das Ganze. Von nun an war es möglich, auch in den Bergen die Schöpfung Gottes in einem positiven Sinn zu erkennen. Außerdem wurde immer wieder auf die Nützlichkeit der Berge verwiesen, zum Beispiel als Erzlagerstätte. Und etwas, was nützlich ist, konnte man, gemäß den damals vorherrschenden Ästhetiktheorien, auch als schön betrachten.

Die Physikotheologie ist als Reaktion auf die Kopernikanischen Wende zu erklären, die die Erde ihrer Sonderstellung beraubt und die Vorstellung des unendlichen Weltalls mit sich gebracht hat (ebd., S. 122). Darauf antwortete die Physikotheologie mit einer „theologischen Besetzung des Universums“ (ebd.): Die Eigenschaften, die bisher dem „unendlichen Gott“ zuerkannt worden waren, wurden nun auf den „unendlichen Raum“ (ebd., S. 123) übertragen. Das Gefühl des Verlorenseins angesichts des Verlustes der Sonderstellung der Erde und der neuen Idee des unendlichen Weltalls konnte durch die Vorstellung des allgegenwärtigen Schöpfergottes, dessen Eigenschaften mit denen des unendlichen Raumes identifiziert wurden, überwunden werden (ebd., S. 122 f.). Aufgrund dieser Verbindung von unendlichem Raum und Gott konnte diese Erfahrung nun auch „auf die großen Gegenstände der äußeren und wilden Natur übertragen“ werden (ebd., S. 124).

Im 18. Jahrhundert erlangt diese Sichtweise von Natur allgemeine Verbreitung. Es beginnt die Erschließung der Alpen für Reisende. Für das bürgerliche Subjekt rufen die Berge nun ein Gefühl der „lustvollen Furcht“ und des „erregenden Schauers“ hervor (PRAXENTHALER 1996, S. 35). „Das Erhabene avanciert zur zweiten zentralen ästhetischen Kategorie neben dem Schönen“ (ebd.). Kant entwickelt in dieser Zeit eine Theorie des Erhabenen, die ohne Bezug auf Gott auskommt. Er unterscheidet zwei Formen des Erhabenen: das „Mathematisch-Erhabene“ und das „Dynamisch-Erhabene“. Das Gefühl des Mathematisch-Erhabenen entsteht dadurch, dass eine Erscheinung der Natur die Sinne durch die schiere Größe überfordert, das Subjekt sich aber gleichzeitig seiner

1) Neben Bergen und Dschungel gibt es mindestens noch einen dritten Typus von Wildnis, den Wald, der völlig andere charakteristische Eigenschaften aufweist, die ihn zu Wildnis machen. Dieser Typ hätte prinzipiell eine genauere Betrachtung verdient. Er wird hier nicht näher untersucht, weil er für Messner und Nehberg keine Rolle spielt.

Überlegenheit in dem Vermögen seiner Vernunft bewusst wird, die Idee des Unendlichen zu denken. „Dynamisch-erhaben“ ist Natur dann, wenn sie mit ihrer Macht und ihren Kräften den Menschen bedroht. Voraussetzung für die Entstehung des Gefühls der Erhabenheit ist aber, dass er sich nicht wirklich fürchtet. Verfügt er über einen sicheren Standpunkt, so erkennt er zwar seine physische Unterlegenheit gegenüber dieser Macht, wird sich aber gleichzeitig der eigenen Fähigkeit bewusst, sich auf Grund seiner Moral als von der Natur unabhängig zu beurteilen, und so kann er im Anblick der Macht der Natur seine Freiheit erfahren. Kant betont, dass es in der Natur selbst keine erhabenen Gegenstände gibt, lediglich solche, die in uns das Gefühl der Erhabenheit hervorrufen: Die Berge gehören in die Kategorie von Erscheinungen, die das Gefühl des Mathematisch-Erhabenen hervorrufen können, da sie mit ihrer Größe die Vorstellungskraft des Menschen übersteigen. Im Hinblick darauf, dass sie den Menschen bedrohen (Lawinen usw.), kann man sie auch der Kategorie des Dynamisch-Erhabenen zuordnen; dies auch insofern, als sie ein Ort sind, der auf Grund seiner Lebensfeindlichkeit nicht kultivierbar, d. h. nicht beherrschbar ist.

These: Die Berge werden aufgesucht, da sie dem Menschen ein Erhabenheitsgefühl im Sinne von Kant ermöglichen. Dabei kann es sich sowohl um das Mathematisch-Erhabene als auch um das Dynamisch-Erhabene handeln. Das heißt, dass sich ein Mensch beim Anblick der Berge sowohl des Vermögens seiner Vernunft, das Unendliche zu denken, als auch seiner Freiheit bewusst werden kann.

Gegen diese These spricht, wenn man sie auf den aktuellen „Wildnisboom“ bezieht, zweierlei: Zum einen, dass für Kant ein sicherer Standpunkt Voraussetzung für das Gefühl des Dynamisch-Erhabenen ist. Die heutigen Extremsportler riskieren aber ihr Leben. Nach Praxenthaler ist das Erhabenheitsgefühl im Sinne von Kant auf eine Machtbalance zwischen Mensch und Natur angewiesen. „Für die Erhabenheitserfahrung ist der durch die zunehmende Naturbeherrschung erlangte *sichere Standort* notwendig. Genauso notwendig ist aber das *Widerständige* der unbeherrschten Natur.“ (PRAXENTHALER 1996, S. 36, Hervorh. i. O.) Durch die fortgeschrittene Naturbeherrschung sei aber die zweite Bedingung nicht mehr erfüllt.

Als zweites stellt sich also die Frage, ob angesichts des technischen Fortschritts, der die Widerständigkeit der Natur zumindest theoretisch überall beseitigen kann, ein Erhabenheitsgefühl im Sinne von Kant – *von einem sicheren Standort aus* – heute überhaupt noch möglich ist. Praxenthaler verneint das (vgl. auch EISEL 1987). Deshalb begibt man sich in reale Gefahr, denn nur, wenn man gegenüber der Natur sein Leben riskiert, könne man sich ihrer Überlegenheit auch heute noch sicher sein (ebd., S. 104). Obwohl sich die Menschen einer realen Gefahr aussetzen, dürfen sie sich aber nicht wirklich fürchten. Zwischen den beiden oben gestellten Fragen besteht nach dieser These also ein Zusammenhang: Ein Erhabenheitsgefühl ist trotz der Beherrschbarkeit der Natur noch möglich, doch ist die Aufgabe des sicheren Standpunkts notwendig. Dies enthält jedoch einen Widerspruch zur Erhabenheitstheorie Kants, denn es wird nicht mehr der sichere Standort, sondern genau das Gegenteil, nämlich seine Aufgabe, als notwendig

erachtet. Daher stellt sich die Frage, welche Rolle das Gefühl der Erhabenheit heute tatsächlich spielt bzw. spielen kann und in welchen Situationen es auftritt.

Messner ist das Gefühl des Mathematisch-Erhabenen durchaus geläufig: „Ich lege die Sonnenbrille zur Seite und blicke hinauf zum fein gezeichneten und zugleich furchteinflößenden Gipfel. Was ich sehe, ist weit weg und doch so nahe. Ich könnte irre werden an der Unfähigkeit, die wahren Dimensionen zu erkennen. Ich weiß wirklich nicht, wie groß er ist, dieser Nanga Parbat.“ (MESSNER 1979, S. 27) Dieses Gefühl wird aber nicht durch den Anblick von Wildnis hervorgerufen, sondern einfach durch unvorstellbare Größe. Auch der Sternenhimmel kann es hervorrufen, und dieser ist keine Wildnis: Wildnis bedeutet immer auch Bedrohung. Eine Landschaft wird nicht als Wildnis wahrgenommen, wenn für den Betrachter allein ihre Größe von Bedeutung ist. Selbstverständlich schließt das nicht aus, dass die gleiche Landschaft in einer anderen Situation als Wildnis aufgefaßt werden kann. Demnach kann das Gefühl des Mathematisch-Erhabenen kein ausschlaggebender Grund sein, *Wildnis* aufzusuchen. Dennoch kann es in einer gemeinhin als Wildnis bezeichneten Landschaft auftreten und dazu beitragen, dass diese noch attraktiver wird, als sie es durch ihre Wildheit ohnehin ist. Dafür spricht auch, dass Messner relativ selten und immer nur kurz das Gefühl des Mathematisch-Erhabenen beschreibt. Es kann vermutet werden, dass es für ihn bereits zur Selbstverständlichkeit geworden ist.

Bedingung des Dynamisch-Erhabenen ist die Macht der Natur gegenüber dem Menschen, also dessen Bedrohung. Dieses Gefühl ist offenbar enger mit Wildnis verknüpft als das des Mathematisch-Erhabenen. Ist Messner auch das Erleben dieses Gefühls möglich, obwohl oder, nach der These Praxenthalers, gerade weil er den sicheren Standpunkt aufgibt? Über das Transantarktische Gebirge schreibt er: „Seine Erhabenheit rührte mich an. Sie erfüllte mich gleichzeitig mit Schauern, Freude und Angst. Das war kein Widerspruch in mir. Obwohl ich den Eindruck dieser Berge über der Horizontlinie nur mit widersprüchlichen Aussagen hätte beschreiben können. Aber ich wollte nur weiter! Die Lust, dorthin zu kommen, die Gipfel aus der Nähe zu sehen, war ebenso stark wie die Angst vor diesen Bergen.“ (MESSNER 1990, S. 230f.) Er sieht sich also der von der Natur ausgehenden Gefahr sehr bewusst gegenüber, fürchtet sich aber dennoch nicht wirklich, denn er begeistert sich für diese Landschaften. An anderen Stellen wird deutlich, dass es für ihn wichtig ist, die Natur als bedrohlich zu erleben. Dies gelingt ihm trotz des technischen Fortschritts, indem er sich direkt den Gefahren der Wildnis aussetzt und außerdem auf einen Großteil der üblichen Ausrüstung verzichtet. Doch empfindet er tatsächlich Dynamische Erhabenheit im Sinne Kants? Messner schreibt nur sehr wenig über Gefühle, bei denen es sich um diese Form der Erhabenheit handeln könnte. Es ist aber vorstellbar, dass sie von ihm in bestimmten Situationen, in denen er sich nicht in akuter Gefahr befindet, empfunden werden, er aber nicht darüber schreibt, da sie für ihn in gewisser Weise selbstverständlich sind. Dass das Gefühl der Erhabenheit im Allgemeinen in seinen Beschreibungen eine sehr untergeordnete Rolle spielt, legt aber doch die Vermutung nahe, dass es für ihn

nicht der ausschlaggebende Grund ist, auf Berge zu steigen. Die wilde Natur kann, wenn der sichere Standpunkt aufgegeben ist, zum Gegner werden. Der Berg gilt dem Menschen als *würdiger* Gegner. „[E]r ist ein Gegner, der sich nicht versteckt, nicht aus dem Verborgenen angreift, sondern sich in seiner ganzen Stärke offen dem Angreifer stellt.“ (PRAXENTHALER 1996, S. 84) Am Berg kann man sich *bewähren* – wie im Krieg (ebd., S. 82). „Das Bergsteigen in seinen extremeren Varianten ist ganz offenkundig ein modernes Gegenstück zu den Mann-gegen-Mann Feldzügen der Anfangszeit unserer Kultur. Der gesamte Charakter des extremeren alpinen Bergsteigens wird von jenem kriegerischen Element geprägt. [...] Hier wird genauso ernsthaft, genauso wild und verbissen gekämpft, gesiegt oder verloren wie in jener Zeit, als der kriegerische Kampf noch zum Alltag der Menschen gehörte. Das schwere Bergsteigen bildet erlebnismäßig eine volle Entsprechung zum Männerkampf der früheren Zeiten.“ (AUFMUTH 1988, S. 167).

These: Die Menschen suchen das Gebirge auf, da das Erlebnis dort mit dem eines Kämpfers im Krieg vergleichbar ist, und dieses in unserer zivilisierten friedlichen Gesellschaft sonst nicht mehr zu haben ist (zumindest nicht in einer gesellschaftlich akzeptierten Form), es aber anscheinend ein Bedürfnis bestimmter Menschen ist.

Man könnte zwar auch Gangster oder Söldner werden, doch ist das gesellschaftlich geächtet, und der Soldat ist heute eher zum „Überwacher des Friedens“ geworden. Weil ein Kampf gegen andere Menschen nicht (mehr) akzeptiert ist, viele Menschen aber anscheinend dennoch ein solches Bedürfnis haben, suchen sie sich einen anderen Gegner: die Natur der Berge.

Welche Rolle spielt dies bei Messner? Er selbst betrachtet sich nicht als Kämpfer im klassischen Sinn, der gegen etwas oder jemanden kämpft, um zu siegen. Sein Kampf ist auch kein moralisches Handeln, da er nicht für ein höheres Ziel, z.B. das Vaterland oder die Freiheit, kämpft. Er sieht seine Aufstiege in erster Linie als *Kampf mit sich selbst*: „Mir ging es beim Unterwegssein in der Wildnis nicht um die Welt draußen, sondern um die Welt in mir drinnen. Ich war Eroberer meiner eigenen Seele.“ (MESSNER 1979, S. 14) Doch was genau heißt „mit sich selbst“? Grundsätzlich ist ein Kampf ja immer gegen jemand anderen gerichtet. Ein Kampf mit sich selbst ist nur dann vorstellbar, wenn das Selbst in unterschiedliche Teile zerfällt, die gegeneinander kämpfen können. Doch welche Teile sind dies? Kämpft der Messner als Körper gegen den Geist oder als Geist gegen den Körper oder kämpft ein Teil des Körpers gegen einen anderen? AUFMUTH sieht bei den extremen Bergsteigern einen Kampf zwischen Kopf und Körper: „Offenbar herrscht in der Person von leidenschaftlichen Alpinisten eine Art von grimmer Feindschaft zwischen ‚oben‘ und ‚unten‘, zwischen dem Kopf, dem Sitz des Willens, und dem Leib, dem materialisierten Underdog. Wir passionierten Bergsteiger sind oftmals Tyrannen und Tyrannisierete in einem. [...] Eine Hälfte der Person verachtet und haßt die andere, und dieser Kreislauf des Zürnens und Unterdrückens läuft im geschlossenen Zirkel innerhalb ein und derselben Person als Selbstaggression ab.“ (AUFMUTH 1988, S. 175 f.) Mit „Kopf“ ist in diesem Fall aber nicht die Vernunft gemeint,

die den Menschen als moralisches Wesen ausmacht, sondern lediglich die reine Willensstärke verbunden mit der „instrumentellen“ Vernunft, der Klugheit, die Mittel zum Zweck sucht. Messner geht es bei seinen Touren nicht um moralische Dinge; er bezeichnet sich auch selbst als egoistisch. Es scheint ihm vielmehr darum zu gehen, sich mit seiner reinen Willensstärke (und eben nicht seiner Moral) aller Natur – und damit auch seinem eigenen Körper – überlegen zu zeigen. Der Kampf mit sich selbst lässt sich also zwar als ein Kampf des Willens gegen den Körper beschreiben, bei dem es darum geht, die Natur in Form der eigenen Körpernatur zu besiegen. Dieser Wille ist aber letztendlich doch auch auf der Seite des Körpers zu verorten, da er dazu dient, eine egoistische Lust zu befriedigen. Denn wer Lust gegen die Moral sucht, hängt an der Natur, an den Genüssen, folgt nicht der Vernunft zu ihren letzten Konsequenzen, denn diese sind moralisch, und zwar insofern, als die Moral gebieten kann, auf jeden Egoismus (d.h. Lust im weitesten Sinne) zu verzichten. In einer Hinsicht könnte man also Messners Kampf mit sich selbst als einen Kampf des Willens gegen den Körper beschreiben. In anderer Hinsicht ist es aber auch ein Kampf des Körpers gegen den Geist, denn da der Wille bei Messner letztlich auch auf der Seite des Körpers steht, kämpft er als Körper gegen den Geist in Form der moralischen Vernunft.

Besondere Bedeutung scheint für Messner aber ein Gefühl zu haben, das er selbst als „Allgefühl“ bezeichnet: „Der Gipfel erscheint mir so ruhig und der Abstieg so unwichtig. So, als ob ich mir selbst nichts mehr zu bedeuten hätte; als sei ich hinausgestiegen aus einem Meer von Einsamkeit in die Geborgenheit des Weltalls. [...] Dieser Berg, Symbol der Lebensfeindlichkeit, der Kälte und der Abgeschiedenheit, vermittelt mir ein starkes Allgefühl. [...] Ich bin an einem Punkt angekommen, wo ich endlich zu denken aufhören kann. [...] Mit meinem Verstand komme ich nicht an diese Empfindungen heran. Ich sitze einfach nur da und lasse mich auflösen in Gefühle. Ich weiß alles sofort, ohne Zweifel. Ich möchte mich für immer in diesem Zwielficht überm Horizont verlieren.“ (MESSNER 1979, S. 200) Immer wieder beschreibt er dieses Gefühl des Eins-Seins-mit-der-Welt, des Sich-Auflösens, wobei „Welt“ hier eher die Bedeutung von „Weltall“ hat. Es ist nicht eine Einheit mit dem Leben auf der Welt, sondern eine Einheit mit der Unendlichkeit des Raumes. Wesentlich für dieses Gefühl scheint der Gipfel zu sein: ein herausgehobener Punkt im weiten, unendlichen Raum. Einerseits scheinen in diesen Momenten jegliche Bedrohung durch die Natur und jeglicher Kampf mit den Naturgewalten und mit sich selbst keine Rolle mehr zu spielen. Andererseits ist dieses Gefühl für ihn aber nur durch den Kampf möglich. „Die Grenzsituationen sind nicht das Wesentliche in meinem Leben. Sie öffnen mir nur die Augen für eine andere Wirklichkeit. Sie sind eine Art Schlüssel für jene Bewusstseinszustände, die sonst in mir brachlügen.“ (Ebd., S. 230) Man könnte daher die Hypothese aufstellen, dass die körperlichen Strapazen in lebensfeindlicher Umgebung notwendig sind, damit sich Messner sowohl der Natur des Berges als auch seiner eigenen Natur überlegen zeigen kann. Er vollbringt quasi Übernatürliches, aber nicht auf einer geistig-moralischen Ebene, sondern in dem Sinn, dass er sich als Naturwesen aller anderen Natur überlegen zeigt. Der Sinn ist dabei aber nicht, sich über die Natur zu er-



Abbildung 2: „La charmeuse de serpents“ („Die Schlangenbeschwörerin“), Henri Rousseau; Öl auf Leinwand, 169 x 189,5 cm (Paris 1907)

heben, sondern mit ihr eins zu werden, aber als das größte Naturwesen unter allen, als absoluter Sieger. Der Kampf (sowohl mit den Naturgewalten als auch mit sich selbst) wäre somit nur Mittel zum Zweck, der im Erleben eines besonderen Bewusstseinszustandes, eines Eins-Seins mit dem Weltall liegt, der aber doch nicht einfach ein Aufgehen in diesem ist.

2.2 Wildnistyp Dschungel

In der Spätromantik gewinnt die Idee der Natur als Organismus an Bedeutung. Die Natur wird damit als zweckmäßiges und vernünftiges Ganzes gesehen. Zum Symbol dieser natürlichen Ordnung wird die Kulturlandschaft. Es ist eine Natur, „die ihre Produktivität, ihre Fähigkeit zu wachsen, sinnvoll reguliert.“ (PRAXENTHALER 1996, S. 60; Hervorh. i. O.) Durch dieses organische Bild wird aber die „Neigung der Natur [...] unendlich, ohne erkennbaren Zwecke zu produzieren“ (ebd.) zur *Bedrohung* und es taucht ein Typ von Wildnis auf, den es nach PRAXENTHALER (1996, S. 61) vorher nicht gab: der Dschungel. Er wird zum Sinnbild einer „Angst vor einer möglicherweise unkontrolliert produzierenden Natur“ (ebd., S. 61). Der Dschungel steht für vernunftlos und chaotisch wuchernde Natur, in der es keine Ordnung gibt. Er ist immer lebendige Natur, eng verbunden mit Vorstellungen

von Fruchtbarkeit und der einer zyklischen Natur. Der Kampf gegen den oder besser im Dschungel ist nie heroisch wie am Berg, sondern schmutzig, denn der Dschungel ist kein würdiger, sondern ein feiger Gegner, hinterlistig, unberechenbar und unsichtbar. Will man im Dschungel überleben, so muss man sich seiner Instinkte bedienen. Man kämpft nicht wie am Berg als Vernunftwesen gegen einen würdigen Gegner, sondern kann nur überleben, wenn man zum instinktgeleiteten Naturwesen und damit selbst zu einem Teil der Wildnis wird.

These: Menschen begeben sich in den Dschungel, um sich ihrer eigenen Triebnatur, ihrer Instinkte, zu versichern und um sich so als Naturwesen als Teil der Natur, der Wildnis zu fühlen, da in unserer zivilisierten Gesellschaft ein Ausleben der Triebe nur noch selten möglich ist und unsere Instinkte im Alltag kaum mehr gefordert sind.

Wegen der im Dschungel deutlich sichtbaren Fruchtbarkeit kann er auch mit der Vorstellung vom Paradies verbunden werden. Beiden ist die Vorstellung von Orten ursprünglicher und fruchtbarer Natur gemeinsam. Allerdings besteht ein Unterschied: Die Fruchtbarkeit des Paradieses ist nicht wuchernd, sondern geordnet und harmonisch.

These: Menschen suchen den Dschungel auf, weil sie von seiner Fruchtbarkeit, Produktivität und Vielfalt fasziniert sind – vielleicht auch, weil sie in ihm das Paradies vermuten.

(Siehe hierzu Abbildung 2)

Was bewegt Menschen dazu, den ursprünglich-wilden Dschungel aufzusuchen? Nehberg schreibt:

„Natur explosiv. Berstend vor Fülle und Vielfalt. Jeder Quadratmeter beherrscht von einem anderen Lebewesen. Gnadenloser Kampf ums Licht. [...] Es rankt und würgt und schmarotzt. Jeder gegen jeden. Evolution nonstop. ‚Grüne Hölle‘ für die Pessimisten, ‚Paradies‘ für die Optimisten. Gefängnis und Zuflucht. Majestätische Schönheit, Meisterschule für Floristik, Ehrfurcht gebietend. Jeder Meter etwas Neues. Nur kein Weitblick. Weder nach oben noch rundum. Enge. Besucher Mensch – ‚Krone der Schöpfung‘? Hier schrumpft er zum kleinen Mosaikstein im gigantischen Naturgefüge.

Diese Ballung von Leben und Gefahr, dieses Fressen und Gefressenwerden, dieser ständig sichtbare Kampf ums Dasein hat mich vom ersten Moment an in den Bann geschlagen. Alle sind in den Kampf einbezogen. Keiner kann sich ihm entziehen: Die Eingeborenen, der Jaguar, der Kaiman, die Riesenschlange, der Piranha, die Insekten, die Viren und jede einzelne Pflanze. Die Bäume streben mit ihren Kronen zum Leben spendenden Licht. Rücksichtslos versucht jeder, seinen Nachbarn zuvorkommen, ihm das Licht wegzunehmen, ihn zu ersticken, zu erwürgen. Er wird dann umbrechen, vermodern, Humus liefern, auf dem der nächste Baum wächst, der die Lichtung wieder schließt. An Kleingehölz hat nur Chancen, was sich mit Dämmerlicht begnügt. Und der Sieger seinerseits wird gepiesackt von den Aufsitzern, den Epiphyten, wird gelöchert von Insekten und gewürgt von Stahlrossen-Lianen, die an ihm hochhasten, sich über seine Krone ausbreiten und nicht wissen, dass sie ihn und damit sich töten mit ihrem Selbsterhaltungstrieb. Wie der Ertrinkende, der sich um den Hals des Retters klammert.

Ich liebe den Regenwald. Es ist die Superdimension der Lebenskomplexität. Kaum hat man ihn betreten ist man Teil des Kampfes. Alle Sinne sind geschärft.“ (NEHBERG 2002, S. 179)

Klar erkennbar ist die Faszination, die von der Komplexität des Lebens im Dschungel und insbesondere von dem allgegenwärtigen Kampf ums Überleben ausgeht. Nehberg deutet an, dass man sich im Dschungel als Teil der Natur fühlen kann und dass, will man in ihm überleben, die Instinkte wichtig sind. Erwähnt wird auch die Möglichkeit, ihn als Paradies zu betrachten. Die Hypothesen, dass die „Abenteurer“ zum einen den Dschungel durchstreifen, weil sie sich dort als Naturwesen, als Teil der Natur fühlen können, zum anderen, weil sie von seiner Fruchtbarkeit, Vielfalt und Produktivität fasziniert sind und vielleicht auch, weil sie in ihm das Paradies vermu-

ten, scheinen sich also bei Nehberg zu bestätigen.

Doch was genau macht diese Faszination aus? Zum einen scheint es die Fülle des Lebens an sich zu sein. Doch geht es offenbar nicht so sehr um die *Vielfalt* der Arten, sondern vor allem um die *Vielzahl* der Lebewesen. Denn *Vielfalt* bezieht sich immer auf die Vorstellung einer organischen Entfaltung.²⁾ Nehberg denkt sich den Dschungel aber nicht als eine organische Einheit, sondern eher als chaotisches Gewimmel. Daher erscheint der Begriff der Vielfalt auf den ersten Blick unpassend. Dennoch ist auch von Bedeutung, dass es sich um eine Vielzahl unterschiedlicher Lebewesen handelt und dass der Kampf letztendlich doch einer höheren Einheit dient, worauf später eingegangen wird. Die Faszination scheint also von einem Eindruck auszugehen, der weder mit Vielzahl noch mit Vielfalt korrekt beschrieben werden kann, sondern bei dem es sich um eine bestimmte Mischung oder Überlagerung beider handelt.

Der wesentliche Aspekt, der die Faszination des Dschungels ausmacht, dürfte aber nicht die Fülle des Lebens, sondern der allgegenwärtige Kampf sein. Dabei sind offenbar zwei Aspekte wichtig. Zum einen sind es die verschiedenen „Techniken“, die die Lebewesen entwickelt haben und die Weise, wie sie sich gegenseitig überwältigen. Zum anderen fasziniert der Kreislauf des Lebens: dass aus allem Toten sofort wieder neues Leben entsteht, aber vor allem, dass es den Tod geben muss, damit überhaupt Leben möglich ist.

Der Dschungel wird also zunächst einmal nicht als ein heiles Ganzes gedacht, sondern als ein Kampfgeschehen, in dem immerzu jeder gegen jeden kämpft. Die Kreislaufvorstellung ermöglicht es aber, diesen Kampf als eine letztlich harmonische Einheit zu denken. Denn die Individuen kämpfen nicht nur für sich, sondern leisten durch ihren Kampf einen Dienst an einem höheren Ganzen, indem sie den Kreislauf des Lebens aufrechterhalten.³⁾

Wie verhält es sich mit der Hypothese, dass der Mensch sich im Dschungel als „Naturwesen“ empfinden kann? Im Zitat am Anfang dieses Abschnitts wurde bereits deutlich, dass Nehberg sich als Teil der Natur sieht. Dieses Erlebnis einer bestimmten Art des Eingebunden-Seins in die Natur ist von besonderer Bedeutung und scheint sich weiter differenzieren zu lassen: Teilhabe an paradiesischer Natur zum einen, Verwickelt-Sein in den elementaren Kampf ums Dasein zum anderen. „Hier im Wald [...] war ich ein armseliges Teilchen im Gesamtbiotop. Hier galten wieder die Gesetze der intakten Wildnis, in der nur der Stärkere überlebte. Hier hieß es: Fressen oder gefressen werden.“ (NEHBERG, 1998a, S. 115) „Weder Einsamkeit noch Schwüle, Hitze, Insekten, Krankheiten oder Verletzungen dürfen mich kleinkriegen. Auch nicht der Jaguar, die Pekaris, Schlangen, Skorpione, und Giftspinnen. [...] Ich sehe sie als Herausforderung, nicht als Bedro-

²⁾ Genauer zum Begriff der Vielfalt im Verhältnis zu Vielzahl vgl. EISEL (2003).

³⁾ Diese Denkfigur des paradoxen Verhältnisses zwischen Kampf und harmonischer Einheit ist auch typisch für die Ideologie des Nationalsozialismus. Der entscheidende Unterschied zur Vorstellung Nehbergs liegt darin, dass in der nationalsozialistischen Ideologie das Ganze die eigene „Rasse“ ist, während bei Nehberg die Gesamtheit aller Lebewesen das Ganze ist. Die eigene „Rasse“ steht im Nationalsozialismus aber wiederum mit anderen „Rassen“ im Kampf, und dieser letzte Kampf ist nicht wieder Teil eines großen Ganzen, denn die eigene „Rasse“ soll siegen und die anderen unterwerfen oder vernichten. Dies ist zwar auch insofern ein Dienst am Ganzen, als von der „Vorsehung“ (also von der Vernunft des Weltganzen) ja gewollt ist, dass die „Herrenrasse“ siegt, aber das Ganze ist hier nicht so gedacht, dass jeder Einzelne notwendig

hung. [...] Ich sehne mich nach ihnen, um ihnen zu beweisen, dass ich noch ein ausreichend intaktes Lebewesen bin, das gegen sie oder mit ihnen bestehen kann.“ (NEHBERG 2004, S. 15) Es wird deutlich, dass Nehberg den Kampf ums Überleben im Dschungel sucht, weil er in ihm seine Fähigkeiten, vor allem seine instinktiven, unter Beweis stellen kann. Nicht immer jedoch fühlt er sich wie einer von vielen in diesem Kampfgetümmel. Es gibt Momente, in denen er sich, als zivilisierter Mensch, als Störenfried in einer anderen Welt empfindet: „Der Urwald wirkt wie eine verschworene Gemeinschaft. Verschworen gegen mich, den Eindringling aus *Alemanha*.“ (Ebd., S. 74 f., Hervorh. i. O.) Es gelingt ihm hier nicht, sich als Naturwesen und damit als Teil des Kampfes ums Dasein zu fühlen, sondern er empfindet sein Zivilisiert-Sein als störend. In anderen Situationen jedoch ist er darauf regelrecht stolz, was z.B. folgendes Zitat zeigt: „Ich liebe Schlangen [...]. [...] Welch ein prachtvolles Tier! [...] Ein Gefühl des Glücks überkommt mich. Ein Adrenalinschub. [...] Keinen Moment kommt der Gedanke an Beute und Braten auf. Ich möchte das schöne Tier filmen und freilassen. [...] Abends am Lagerfeuer stelle ich mit Stolz fest, dass ich sie nie als Braten, sondern ausschließlich als faszinierenden Teil der Natur, als Erlebnis und Fotomotiv gesehen habe. Dabei hätte sie Räucherfleisch für zwei Wochen ergeben.“ (Ebd., S. 119 ff.)

Obwohl Nehberg also den Dschungel aufsucht, um sich als Naturwesen im Kampf ums Dasein als Teil der Natur fühlen zu können, bleibt er dennoch ein zivilisierter Mensch, der moralisch handelt, und er möchte dies offensichtlich auch sein. Wäre dies nicht so, könnte er ja auch für immer in der Wildnis bleiben. Doch das tut er nicht. Durch seine Aufenthalte im Dschungel kann er sich seines Daseins als natürliches Lebewesen mit Instinkten und Trieben bewusst werden und sich beweisen, dass er, obwohl zivilisiert, in der Lage ist, den Kampf ums Dasein in der Natur zu meistern. Würde er tatsächlich zu dem werden, was ihn fasziniert, dann könnte er dies nicht mehr genießen, weil er nur Naturwesen wäre.

Wie verhält es sich nun mit dem Gefühl des paradiesischen Aufgehobenseins? „Nein, was ich liebe, ist der tropische Regenwald! Paradiesisch, dieses Miteinander und Gegeneinander von Pflanzen und Tieren. Dieser Wald ist für mich Inbegriff der Schöpfung, des Sinnlichen. [...] Im Wald habe ich gelernt, mich zu relativieren, und ich habe mich gleichzeitig aufgehoben gefühlt.“ (NEHBERG 1998, S. 97) „Ich erlebte auf dem Fluss eine ganz neue Perspektive des Waldes. [...] Ein Stück heile Welt, wie sie sehr knapp auf diesem Erdball geworden ist. Ich durfte sie erleben.“ (NEHBERG, 1998a, S. 161) Bedingung für solche Gefühle scheint eine friedliche, nicht bedrohliche Stimmung zu sein. Es geht hier nicht um Teilnahme am Kampf, sondern um die reine *Wahrnehmung* einer scheinbar heilen Welt. Dadurch, dass dabei die gefährliche Seite des Dschungels völlig ausgeblendet wird, tritt dessen Charakter als Wildnis in den Hintergrund. Er ist dann in erster

Linie Paradies. Die These, dass Menschen den *Wildnistyp* Dschungel aufsuchen, nur weil sie in ihm das Paradies vermuten, ist so also falsch, denn zur Wildnis gehört immer die Bedrohung. Menschen können den *Dschungel* aufsuchen, weil sie in ihm das Paradies vermuten (sie suchen dann aber eben nicht die *Wildnis*). Suchen sie aber den Dschungel *als Wildnis* auf, so kann dieser niemals Paradies sein. Dies schließt aber nicht aus, dass man, ist man einmal in den Dschungel eingetaucht, diesen, je nach Situation und Wahrnehmung, einmal als Paradies und ein anderes Mal als Wildnis empfinden kann.

3. Vergleich des Wildniserlebens von Reinhold Messner und Rüdiger Nehberg

Bei Messner ebenso wie bei Nehberg spielen sowohl Kampf als auch ein Gefühl der Einheit mit der Natur eine besondere Rolle. Doch scheinen Kampf und Einheit für sie Verschiedenes zu bedeuten.

Messner kämpft gegen die Natur in Form des Berges. Dieser wird als eine Einheit gedacht und darüber hinaus personifiziert. Damit handelt es sich um *einen*, klar umrissenen Gegner. Zum Kampf kommt es erst in dem Moment, in dem der Mensch den Berg betritt. Zuvor gibt es an diesem lebensfeindlichen Ort keinen Kampf, denn kämpfen können nur Lebewesen.⁴⁾ Bei Nehberg handelt es sich nicht um *einen* Gegner. Im Dschungel lauert eine *Vielzahl* unterschiedlicher Feinde. Diese sind auch nicht, wie der Berg, klar definiert. Sie sind vielmehr eine eher unbestimmte Masse möglicher Gegner, die im Verborgenen lauern. Außerdem findet der Kampf zwischen dieser Vielzahl von Lebewesen auch unabhängig von der Anwesenheit Nehbergs statt. Er begibt sich in einen bereits existierenden Kampf hinein, im Gegensatz zu Messner, der durch seine Anwesenheit den Kampf erst entstehen lässt.

Für diesen steht aber nicht der Kampf gegen die Natur im Mittelpunkt: Er sucht den Kampf mit sich selbst. Dafür ist die Macht und Lebensfeindlichkeit des Berges allerdings eine wesentliche Voraussetzung. Auch Nehberg muss Ängste überwinden, doch muss er nicht in dem Maße wie Messner gegen seinen eigenen Körper ankämpfen, da er sich in einer Umgebung bewegt, die sehr gute Entwicklungsmöglichkeiten für das Leben bietet. Er kämpft stattdessen vor allem gegen sich selbst als Kulturmenschen, wenn er zum Beispiel den kulturell bedingten Ekel vor Würmern als Nahrung überwinden muss.

Für Messner bietet der Kampf mit der Natur ebenso wie der Kampf mit sich selbst die Möglichkeit, Grenzsituationen zu erleben. Im Kampf geht er an die Grenze seiner Möglichkeiten und kann sich durch ihn, sofern er siegt, d.h. den Gipfel erreicht und erfolgreich zurückkehrt, über alle anderen Naturwesen erheben. Dies wiederum ermöglicht ihm die Erfahrung der Einheit mit der Welt. Auch Nehberg erlangt durch den Kampf das Gefühl der Einheit, allerdings auf eine andere Weise, denn es ist ja auch eine andere Form des Kampfes: Indem er sich auf

ist und ihm an seiner Stelle dient und dass der Kampf eigentlich eine Harmonie ist und nicht eine Vernichtung. Außerdem gibt es einen Unterschied in der Art und Weise des Kampfes. Der Kampf im Dschungel ist heimtückisch, die Mittel „unfair“. Im Nationalsozialismus werden die Kämpfer der eigenen „Rasse“ dagegen als ehrliche und heldenhafte Krieger gedacht.

⁴⁾ Die wenigen Lebewesen, die es auch in den großen Höhen der Berge noch gibt, kämpfen (in unserer Vorstellung) nicht gegeneinander und auch nicht gegen den Berg. Sie kämpfen vor allem gegen die Unbilden der Witterung, die am Berg herrschen.

den Kampf aller gegen alle einlässt, wird er Teil des Ganzen und kann so das Gefühl der Einheit mit der Natur erreichen. Doch wie unterscheiden sich diese Gefühle der Einheit?

Messner spricht von einem „Allgefühl“. Das geht einher mit einer „instinktiven Allvernunft“⁵⁾, dem Gefühl, alles über alles zu wissen. Es ist insofern ein instinktives Wissen, als es kein erlerntes ist. Dennoch ist es (vermeintes) *Wissen* im Sinne eines durch geistiges Vermögen und Willenskraft erworbenen Besitzes und kein eigentlicher Instinkt, wie ihn Tiere haben. Messners Gefühl der Einheit mit der Welt ist also das eines Einsseins mit ihr, indem er sich gleichzeitig über sie erhebt. Nehberg hingegen sucht „Einheit mit der Natur durch Gleichheit mit der Natur“⁶⁾. Er versucht, seine Eigenschaften als Kulturwesen soweit als möglich abzulegen. Im Gegensatz zu Messner, der sich allen anderen Naturwesen überlegen zeigt, versucht sich Nehberg auf eine Stufe mit diesen zu stellen. Er wird im Kampf zu einem unter vielen, die gemeinsam im Kreislauf von Sterben und Leben trotz des Kampfes eine höhere Einheit bilden. Deshalb kann die Teilhabe am *Kampf* paradoxerweise ein Gefühl der *Einheit* hervorrufen. Nehberg will sich auf eine Ebene mit aller Natur begeben und sich von der Kultur lösen, Messner will sich aller Natur überlegen zeigen. Während Nehberg mit den anderen Wesen der Natur zu einem großen Ganzen verschmelzen möchte, will sich Messner im All auflösen und so auf einer geistigen Ebene selbst zum Ganzen werden.

4. Hält die Wildnis, was sie verspricht?

Sowohl Nehberg als auch Messner pendeln zwischen Wildnis und Zivilisation. Ihr Aufenthalt in der Wildnis vermittelt ihnen ein Gefühl von Kontinuität. Sind sie in der Zivilisation, so wächst rasch wieder das Bedürfnis, ihr zu entfliehen. Dennoch bleiben sie nicht in der Wildnis. Auffällig ist auch, dass sie dort immer neue Herausforderungen suchen.

Warum kehren beide immer wieder in die Zivilisation zurück? Nehberg scheint den Abstand vom Abenteuer zu brauchen, um dessen Wert überhaupt erkennen zu können: „Während der Tour erlebe ich Hochgefühle nur selten, die Anspannung ist oft zu groß. Erst danach, mit sicherem Boden unter den Füßen, stellt sich die Euphorie ein: das Wissen um die überwundenen Schwierigkeiten, die Freundschaft, der Stolz, die Müdigkeit und die Landschaften – all das verschmilzt zu einem weiten und tiefen Gefühl. Nur höchste Anspannung läßt totale Entspannung zu.“ (NEHBERG 1998, S. 154) Wildnis bedeutet ständige Gefahr, der Kampf verlangt eine ständige Aufmerksamkeit. Erst der sichere Ort der Zivilisation ermöglicht es ihm überhaupt, quasi rückblickend, jene Gefühle bewusst zu erleben und somit auch genießen zu können. Würde er für immer in der Wildnis bleiben, wäre ihm das verwehrt. Auch Messner kehrt immer wieder in die Zivilisation zurück. Im Gegensatz zu Nehberg hat er aber auch gar keine andere Wahl: Berge und Eiswüsten sind allzu lebensfeindlich.

Warum suchen Messner und Nehberg immer wieder *neue* Abenteuer? Beide beschreiben, dass mit jedem gelungenen Abenteuer etwas verloren geht: „Jedes bestandene Abenteuer ist immer auch ein verlorenes Abenteuer. Der Weg ist Verschleiß, die Ankunft auch. Sobald ich etwas Unbekanntes, Lockendes und zugleich Unheimliches entdecke, es mir aneigne, so zerstöre ich es gleichzeitig als Objekt der Begierde. Was vertraut wird, wird weniger begehrenswert. Die ‚unberührte Natur‘ wird berührt, eine Beziehung verliert ihre Unschuld.“ (NEHBERG 1998, S. 154) „Nachts, manchmal beim Aufwachen, überkommt mich das Gefühl der Leere, das geblieben ist, nachdem dieser Traum, den Everest ohne Sauerstoffgeräte zu bezwingen, in Erfüllung gegangen ist.“ (MESSNER 1978, S. 200f.) Nehberg beschreibt hier sehr deutlich, dass durch seine Abenteuer die Wildnis ihre Unbekanntheit und (damit) Unberührtheit verliert, die zuvor den Reiz für ihn ausmachte. Auch für Messner bedeutet jeder bezwungene Gipfel einen Verlust. Bemerkenswert ist, dass nicht das Betreten allein bereits die Wildnis als Wildnis zerstört, sondern erst das bestandene Abenteuer, denn durch das Bestehen verliert die Wildnis ihre Gefährlichkeit.⁷⁾ Für Nehberg wird dieses Bestehen dadurch erreicht, lebend in die Zivilisation zurückzukehren. Messner hingegen muss überdies auch den Gipfel erreicht haben. Kehrt er zurück, ohne den Berg bezwungen zu haben, so behält dieser seinen Reiz. „Auf dem Gipfel angekommen zu sein, bedeutet es geschafft zu haben, mehr nicht. Das Ziel ist damit verschwunden. Mit dem Scheitern bleibt das Ziel.“ (MESSNER 2004, S. 135)

Es scheint ein unausweichliches Dilemma zu sein: Wildnis bekommt ihren Reiz gerade durch ihre Unbekanntheit, ihre Unberührtheit und ihre Gefährlichkeit. Und um Wildnis heute zu erleben, muss man sie betreten, nicht nur von einem sicheren Standort aus betrachten. Doch hat man sie (erfolgreich) wieder verlassen, ist sie keine Wildnis mehr.

Ein ganz ähnliches Dilemma beschreibt ENZENSBERGER (1964) für den Tourismus. Er betrachtet diesen als einen Versuch, der bürgerlichen Gesellschaft zu entkommen. „Je mehr sich die bürgerliche Gesellschaft schloß, desto angestrenzter versuchte der Bürger, ihr als Tourist zu entkommen.“ (Ebd. S. 190f.) Der Ursprung der Ideale des Tourismus liegt für Enzensberger in der Romantik. „Sie [die Romantik] verklärte die Freiheit und entrückte sie in die Ferne der Imagination, bis sie räumlich zum Bilde der zivilisationsfernen Natur, zeitlich zum Bilde der vergangenen Geschichte, zu Denkmal und Folklore gerann. Dies, die *unberührte* Landschaft und die *unberührte* Geschichte, sind die Leitbilder des Tourismus bis heute geblieben. Es ist nichts anderes als der Versuch, den in die Ferne projizierten Wunschtraum der Romantik leibhaftig zu verwirklichen.“ (Ebd. S. 190, Hervorh. d.V.) Doch kann der Tourist die Freiheit, die er sucht, niemals wirklich finden. Denn das Unberührte kann nur in der Berührung vergegenwärtigt werden (ebd.). Dies entspricht genau dem Dilemma, dem sich

⁵⁾ Diesen Gedanken verdanken wir Thomas Kirchhoff.

⁷⁾ Dieses Phänomen des Zerstörens von Wildnis kann auch in umgekehrter Form auftreten. Messner und Nehberg zerstören die Wildnis für sich, für die meisten Menschen bleibt sie dennoch als Wildnis erhalten. Umgekehrt ist es aber auch möglich, dass eine Landschaft auf der Ebene der gesellschaftlichen Wahrnehmung als Wildnis zerstört wird, für den Einzelnen jedoch als Wildnis erlebbar bleibt (vgl. KANGLER 2006).

Messner und Nehberg gegenüber sehen. Enzensberger schreibt zur Bedeutung des Bergsteigens in der Geschichte des Tourismus: „Die Schlüsselrolle des alpinistischen Vorstoßes beruht darauf, daß er die romantische Ideologie des Tourismus besonders rein verkörpert. Er richtet sich auf das ‚Elementare‘, das ‚Unberührte‘, das ‚Abenteuer‘. Unter welchem Namen das Ziel auch verstanden wird, ändert an der Dialektik des Vorgangs nichts: indem es nämlich erreicht wird, ist es auch schon vernichtet. Nicht zufällig verbindet sich der touristische Zugriff mit den Methoden des Leistungssports. Da das Unberührte immer erst in der Berührung vergegenwärtigt werden kann, kommt es darauf an, der Erste zu sein. So gerät die Reise zum Wettlauf um die Erstbesteigung, zum Erhaschen des Rekords.“ (Ebd. S. 192) Nun geht es heute zwar nicht mehr so sehr um Erstbesteigungen, doch auch immer wieder um neue Herausforderungen im „Unberührten“. Da dieses heutzutage kaum noch zu finden ist, wird eine neue, gedankliche Unberührtheit geschaffen, die man sich vergegenwärtigen kann, wenn man z. B. den Everest ohne Sauerstoff besteigt oder sich völlig ohne Ausrüstung im Dschungel aussetzen lässt.

Sollte der *Wildnisboom* somit nur eine neue Spielart des Tourismus sein, *ein erneuter Versuch, aus dem Teufelskreis, in dem er gefangen ist, auszurechnen?* Messner, Nehberg und alle anderen Wildnis-Abenteurer würden wohl widersprechen, denn sie grenzen sich klar von denen ab, die normalerweise als Touristen bezeichnet werden. Doch gehörte dies immer schon zum Tourismus. Enzensberger beschreibt verschiedene Bewegungen, die den Ausbruch aus dem Teufelskreis versucht haben, jedoch alle gescheitert sind, z. B. die deutsche Jugendbewegung oder die Campingbewegung. „Der revolutionäre Impuls, der den Tourismus zum Weltphänomen erhob hat, war zu blind, um Einsicht in seine Dialektik zu gewinnen, und zu mächtig, um sich mit der Vereitelung, die sein Los ist, abzufinden. In immer neuen Anläufen versucht der Tourismus erbittert, aus dem *circulus vitiosus*, der sein Lebensgesetz ist, und damit aus der Unfreiheit auszubrechen. Immer wieder scheitert er dabei.“ (Ebd. S. 199, Hervorh. i. O.) Es liegt nahe, den „Wildnisboom“ der heutigen Zeit als einen neuen solchen Anlauf zu charakterisieren.

Literatur

AUFMUTH, Ulrich (1988):
Zur Psychologie des Bergsteigens. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main. 1. Ausgabe 1984 unter dem Titel „Die Lust am Aufstieg; was den Bergsteiger in die Höhe treibt“. Drumlin Verlag, Weingarten.

EISEL, Ulrich (1987):
Das „Unbehagen in der Kultur“ ist das Unbehagen in der Natur. Über des Abenteuerurlaubers Behaglichkeit. In: konkursbuch 18, konkursbuch Verlag Claudia Gehrke, S. 23-38.

EISEL, Ulrich (2003):
Vielfalt im Naturschutz – Ideengeschichtliche Wurzeln eines Begriffs. Vortragsmanuskript der Tagung „Biodiversität. Paradigmenwechsel im Natur- und Umweltschutz?“ vom 22. bis 25. Juli 2003. Internationale Naturschutzakademie. Bundesamt für Naturschutz. Insel Vilm.

ENZENSBERGER, Hans Magnus (1964):
Eine Theorie des Tourismus. In: Einzelheiten I, Bewußtseinsindustrie. Frankfurt am Main. S.179-205.

GROH, Ruth & GROH, Dieter (1991):
Weltbild und Naturaneignung. Zur Kulturgeschichte der Natur. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.

KANGLER, Gisela (2006):
Ideen vom Bayrischen Wald zwischen Wildnis und Kulturlandschaft. Landschaftsentwicklung und Umweltforschung (im Druck).

KANT, Immanuel (1963):
Kritik der Urteilskraft. (Originalausgabe von 1790). Hrsg.: Gerhard Lehmann. Philipp Reclam jun. GmbH & Co., Stuttgart. Gedruckt 2004.

MESSNER, Reinhold (1978):
Everest. Expedition zum Endpunkt. BLV Verlagsgesellschaft, München.

—— (1979):
Alleingang Nanga Parbat. BLV Verlagsgesellschaft, München.

—— (1990):
Antarktis. Himmel und Hölle zugleich. Piper Verlag, München.

—— (2004):
Mein Leben am Limit. Piper Verlag, München.

NEHBERG, Rüdiger (1994):
Überleben in der Wüste Danakil. Piper Verlag, München

—— (1998):
Leben mit Risiko. Gespräche mit Hans-Dieter Schütt. Schwarzkopf & Schwarzkopf Verlag.

—— (1998a):
Yanonámi. Überleben im Urwald. Piper Verlag, München.

—— (2002):
Überleben ums Verrecken. Das Survival Handbuch. Piper Verlag, München.

—— (2004):
Abenteuer Urwald. Ausgesetzt ohne Ausrüstung. Die Morde um Tatumca Nara. Piper Verlag, München.

PRAXENTHALER, Judith (1996):
Wildnis – Vom Ort des Schreckens zum Ort der Sehnsucht nach der Vergöttlichung – die Idee der Wildnis vor dem Hintergrund der Veränderungen des Naturverständnisses in der Neuzeit. Diplomarbeit im Studiengang Landschaftspflege der Technischen Universität München.

WEBER, Max (1968):
Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. (Ersterscheinung 1904 in Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik). In: Winkelmann, Johannes (Hrsg.): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre von Max Weber. 3. Auflage. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, S. 146-214.

Anschrift der Verfasser(-innen):

Deborah Hoheisel B.S.
Prof. Dr. Ludwig Trepl
Dipl.-Ing. Vera Vicenzotti
Lehrstuhl für Landschaftsökologie
der Technischen Universität München
Wissenschaftszentrum Weihenstephan
für Ernährung, Landnutzung und Umwelt
Am Hochanger 6
85350 Freising

Birgit ELITZER, Anne RUFF, Ludwig TREPL und Vera VICENZOTTI

Was sind wilde Tiere?

What makes a wild animal?

Zusammenfassung

Wenn wir wissen möchten, welche Gebiete sich als Wildnisgebiete eignen und wie ihr Wildnischarakter zu erhalten oder wiederherzustellen ist, muss man wissen, was wir eigentlich mit „Wildnis“ verbinden. Die Art der Beschreibungen, die die Naturschutzforschung anfertigt, nützt uns für diese Frage selten etwas, denn fast alle Beschreibungen sind naturwissenschaftlicher Art. Wildnis ist aber kein naturwissenschaftlicher Begriff. Es gibt Wildnis nur relativ zu bestimmten Kulturen, und was Wildnis bedeutet, ändert sich mit dem historischen Wandel dieser Kulturen. Die Bedeutung in unserer heutigen Kultur wird an einer vergleichsweise sehr eingegrenzten Frage andeutungsweise zu erfassen versucht: Was meinen wir, wenn wir von „wilden Tieren“ sprechen? Für den ersten Schritt angemessen erscheint die phänomenologische als eine der wichtigen geisteswissenschaftlichen Methoden. Der für in der Regel naturwissenschaftlich ausgebildete Naturschützer naheliegende Einwand, es handele sich dabei nur um die Artikulation subjektiver, individueller Empfindungen, während die Wissenschaft nach objektiven und allgemeingültigen Aussagen zu suchen habe, wird diskutiert und zurückgewiesen.

Die sich ergebenden Typen „wilder Tiere“ sind beispielsweise „Herrscher“, „Freie“, „Listige“ und „Monstren“. In sehr unterschiedlicher Weise repräsentieren sie das, was wir mit „Wildnis“ assoziieren, wie Gefahr oder Ungebundenheit. Je nach Typ ist es erst das Vorkommen in der Wildnis, das diese Tiere zu „wilden Tieren“ macht, oder es sind die Tiere, die Wildnis überhaupt erst zu Wildnis machen.

Summary

If we want to know which areas are suitable for wilderness, and how the character of the area as a wilderness can be maintained or restored, it is necessary to know what we associate with „wilderness.“ Researchers in the realm of nature conservation normally use natural-scientific descriptions to answer these questions. This is seldom useful, as wilderness is not a concept of natural sciences. Wilderness only exists relative to specific cultures, and its meaning changes with the history of those cultures. The article tries to contribute to the solution of this problem by answering the question: what do we mean when we speak of „wild animals“? For the first step the phenomenological method – one of the main methods in the humanities – seems to be appropriate. Nature conservationists, usually only trained in the field of natural sciences, may argue that this method consists only in articulating subjective, individualistic feelings, whereas science has to search for objective, generally accepted facts and laws. This paper discusses and refutes this argument.

The resulting types of „wild animals“ are e.g. „the rulers“, „the freemen“, „the malicious“, „the monsters.“ In very different ways they represent what we associate with „wilderness,“ e.g. danger or freedom. According to the respective type, it is either the occurrence of an animal in the wilderness which turns this animal into a „wild animal“, or it is the animal that turns nature into wilderness at all.



1. Einleitung

Beim Naturschutz geht es seit einigen Jahren vor allem darum, die „natürliche Dynamik“ zu schützen. Hinter dem „konservativen“ Naturschutz, dem „statischen“ Bewahren bestimmter Zustände, z.B. besonders artenreicher Sukzessionsstadien, stecke ein Naturbild, das auf überholten ökologischen Theorien („Gleichgewichtsökologie“) beruht. In Wirklichkeit sei die Natur dynamisch. Aber angenommen, sie ist dies wirklich: Warum sollen wir dann gerade, wie es der „Prozessschutz“ versucht, ihre Dynamik schützen? Warum nicht bestimmte Zustände konservieren, wenn uns daran aus irgendeinem Grunde mehr liegt? Weil das nicht die wirkliche Natur ist? „Die Natur“ sagt uns leider nicht, was sie will. Dass wir auf die Bedürfnisse eines Tieres Rücksicht nehmen sollen, mag sich begründen lassen (die Naturschutzethiker streiten darüber). Aber „die Natur“ hat keine Bedürfnisse. Dem einen Lebewesen geht es unter den Bedingungen gut, die der Prozessschutz schafft, das andere leidet unter ihnen.

Worum geht es im Prozessschutz wirklich? Nicht um „natürliche Dynamik“, sondern um Wildnis. „Natürliche Dynamik“ ist nur ein durch die Grenzen der Disziplin bedingter unbeholfener Versuch von Ökologen, das in ihre Sprache zu übersetzen.

Was aber wollen wir eigentlich, wenn wir wollen, dass ein Gebiet Wildnis sei? Wenn wir wissen möchten, welche Gebiete sich als Wildnisgebiete eignen und was man mit ihnen machen sollte, damit ihr Wildnischarakter erhalten bleibt oder wiederhergestellt wird, muss man das wissen. Unsere Behauptung ist nun: Die Art der Beschreibungen, die die Naturschutzforschung von ihren Objekten anfertigt, nützt uns für diese Frage nichts. Fast alle Beschreibungen sind naturwissenschaftlicher Art. Wir erfahren z.B., welcher Prozentsatz der Pflanzen dem pontischen Florenelement angehört und welcher Prozentsatz der Tiere den Prädatoren. Das sagt uns aber nichts darüber, ob das Gebiet die Wünsche erfüllt, die wir an Wildnis haben. Selbst eine Angabe wie die, dass der Großteil der Vegetation dem Klimaxzustand entspricht, ist dafür allenfalls eine schwache, indirekte Hilfe.

Wildnis ist kein naturwissenschaftlicher Begriff. Das bedeutet auch: Die Behauptung, hier handle es sich um Wildnis, kann nicht durch Beobachtung als objektiv zutreffend nachgewiesen werden. Durch Beobachtung bestätigen oder widerlegen lässt sich nur die Behauptung: Das gilt als, das hält man für Wildnis. Wildnis ist ein *kultureller Begriff*. Es gibt sie nur relativ zu bestimmten Kulturen, und was Wildnis ist, ändert sich mit dem historischen Wandel dieser Kulturen, auch wenn sich an der Beschaffenheit des Gebietes, wie sie die Naturwissenschaften beschreiben können, gar nichts ändert. Wildnis war in archaischen Gesellschaften der von Dämonen bevölkerte Ort des Schreckens jenseits der Grenze des kultivierten Raumes. In der Zeit der Aufklärung war sie die übermächtige, gewalttätige Natur, die dazu taugte, in uns das Gefühl der Erhabenheit und das heißt, das Gefühl unserer Überlegenheit als moralisches Wesen über alle Natur wachzurufen. In der Romantik verkörperte sie die dunkle Seite der Natur, die aber durch den heiligen Schauer, den sie hervorrief, ein notwendigen Gegengewicht zur durch die Aufklärung entzauberten Welt bildete.

Man muss also fragen, was Wildnis in unserer heutigen Kultur *bedeutet*, wenn man wissen will, was man von der Natur einer Gegend wissen sollte, damit man sie dem Wunsch nach Wildnis angemessen behandeln kann. Wir wollen das an einer vergleichsweise sehr eingegrenzten Frage andeutungsweise versuchen: Was sind wilde Tiere? Naturwissenschaftliches Wissen hilft hier nicht weiter. Naturwissenschaftler legen bereits beim Ordnen ihrer Gegenstände Kriterien an, die uns für diese Frage überhaupt nichts nützen: Sind Angehörige der Ordnung der *Carnivora* wilde Tiere? Hauskatzen natürlich nicht (auch wenn „wild“ Bedeutungsnuancen hat, die auch auf sie zutreffen). Aber auch ein Wiesel erfüllt offenbar die Kriterien eines wilden Tieres nicht besonders gut, jedenfalls schlechter als ein Wolf. Sind „Prädatoren“ wilde Tiere? Spatzen und Marienkäfer sind ebenso Prädatoren wie ein Löwe, aber wilde Tiere sind sie nicht.

Man wird einwenden: Hier handelt es sich um subjektive, individuelle Empfindungen, und damit hat die Wissenschaft nichts zu tun, sie sucht nach objektiven und allgemeingültigen Aussagen. Da es im Naturschutz nicht nach individuellem Belieben zugehen kann – in demokratischen Gesellschaften, aber auch in jedem Verwaltungsapparat ist man auf Nachvollziehbarkeit und damit auf objektives Wissen angewiesen, subjektives Meinen reicht nicht –, können wir auf Wissenschaft nicht verzichten.

Man darf aber Wissenschaft nicht mit Naturwissenschaft gleichsetzen. Die Frage, was „wilde Tiere“ sind, ist mit naturwissenschaftlichen Mitteln nicht zu beantworten, nicht einmal zu begreifen, aber anderen Wissenschaften ist sie durchaus zugänglich. Es handelt sich allerdings auch nicht, wie man vielleicht meinen könnte, um eine Frage der Psychologie oder der empirischen Sozialforschung. Wir wollen nämlich nicht (in erster Linie) wissen, nach welchen Gesetzen ein Mensch auf bestimmte Reize reagiert, die z.B. von einem besonders großen Tier ausgehen, oder ob vielleicht ein Mensch, der als Kind mit wilden Tieren zu tun hatte, diese mit bestimmter Wahrscheinlichkeit später nicht mehr als bedrohlich empfindet, oder wie viel Prozent der Bevölkerung aus welchen sozialen Schichten sich von Schlangen abgestoßen fühlen. Es geht vielmehr darum, was wir *meinen*, wenn wir ein Tier ein „wildes Tier“ nennen, oder aufgrund welcher symbolischen Bedeutungen der Eigenschaften eines Tigers wir uns dazu veranlasst sehen, eher ihn und nicht etwa einen Fuchs oder ein Reh als Prototyp eines wilden Tieres anzusehen.

2. Methode

Die dafür angemessene Methode ist zunächst die phänomenologische¹⁾. Sie besteht im Kern darin, eigene „Erfahrungen“ mit „Phänomenen“ – wozu etwa auch gehört, dass man durch Erfahrung weiß, was die angemessenen Begriffe für die Nuancen des Phänomens sind – zu *artikulieren*. Was zuerst einfach zu sein scheint, etwa dass ein bestimmtes Tier das Attribut wild verdient, differenziert sich dabei in ein zunehmend komplizierteres Gefüge von Bedeutungen, von Beziehungen zwischen ihnen, von Bedingungen, unter denen bestimmte Zuschreibungen gelten oder nicht gelten usw.

Wer unter „Wissenschaft“ Naturwissenschaften oder auch empirische Sozialforschung zu verstehen gewohnt ist, wird allerdings den genannten Einwand noch nicht zurückziehen: Ein wichtiges Kriterium von Wissenschaftlichkeit fehle, die Objektivität. Artikuliert werden ja *subjektive* Erlebnisse, Eindrücke, Gewohnheiten etc.

Darauf kann die Phänomenologie aber antworten. Immerhin ist das, was artikuliert wird, nicht ein subjektives *Meinen*, sondern ein *Wissen*. Zudem handelt es sich um eine *Analyse*, und wie jede Analyse kann sie unterschiedlich präzise, schlüssig, differenziert usw. ausfallen und in diesem Sinne das Kriterium von Wissenschaftlichkeit unterschiedlich gut erfüllen. Aber, so könnte man gegen diese Verteidigung der phänomenologischen Methode wiederum einwenden, es bleibt immer

¹⁾ Es handelt sich um eine der wichtigen geisteswissenschaftlichen Methoden. Vgl. für eine erste Orientierung z.B. SEIFFERT 1983, Kap. 2 Phänomenologie, ausführlich z.B. STRASSER 1964. „Phänomenologie“ wird sehr unterschiedlich gebraucht. Was in der Philosophie oder in der Physik so genannt wird, hat in der Regel nur entfernt mit dieser phänomenologischen Methode zu tun.

noch die Analyse eines Phänomens, das niemandem außer dem Analysator zugänglich ist. Die Richtigkeit der Ergebnisse scheint nicht nachprüfbar. Und selbst wenn sie richtig sein sollten (der Analysator bringt wirklich das zum Ausdruck, was er an dem Phänomen erfahren hat): Sie betreffen etwas Einzelnes, interessiert sind wir aber an allgemeingültigem Wissen.

Dazu ist jedoch anzumerken:

Erstens: Es handelt sich bei den phänomenologisch analysierten Phänomenen (typischerweise) nicht um Fälle in dem Sinn, wie eine naturwissenschaftliche Beobachtung ein Fall ist, dem viele weitere mit gleichem Ergebnis hinzugefügt werden müssen, bis man in einem induktiven Schluss eine Verallgemeinerung (eine statistisch gesicherte Aussage) treffen kann. Es handelt sich eher um etwas von der Art des Beispiels in den Rechtswissenschaften, wo ein bestimmter allgemeiner Begriff, etwa „Unterschlagung“, möglicherweise an einem einzigen Beispiel hinreichend erklärt und geklärt werden kann (vgl. SEIFFERT 1983, S. 49).

Zweitens: Man könnte, in Anlehnung an die Naturwissenschaften, das phänomenologische Verfahren so beschreiben: Jemand setzt sich selbst, in der ganzen Differenziertheit seiner gesammelten Erfahrungen, als Analyseinstrument ein. Damit ist klar, dass die *wissenschaftliche Überprüfung* seiner Analyse *nur* von denen vorgenommen werden kann, die über das gleiche Instrumentarium verfügen, d.h. den gleichen Erfahrungshintergrund haben. Diese *können* es aber auch überprüfen. Deren, und zunächst nur deren kritischer Prüfung, d.h. Diskussion, setzt er seine Aussagen aus. Diese Einschränkung kann aber nicht als Einwand gelten: denn objektive Gültigkeit behauptet jemand, der phänomenologisch vorgeht, für seine Aussagen ja auch nur für *diesen* Kreis. Er behauptet: Für diejenigen, welche den gleichen Erfahrungshintergrund haben wie ich, sind meine Aussagen richtig. Das ist im Rahmen dieser Methode selbstverständlich, auch wenn es nicht eigens betont wird, sondern man z.B. sagt, „das empfinden *wir* als wildes Tier“, als ob man für die Menschheit spräche, oder sagt, „das *ist* ein wildes Tier“, als ob man eine objektive Aussage über das Tier (statt über die Empfindung oder Meinung bestimmter Kreise von Menschen) machen wollte. Es handelt sich bei der Artikulation dessen, was in „das ist ein wildes Tier“ steckt, nicht um die Analyse einer rein individuellen Erfahrung, sondern um die Analyse eines *kulturellen* Begriffs, und das heißt immer, dass sie für einen bestimmten Kreis von *allgemeiner* Bedeutung ist. Es gibt keinen kulturellen Begriff, der nur für ein Individuum Geltung hätte.

Drittens: Die Beschränkung auf den Kreis derer, die den gleichen Erfahrungshintergrund haben, ist nur vorläufig. Was für andere gilt – solche, zwischen deren Erfahrungshintergrund und dem unseren ein Bruch besteht, etwa, weil sie Menschen einer anderen sozialen Klasse, einer anderen Kultur, eines anderen Zeitalters sind – ist uns ja nicht unzugänglich: Hier sind die Verfahren der Übersetzung und der Interpretation, d.h. es ist die Methode der Hermeneutik anzuwenden.

Wie sind wir vorgegangen? Wir haben zunächst uns selbst befragt, welche Kombinationen von Eigenschaften wir meinen, wenn wir ein Tier ein wildes Tier nennen, und welche Typen von wilden Tieren – gemäß unterschiedlicher Kombinationen solcher Eigenschaften – wir unterscheiden. Dabei wurde unterstellt, dass unsere Auffassung typisch ist für un-

sere Kultur. Selbstverständlich haben wir berücksichtigt, dass wir etwas über das Denken in dieser Kultur zu unserer Frage wissen; wir wissen ja, dass es in ihr Menschen gibt, die anders denken und empfinden als wir. Und wir haben, um das Ergebnis zu überprüfen, gezielt Menschen befragt, von denen wir Gründe hatten anzunehmen, dass sie einigermaßen typische Repräsentanten dieser Kultur sind. Es wurden also solche ausgeschlossen, bei denen stärkere Abweichungen vom Typus zu vermuten sind, insbesondere engagierte Naturschützer.

Wir mussten weiter unterstellen, dass es überhaupt sinnvoll ist, von etwas für unsere Kultur Typischem zu sprechen – obwohl diese Kultur doch in Klassen und Schichten, in Weltanschauungs- und Lebensstilgruppen usw. zerfällt, alle mit eigener „Subkultur“, und obwohl unsere Kultur sich heute merklich von dem unterscheidet, was sie vor einigen Jahrhunderten, ja Jahrzehnten war – auch im Hinblick auf unsere Frage. Es lässt sich begründen, dass und in welcher Hinsicht diese Annahme sinnvoll ist; wir können das hier aber nicht ausführen (klassisch für eine Möglichkeit: der Objektivitätsaufsatz von Max WEBER 1904). Wir haben also Typen von „wilden Tieren“ erstellt, wie *man* sie, nach unserer Vermutung, erstellt. Dabei sind wir nicht deduktiv vorgegangen. Das bedeutet: Das Ergebnis ist kein in irgendeiner Hinsicht vollständiges Klassifizierungssystem; man kann diesen Typen nach Belieben weitere hinzufügen. Man kann sie auch auflösen und Typen nach anderen Kriterien bilden. Doch vermuten wir, wie angedeutet, eine gewisse Präferenz in unserer Kultur für unsere Typen.

Präferenz muß hier nicht heißen, dass die *Mehrheit* unsere Typen bevorzugt. Denn was ist hier mit „Typ“ gemeint? Zunächst: Ein Typ ist etwas anderes als eine Klasse. Klassen können zu einer vollständigen Einteilung dienen, Typen nie. Man kann immer noch weitere Phänomene finden, die sich keinem Typ einfügen oder einem bisher unbekanntem. Einer Klasse gehört ferner ein Objekt aufgrund definierter Merkmale an oder nicht, und wenn es ihr angehört, gehört es ihr nicht mehr und nicht weniger an als irgendein anderes Element der Klasse. Ein Typ aber hat ein Zentrum, eben *den* Typ. Dem stehen die einzelnen Phänomene, die man ihm zuordnet, mehr oder weniger nahe. Das Zentrum muss nicht homogen sein. Es ist nicht von vornherein klar, dass es ein Tier gibt, das besser als alle anderen den Typ der wilden Tiere repräsentiert. Es könnte auch sein, dass es mehrere gibt, und nur sie alle zusammen, in ihrer Verschiedenheit, machen das Zentrum aus. Der Typ ist auch nicht durch den Durchschnitt all dessen bestimmt, was sich um das Zentrum lagert. Auch ist er nicht aufgrund besonderer Häufigkeit zum Typ erklärt worden, sondern weil er „markant“ ist. Das gilt ebenso für das Typische einer Kultur wie für einen Typ von Tieren. Dass er uns markant erscheint, liegt daran, dass wir ihn selbst „durch gedankliche Steigerung bestimmter Elemente der Wirklichkeit“ (Max WEBER 1904 (1956, 234)) *konstruiert* haben. Dabei unterstellen wir aber, dass wir ihn nicht nach Belieben erdacht haben (er „erscheint“ uns ja, wir empfinden ihn nicht als von uns konstruiert), sondern dass „unsere Kultur“ ihn so entwickelt hat. Und „unsere“ Kultur muss wiederum nicht die der Mehrheit sein oder das Typische an ihr nicht das, was dem Durchschnitt entspricht. Was wir „typisch englisch“ nennen, ist keineswegs das, was wir an der Mehr-

heit der Engländer oder an einem durchschnittlichen Exemplar von diesen beobachten. *Warum* eine bestimmte Kultur bestimmte Eigenschaften, Verhaltensweisen usw. für so markant hält, dass sie damit die Vorstellung des Typischen verbindet, ist keine Frage der Phänomenologie mehr, und wir sind ihr folglich nicht nachgegangen.

3. Typen von wilden Tieren

Die Herrscher

Die *Herrscher* verkörpern mehr als alle anderen den Typ der wilden Tiere. Wo sie sind, ist Wildnis. Es gibt den König der Wüste und den Herrscher des Dschungels. Andere gehören dem herrschenden Adel an, ohne doch selbst Könige, also unumschränkte Herrscher ihres Reiches zu sein. Wieder andere sind dies zwar, doch wirken sie nicht majestätisch genug für die Königswürde. Der König der Wüste ist der Prototyp der Herrscher. Keiner kommt ihm an Majestät gleich, er ist der König *der Tiere*.

Die Herrscher sind mächtig. Darum sind sie frei. Die Könige sind die mächtigsten unter ihnen; keiner kann ihnen gefährlich werden. Darum sind sie ruhig, unaufgeregt. Sie sind gewalttätig, aber nicht grausam. Sie sind auch nicht blutrünstig wie ein Marder, der nicht aufhört zu töten, bis sich nichts mehr regt. Der Löwe ist, obwohl er wie der Marder zu den Raubtieren gehört, gar kein Räuber, er nimmt sich nur seinen Tribut. Er ist nicht nur klug, er ist auch weise: Er nimmt nur, was er braucht, den Rest lässt er großzügig den Hyänen und Schakalen. Man darf die Herrscher – das ist bei Mächtigen niemals ratsam – auf keinen Fall reizen. Aber sie reagieren nicht mit blinder Raserei. Der Eisbär tötet den lästigen Störfried mit einem einzigen Prankenhieb, wie nebenbei.

Die Herrscher sind schön. Der Anblick der Könige aber ist vor allem würdevoll und erhaben. Manchen unter den Herrschern mangelt es allerdings sowohl etwas an Schönheit als auch an Erhabenheit: Der Braunbär ist zwar von respektgebietender Gestalt, aber er ist nicht majestätisch wie der Löwe und auch nicht muskulös-elegant wie der Jaguar, er ist plump und zottig. Darum kann er auch nicht König oder auch nur Herr der Berge und Wälder heißen. Er muß sich sogar den Titel eines Meisters (Meister Petz) gefallen lassen. Zweifellos gehört er zu den Herrschern und damit auch zu den besonders wilden Tieren. Aber seine Wildheit ist anderer Art: Es ist die der plumphen, zottigen Riesen, die früher die Berge bewohnten, oder die der Hinterwäldler. In Gefangenschaft ist der Bär weniger eine tragische Gestalt, wie der Tiger hinter Gittern, sondern ein lächerlicher, nur bejammernswerter Tanzbär. Der Tiger ist auch im Käfig noch ein wildes Tier, der Tanzbär ist keines mehr.

Doch auch dem Tiger oder dem Jaguar fehlt es, trotz ihrer Eleganz und obwohl sie uneingeschränkte Herren des Dschungels sind, etwas an Majestät; sie heißen darum auch nicht Könige. Ihr Verhalten ist nicht immer königlich, sie haben etwas von Raubrittern. Ihre Kampfweise ist nicht offen, sie schleichen sich an, liegen auf der Lauer, und sie sind auch nicht ohne Grausamkeit und Blutgier. Gleiches gilt für den Wolf, der zudem im Rudel jagt. Er ist nicht der König der Taiga, Köni-

ge leben einsam. (Der Wüstenkönig lebt, anders als die neueren Tierfilme glauben machen wollen, einsam, allenfalls hat er seinen Harem um sich; in alten Abenteuerromanen wird niemand von einem Löwenrudel angegriffen.) Gleichwohl ist der Wolf ein edles, zur Herrscher-, d.h. Kriegerkaste gehörendes Tier. Ja, er hat sein Reich, in dem er nahezu souverän herrscht. Er ist Jäger, er ist klug, ausdauernd und von wilder Schönheit, und nicht zuletzt gibt es auch den einsamen (Steppen-)Wolf, und es gibt Leitwölfe, also Führer²⁾.

Raubtiere wie Panther und Luchs sind zwar Tiere von hohem Adel, aber sie sind keine Könige oder unumschränkte Herrscher anderer Art – über ihnen sind stärkere. Sie können sich die vollkommene majestätische Ruhe nicht leisten, sie leben unsichtbar, denn sie stehen, anders als der überlegene Löwe, ständig im Kampf mit anderen Herrschern. Doch verstecken sie sich nicht aus Angst, gar Feigheit, sondern aus Vorsicht, und ob sie vorsichtig sind, weil sie vor Feinden auf der Hut sein müssen oder weil sie angreifen wollen, ist kaum zu unterscheiden. Ihr Angriff ist der blitzschnelle Sprung aus dem Dickicht.

Aber gerade Panther, Luchs, Wolf bilden den Prototyp des *wilden* Tieres, nicht etwa der Löwe; er ist nur der Prototyp der Gruppe der Herrscher. Er ist zu majestätisch, um an *Wildheit* dem lauernden Panther und dem hetzjagenden Wolf gleichzukommen. Der Löwe verkörpert nicht in gleichem Maße die überall lauernde Gefahr der Wildnis wie der Panther und nicht ihre gnadenlose Härte wie der wochenlang die schneebedeckte Taiga nach Beute durchstreifende und sie dann tagelang hetzende Wolf.

Die Könige haben ein weites Reich. Es muss sich ihrem Herrscherblick offen darbieten. Auch darum sind die weiten Ebenen der Steppe, die Wüste, die Berge, die Arktis der Typ von Wildnis, in dem sie herrschen. Diese Gebiete sind karg und lebensfeindlich (man bedenke: der Löwe ist der Wüstenkönig, nicht der Savannenkönig). Der Kampf ist deshalb mehr gegen die Härte des Klimas zu führen – und sie führen ihn souverän, ohne sich zu quälen – als gegen andere Tiere, die ohnehin keine ebenbürtigen Gegner sind. Anders ist es bei den Herrschern des Dschungels: Sie sind Teil des unaufhörlichen Kampfes aller gegen alle, wenn sie auch immer die Sieger sind und beim allgemeinen Fressen-und-gefressen-Werden nie gefressen werden. Aber sie gehören doch zu diesem Kampfgetümmel und sie müssen ständig auf der Hut und ständig sprungbereit sein, denn ihr Herrschaftsgebiet ist nicht auf einen Blick überschaubar: Das Dschungel-Dickicht ist unübersichtlich. Während der Löwe typischerweise schläft – ihm droht auch dann keine Gefahr – ist eine schlafende Raubkatze des Dschungels eine ungewohnte Vorstellung. Selbst der mächtige Tiger schläft nicht; nicht nur, weil er in dem Dickicht immer bereit sein muß, unerwartet auf Beute zu treffen, sondern auch, weil der Dschungel eine ständige Bedrohung ist; auch wenn den Tiger keiner im offenen Kampf besiegen kann: Im Dschungel lauern andere, heimtückische Gefahren.

Wo die Herrscher sind, ist Wildnis. Sie sind es eigentlich, die Wildnis erst wirklich zur Wildnis machen. Trotz der Härte des

²⁾ Wagners Wotan wurde, wenn er als Wanderer den wilden Wald durchstriefte, „Wolfe“ genannt, und Hitler ließ sich von Winifred Wagner mit „Wolf“ anreden.

Klimas in der Tundra, trotz des alles verschlingenden Charakters allein schon der Pflanzenwelt des Dschungels: Ohne Wölfe, ohne Tiger und Panther würde doch etwas zur Wildnis fehlen. Weil die Herrscher Wildnis *verkörpern*, sind sie nicht auf Wildnislandschaften angewiesen, um wilde Tiere zu sein: Sie machen ein Gebiet zur Wildnis. Mit den Wölfen kehrt die Wildnis nach Nordostdeutschland und sogar (in dem Film „Wolfe“) nach Manhattan zurück. Auch hier kann der täpische Braunbär wieder nicht ganz mithalten: Wenn er in rumänischen Städten die Mülltonnen leert, reiht er sich eher in die Gesellschaft der Ratten und Krähen und anderer heruntergekommener Stadtbewohner ein, als dass er die Wildnis in die Stadt brächte.

Die Blindwütigen

Die *Blindwütigen* sind ebenfalls mächtig. Sie herrschen aber nicht. Sie verlangen von niemandem etwas, kein Tier muss ihnen Tribut zollen. Niemand muss sie fürchten, der sie in Ruhe lässt. Sie sind an sich friedlich. Aber wehe, wenn sie gereizt werden. An Wehrhaftigkeit überbietet sie keiner. Ihre Kraft ist gewaltig, ihr Körperbau massig, wuchtig; ihrem Wüten hält niemand stand: nicht dem Nashorn, nicht dem Nilpferd, nicht dem Elefanten, nicht einmal dem Wildschwein³⁾. Sie töten nicht mit souveränem Prankenhieb oder gezieltem Biss, sie rasen und toben in blinder Wut. Es ist eher Unglück, nicht Mangel an Tapferkeit oder Kampfkraft, dabei zu Tode zu kommen.

Ihr Aussehen ist weder würdevoll noch schön, im Allgemeinen sind sie ausgesprochen hässlich. Sie sind auch nicht von besonderer Intelligenz, ja sie sind, wie das Nashorn und das Nilpferd, dumpf. Eine Ausnahme ist der Elefant: Er ist klug, sogar weise, und man kann in ihm sogar etwas Majestätisches sehen. Er ist auch ein freies Tier, denn er durchzieht in endlosen Märschen die weiten Savannen. In mancher Hinsicht ist er den Herrschern ähnlich – doch herrscht er eben nicht, er will im Grunde nur seinen Frieden, fordert von niemandem Tribut.

Die Blindwütigen haben, wie der Herrscher auch, die Wildnis nicht nötig, um wilde Tiere zu sein. Sie müssen nicht einmal, äußerlich gesehen, frei sein. Sogar Haustiere können sie sein und doch wilde Tiere bleiben: Ausgerechnet der Stier könnte durchaus als Prototyp der Blindwütigen gelten; und gerade in kultivierten Räumen zeigt sich ihre Wildheit erst richtig. Der Elefant trampelt in rasender Wut ganze Dörfer nieder, nicht Wälder. Die Blindwütigen machen den Raum, in dem sie leben, anders als die Herrscher, aber nicht zur Wildnis. Dadurch, dass in Berlin die Wildschweine durch die Straßen laufen, ist nicht die Wildnis in die Stadt zurückgekehrt. (Ein Wolf am Stadtrand hätte eine andere Wirkung.) Dadurch *verwildert* – was etwas ganz anderes ist als die Rückkehr der Wildnis – die Stadt aber auch nicht, anders, als wenn Ratten sie bevölkern.

Die Freien

Wild zu sein bedeutet immer auch, frei zu sein. Der Löwe ist frei, weil vor ihm alle zittern und er vor keinem. Der Stier ist selbst als Haustier frei und deshalb wild, weil ihn keine Fes-

sel dazu bringt, sich zu unterwerfen, er bleibt unberechenbar. Die *Freien* aber sind einfach nur frei. Sie leben, den Königen gleich, in endlosen Weiten wie die Wildpferde in der Gobi, oder in großer Höhe wie der Steinbock und der Adler, wo der Blick ins Endlose schweifen kann und um sie nur noch Himmel ist. Und vor allem bewegen sie sich mit Leichtigkeit fort, mühelos über weite Entfernungen. Deshalb sind sie ungefährdet. Wenn ein Feind kommt, dann fliehen sie nicht, sondern sie entfernen sich mit leichter Mühe. – Das zeugt aber nicht von Feigheit, sondern von Weisheit: Sie wollen keinen Kampf. Ihren dumpfen und brutalen Gegnern gehen sie deshalb einfach aus dem Weg. So ungefährdet sie sind, so ungefährlich sind sie. Der Freie hat es nicht nötig, anderen gefährlich zu sein. Er ist auch zu klug dazu – jeder Kampf ist gefährlich, warum soll er sich in Gefahr bringen? Er weiß, was wirklich wertvoll ist: Seine Freiheit ist ihm alles. Er ist nicht grausam, niedere Lüste wie die an Angst und Schmerz der anderen sind ihm fremd. Einen Wutausbruch kann man sich bei ihm gar nicht vorstellen. Weil sie ihre Unabhängigkeit nicht durch Abschrecken anderer wahren müssen, müssen sie auch keinen massigen oder in anderer Weise bedrohlich wirkenden Körperbau haben. Sie können es sich leisten, schön zu sein. Dies auch, weil die Freien über die Mühsal des Lebens erhaben sind: Sie müssen sich nicht mühsam verteidigen, sie müssen weder arbeiten noch herrschen, nicht jagen oder Tribut einfordern. Erhaben wird ihr Anblick meist durch den Raum, den hohen Berg, den weiten Himmel. Bei manchen genügt aber schon die eigene Gestalt. Sie sind dann nicht einmal auf weiten Raum angewiesen, um zu den Freien zu gehören. Der Hirsch kann auch in den Wäldern – doch immerhin: den weiten Wäldern, nicht im Flurgehölz, wo das Reh lebt – umherschweifen. Er entspricht dem Idealtyp des *Hochwilds*. Ein solch majestätisches Tier, überhaupt eines der *freien* Tiere zu töten ist fürstliche Freude, ist männlich Verlangen nicht weniger als das Erlegen eines Wolfes oder Bären, obwohl die Phantasie eines heldenhaften Kampfes sich doch kaum einstellen mag, wenn man einen wehrlosen Hirsch oder Adler abschießt.

Der Adler ist zwar der mächtigste Herrscher in seinem Reich, aber uns ist er nicht gefährlich, und vor allem ist der Eindruck des freien Fluges so beherrschend, dass man ihn deswegen – wie andere Vögel, die sich aufschwingen, etwa die Möwen über der stürmischen See – zu den Freien und nicht zu den Herrschern rechnen möchte. König der Lüfte heißt er wohl eher wegen seines majestätischen Fluges und nicht, weil er der Stärkste unter den Raubvögeln ist. Der Wal, einst ein massiges, blindwütig tobendes und grausam-gefährliches Meeresungeheuer, ist durch die nun schon über drei Jahrzehnte währende Allgegenwart der Ideologie von der ökologischen Harmonie zwar friedlich, ja freundlich geworden, aber doch nicht, wie so viele andere, zum „wichtigen Glied des Ökosystems“ domestiziert (denn wozu der Wal gut sein soll, weiß man nicht so recht zu sagen). Statt dessen ist er zum *freien* Tier geworden: Er durchpflügt die weiten Wasserwüsten von der Arktis bis zum Äquator und taucht in unendliche Tiefen. Sogar seine Gestalt hat etwas Elegantes angenommen.

³⁾ Ein wilder Eber, behauptet Hagen, habe Siegfried getötet, nicht etwa ein Wolf oder ein Bär. Mit denen wäre er, der größte Held, sicher fertig geworden.

Nicht alle Freien sind wilde Tiere. Es ist das Leben in der Wildnis, das sie zu wilden Tieren macht, so wie das Leben in freier Natur sie zu Freien macht. Schwalben, Mauersegler leben in der freien, weiten Natur – am Himmel nämlich –, selbst wenn sie in Stadt und Dorf brüten. Sie haben alle Eigenschaften der Freien, die Leichtigkeit des sich aufschwingenden Fluges, es ist unmöglich, sie zu erbeuten, sie ziehen in die Ferne, aber wilde Tiere sind sie nicht: Sie leben nicht in der Wildnis. Der Adler im Käfig ist, anders als der Tiger, kein wildes Tier mehr, und man empfindet es als Betrug, dass einem das Fleisch von im Gatter gehaltenen Hirschen als Wild verkauft wird. Die Freien sind, anders als der Stier, nur frei, wenn sie tatsächlich frei sind, und nur dann sind sie schön, erhaben oder von leichter Eleganz (der Adler im Käfig ist ein schmutziger, struppiger Vogel). Und wild sind sie nur in der Wildnis, die freilich, wie bei den Herrschern, auch *durch* sie zur Wildnis wird. Sie machen die Wildnis aber nicht zum Ort der Gefahr, sondern zum Raum der Freiheit, was ihr nicht weniger wesentlich ist.

Die Scheuen

Die Freien sind nicht wehrhaft, sie haben das gar nicht nötig. Die *Scheuen* hätten es nötig, denn sie sind nicht nur schwach, sie können sich auch nicht souverän den Feinden entziehen. Schlauheit, um das auszugleichen, fehlt ihnen auch, wie man z.B. aus der Geschichte vom Hasen und vom Igel weiß. So müssen sie in ständiger Angst leben. Der Hase schläft mit weit aufgerissenen Augen, die zierliche Gazelle hebt nach jedem Bissen den Kopf, um zu sehen, ob der Feind sich schon am Horizont zeigt, ähnlich das sprichwörtlich scheue Reh. Der Hase wechselt nicht, wie der Hirsch, bei Gefahr mit einigen leichten Sprüngen den Ort, sondern rennt hakenschlagend so schnell er nur kann. Die vielen Vögel, die in diese Gruppe gehören, schwingen sich nicht lässig mit sichtlicher Verachtung für den Feind empor, sondern flattern in panischer Angst auf. Die Scheuen leben versteckt im Gebüsch oder ducken sich ins Gras. Sie sind aber nicht feige, sonst wären sie verächtlich. Doch das sind sie keinesfalls, sie verdienen nur unser Mitleid. Bejammernswert sind sie allerdings nicht. Die meisten sind dazu zu schön, zu zierlich, sie bieten kein Bild des Jammers. Ihre Schönheit ist nicht die strahlende, atemberaubende der Herrscher und der Freien, sondern eine zarte, liebenswürdige, schutzbedürftige Schönheit, und oft, besonders in Gefangenschaft, sind sie nur hübsch, niedlich, putzig, süß. Sie zu töten, ist keine Heldentat. Sie gehören nicht zum Hoch-, sondern zum Niederwild, auch das gemeine Volk darf sie jagen. Wer gar die allerschönsten und schutzbedürftigsten unter ihnen tötet, die Singvögel, ist ein gemeiner Mörder, wie die Hauskatzen, die Elstern und die Italiener.

Wilde Tiere sind die Scheuen an sich nicht – es ist so gar nicht Wildes an ihnen. Sie können aber zum *Wild* gehören, zu den Tieren also, die draußen in Wald und Flur leben, die auch, anders als das Weidevieh, *das Wilde* in der Kulturlandschaft

sind und deren Daseinssinn darin besteht, gejagt zu werden. Und sie können Tiere in der Wildnis sein. Doch tragen sie nichts dazu bei, dass die Wildnis Wildnis ist. Ein wildes Gebirge wird noch wilder dadurch, dass es dort Adler und Bären gibt, nicht aber durch Rehe und Meisen. Die Wildnis ist eigentlich nicht der Ort, an den die Scheuen gehören. Sie erdulden sie, aber lieber lebten sie in kultivierten Gegenden. In der Wildnis sind in erster Linie sie, die nichts Kämpferisches an sich haben, die Opfer des allgegenwärtigen Kampfes. Darum sind sie gerade dort scheu. Die Amsel war noch im späten 19. Jahrhundert ein „scheuer Waldvogel“, in der Stadt hat sie ihre Ängstlichkeit abgelegt. Die Scheuen sind nicht Tiere der Wildnis, sondern eher Tiere des Paradieses, dort bräuchten sie sich nicht mehr zu fürchten. Wenn man sie vielleicht doch manchmal für Tiere der Wildnis hält, dann liegt das zum einen daran, dass sich die Vorstellungen von Wildnis und Naturharmonie seit mythologischen Zeiten in gewissem Grade überschneiden und ergänzen. Zum anderen wurde es sicher auch durch die seit über drei Jahrzehnten andauernde Werbekampagne für die „letzten Paradiese“ befördert⁴⁾. Selbst der Dschungel, die grüne Hölle, ist zum bedrohten paradiesischen Regenwald geworden. – Weil sie nichts Wildes an sich haben, können die Scheuen auch weder die Wildnis in die Zivilisation zurückbringen noch zur Verwilderung beitragen.

Die Listigen

Die Herrscher sind immer klug; wenn sie Könige sind, sind sie auch weise. Die Freien haben ihre eigene Art von Weisheit, eine Weisheit, die sie ihre Unabhängigkeit zu schätzen lehrt. Besonders pfiffig oder gar gerissen sind beide nicht. Andere aber verdanken alles ihrer Schläue. Das ist die Intelligenz der Kleinen, körperlich Unterlegenen. Die *Listigen* sind keine friedfertigen Tiere. Mit List entgehen sie den Nachstellungen der Herrscher, und gleichzeitig jagen sie damit anderen ab, was eigentlich diesen zusteht. Sie sind also eher Diebe als Räuber, allenfalls kleine Räuber, die sich mit Beute wie Mäusen zufriedengeben müssen, die von Großen verschmäht wird, von der sie aber ganz gut leben können. Sie haben sich, anders als die Herrscher, schlau wie sie sind solche Beute ausgesucht, die sie in keine Gefahr bringt und die immer reichlich vorhanden ist. Wölfe müssen Hunger leiden, bei Füchsen und Katzen kann man sich das kaum vorstellen. Die Grenze zu den unteren Rängen der Herrscher allerdings ist fließend, sie hängt auch sehr davon ab, wo das Tier gerade lebt. Die Wildkatze ist so ein Grenzfall. Sie ist kein Dieb, sie ist ein Raubtier. Doch dass sie so klein ist, zwingt sie dazu, sich auf ihre Intelligenz, ihre Wachsamkeit, ihren scharfen Blick zu verlassen wie die Listigen. Sie ist auch deshalb nicht zu den Dieben zu zählen, weil sie in der Wildnis lebt, wie es ja überhaupt im Wald keine Diebe gibt; deren Ort ist die Stadt, während zu einem richtigen Wald Räuber gehören. Der Fuchs, der listigste von allen, aber auch der Marder, der Iltis, der Waschbär und die Elster sind in den Siedlungen Diebe. Diese Tiere sind nicht alle und wenn, dann nur bedingt, wilde Tiere. Dass sie zu den Listigen

⁴⁾ Nicht zuletzt der „Wildnisboom“, die Anziehungskraft, welche die disharmonische, chaotische, gefährliche Wildnis auf Scharen sogenannter Abenteurer neuerdings ausübt, zeigt, daß die jahrzehntelang dominierende Vorstellung von der Natur als einer harmonischen an Kraft verloren hat zugunsten ambivalenter Vorstellungen, wie sie früher schon zu finden waren. Bereits die traumhaft schönen und zugleich unheimlichen Dschungelbilder des französischen Malers Henri Rousseau (1844-1910) bringen diese Mehrdeutigkeit des Dschungels gut zum Ausdruck. Siehe dazu auch: HOHEISEL, TREPL u. VICENZOTTI (2006): Berge und Dschungel als Typen von Wildnis, in: Ber. ANL 29, S 46.

gehören, reicht dafür noch nicht. Es muss etwas hinzukommen, was sonst andere Typen auszeichnet, beim Marder der Bluttausch, bei der Katze die Unberechenbarkeit und Unbeherrschbarkeit, die Kampftschlossenheit und die rasende, eben wilde Art der Verteidigung – beim Jagen rast sie nicht, da ist alles berechnend, gezielt und präzise; auch ihr Rasen bei der Verteidigung ist etwas ganz anderes als blindes Wüten.

Ob die Listigen auf Wildnis angewiesen sind, um wilde Tiere zu sein, ist nicht eindeutig zu beantworten, ebenso, ob sie die Wildnis mitbringen, wenn sie sich ausbreiten. Der Fuchs ist im Wald wild, ist ein Raubtier, im Dorf ist er nur ein Dieb. Er bringt damit nicht die Wildnis ins Dorf und er bringt sie auch nicht in die Stadt zurück. Der Marder schafft das schon eher. Er ist eben von sich aus ein wildes Tier, er ist nicht nur blutrünstig, er ist unsichtbar, eine Gefahr aus dem Nichts, und er ist heutzutage offensichtlich ein geschworener Kämpfer gegen die Zivilisation, ohne dass das, wie im Falle der Ratten, dazu führt, dass sie verkommt, also verwildert. Wenn sich aber heute die Wildkatze wieder ausbreitet, ist das eindeutig eine Rückkehr zur Wildnis, nicht anders als beim Luchs und beim Wolf.

In der Wildnis tragen die Listigen wesentlich dazu bei, dass sie Wildnis ist: Sie sorgen dafür, dass sie zwar nicht für uns, aber für die meisten ihrer Bewohner ein gefährlicher Ort ist, sorgen vor allem für die Unberechenbarkeit und Allgegenwart der Gefahr. Denn das macht ja den Listigen aus: dass man ihn nicht einschätzen kann.

Die Dämonischen

Was ein nächtliches Leben führt, ist auf eine finstere Art klug, auf eine unheimliche Art intelligent und hat dies auch nötig. Es muss den Tag scheuen, es weiß den Schutz der Nacht zu nutzen, und es weiß, dass man aus seiner Deckung heraus mühelos auch Starke überwältigen kann. Die Deckung, die die Finsternis dem Angriff des Bösen bietet, ist überall. Tags kann man den gefährlichen Orten ausweichen, aber nachts ist die Gefahr allgegenwärtig. Darum ist die Nacht unheimlich. Auch ihre Tiere sind unheimlich. Man hört die nächtlichen Jäger nicht, nicht einmal im letzten Moment. Was man hört, ihre Rufe, kündigt nicht den Angriff an, es verleiht nur dem unheimlichen Charakter der Nacht Ausdruck. Die nächtlichen Jäger sind hässlich, man kann aber auch etwas Faszinierend-Schönes, eine dämonische Schönheit an ihnen finden.

Die Nacht gehört seit jeher der Wildnis. Deren Dämonen, tags aus den Dörfern verbannt, kehren Nacht für Nacht in sie zurück. Das Nachtgetier, vornehmlich Eulen und Fledermäuse, hat durchwegs etwas Dämonisches. Mit den anderen Dämonen kommen auch die dämonischen Tiere allnächtlich aus der Wildnis in die Siedlungen der Menschen, und die Wildnis kommt mit ihnen.

Die Dämonischen sind nicht auf Wildnis als einen Ort angewiesen, sondern auf die Zeit, in der die Wildnis wieder ihre Herrschaft antritt. Tagsüber sind Eulen kaum als wilde Tiere anzusehen. Sie sind dann possierliche Federbüschel, allenfalls ihr Blick zeigt, dass sie in Wirklichkeit etwas anderes sind. Sie bringen die Wildnis aber auch dahin mit, wohin sie sich wieder ausbreiten, aber nur für *ihre* Zeit. Wo sich der Uhu wieder ansiedelt, werden die Nächte unheimlicher.

Die Heimtückischen

Während die einen mit List ihr Überleben sichern, bringen die *Heimtückischen* mit nicht weniger List aus reiner Bösartigkeit andere ums Leben. Wenn der Fuchs seine Beute tötet, dann deshalb, weil er sich ernähren muss. Bei der Schlange tritt das ganz in den Hintergrund, ihr Biss ist pure Bosheit. Die Art ihres Angriffs zeigt ihre Tücke: Sie greifen an, wenn das Opfer nicht damit rechnet. Das tun andere, die doch edle Räuber sind, auch. Die Heimtücke der Schlange aber zeigt sich in der Art ihrer Waffen. Sie kämpft nicht mit Zähnen und Krallen, ja, sie *kämpft* eigentlich gar nicht. Der „Kampf“ ist entschieden, bevor er begonnen hat. Die Heimtückischen würgen ihr Opfer oder töten es gar mit Gift. Krieger, selbst Räuber tun das nicht, sie benutzen männliche Waffen. Mit Gift morden die Schwachen, die Frauen oder intrigante Höflinge; die Würgeschnur ist die Waffe gedungener Meuchelmörder, nicht der Räuber. Wer sich gegen die Heimtückischen im offenen Kampf verteidigen will, ist chancenlos, denn sie stellen sich ihm nicht. Sowie sie einen bemerken, sind sie verschwunden, ohne dass man sie gesehen hätte. Man muss die Schlangen und die Skorpione totschiessen, wo immer man sie trifft, daran ist niemals etwas Böses, denn man kommt immer nur ihrem Angriff zuvor, und es gibt keine Regeln, wie das Töten waidgerecht zu geschehen hätte. Töten muss man sie aber nicht nur, weil von ihnen tödliche Gefahr ausgeht, sondern weil sie es verdienen. Schlangen sind nicht etwa nur listig, sie sind verschlagen, ihre List dient dem Bösen. Ob sie hässlich sind oder schön, lässt sich nicht leicht sagen. Ihre Hässlichkeit ist faszinierend, ihre Schönheit hat etwas Verführerisches; der Name der Schlange ist seit jeher mit der Erbsünde verbunden.

Die Heimtückischen gehören nicht zu jeder Wildnis. Die lichten Weiten, die Gebirge, die Tundra und Taiga kennen solche Tiere nicht. Und obwohl jeder weiß, dass es in der Wüste Klapperschlangen gibt: Essentieller Bestandteil der Wüste sind die Heimtückischen nicht, wohl aber der Wildnis des Dschungels. Sie und das, was ihnen ähnlich ist – selbst die Pflanzen erwürgen einander dort – machen das Wesen dieser Wildnis aus: Der Kampf aller gegen alle wird nirgends erbarmungsloser geführt als dort (in der kargen Wildnis der Wüsten, der Hochgebirge, der Polargebiete kämpft das Leben nicht gegeneinander, sondern gegen die unbelebte Natur), und dieser Kampf wird hinterlistig, heimtückisch, aus dem Verborgenen heraus geführt. Selbst die Herrscher machen dort, wie gesehen, darin nicht unbedingt eine Ausnahme. Es sind nicht zuletzt die Heimtückischen, die den Dschungel zu dem Typ von Wildnis machen, der er ist und der sich deutlich von den anderen Arten von Wildnis abhebt. Sie selbst haben, um als wilde Tiere zu erscheinen, die Wildnis nicht nötig. Doch erscheinen sie nicht in dem Maße als *wilde* Tiere wie etwa die Herrscher und die Blindwütigen. Die Schlange ist so sehr Symbol des Bösen, dass der Aspekt des Wilden, das doch *ambivalent* ist, demgegenüber zurücktritt.

Die Monstren

Die Rolle des Prototyps der wilden Tiere könnte den Herrschern vielleicht doch streitig gemacht werden. Es gibt außer diesen „Herrschern“ anderer Art. Sie haben aber nichts Edles, gar Majestätisches, weshalb man ihnen diesen Titel doch nicht zugesteht. Ihre Herrschaft jedoch ist uneingeschränkt. Ihrer

rohen Kraft kann niemand widerstehen, Gegenwehr ist aussichtslos, wie bei den Blindwütigen, doch sind sie, anders als diese, keineswegs im Grunde friedlich. Man ist vielleicht geneigt, sie grausam zu nennen. Wenn sie ihr Opfer töten, dann nicht durch einen Tatzenhieb oder einen gezielten Biß in die Kehle. Haie reißen es in Stücke, wobei ihnen gleichgültig ist, womit sie anfangen. Krokodile greifen es an einem beliebigen Körperteil und schütteln es, bis es tot ist. Sie sind dabei aber keineswegs in rasender Wut, sondern sie tun das auf eine kalte, gleichsam mechanische Weise. Sie sind also doch nicht eigentlich grausam, denn sie sind jenseits von gut und böse, vor aller Moral. Auch wenn das Krokodil unsichtbar im schlammigen Wasser auf sein Opfer wartet und es so ergreift, dass es keine Chance hat zu entkommen, ist es doch nicht heimtückisch wie die Schlange oder klug wie der Panther, die ebenfalls aus dem Verborgenen angreifen. Es ist zu gefühllos und zu dumm, zur Heimtücke ist es gar nicht in der Lage, es reagiert blind auf Reize, wie der Hai auch. Wenn er Blut riecht oder eine Bewegung bemerkt, greift er an, er kann gar nicht anders. Er ist eine Kampfmaschine. Man kann ihn nicht einschüchtern, nicht etwa, weil er mutig wäre, sondern weil er zu einer Seelenregung und damit auch zur Angst gar nicht fähig ist.

In der Gefühllosigkeit wird der Grund liegen, weshalb die Monstren doch an Wildheit etwa dem Panther nicht gleichkommen. Sie sind urweltlich-alte Tiere, die noch unter der Stufe stehen, auf der das Wilde, auf der Gefühl beginnt. Das Wilde ist nämlich verbunden mit Leben und der Lust daran, der Lust an der Gefahr, am Jagen und Töten, am Rauschhaften, am Fehlen aller Gesetze, und vor allem an der damit verbundenen Freiheit. Das Wilde setzt eine gewisse Kultur voraus. „Wild“ ist nicht zuletzt das Lebendige in der Kultur; es gibt z.B. wilde Feste. Die wilden Tiere sind Figuren aus der Kultur, doch verkörpern sie immer das Lebendige an ihr. Die Monstren können das nicht, sie leben eigentlich nicht und sie bringen den Tod, zudem einen, der sinnlos erscheinen muss, weil er sich nicht so recht in den Kreislauf von Werden und Vergehen einordnen läßt, geht er doch nicht von wirklich Lebendem aus.

Der Hai bewegt sich völlig ungebunden im grenzenlosen Ozean, und doch gehört er nicht zu den Freien. Mit einem gefangenen Hai würde man kaum Mitleid empfinden, und dies kaum deswegen, weil er wegen seiner Bosheit es nicht besser verdient hat, sondern weil er die Freiheit ja doch nicht genießen kann. Sein Gesichtsausdruck ist von irritierender Ausdruckslosigkeit, die als äußerste Bosheit erscheint, aber es ist eine kalte, ungerührte Bosheit. Als Haie bezeichnet man solche Verbrecher, deren Motive nicht Rache oder Eifersucht sind oder was sonst mit dem *Leben* zu tun hat, sondern sie sind eiskalte Geschäftemacher.

Die Kultur hat sich zwar aus der Wildnis entwickelt, aber die Wildheit ist doch nicht der allererste Anfang, eine gewisse Entwicklung muß schon stattgefunden haben, wenn etwas wild sein soll. Es muss *Gefühle* geben:⁵⁾ Die rohesten, noch ganz gefühllosen Tiere und damit auch die Monstren (aber auch solche, die gar nicht als Tiere erscheinen, sondern z.B. als Krankheitserreger) gehören eher zu den bloßen Naturgewalten, *gegen* die sich die wilden Tiere behaupten müssen. Das Krokodil ist für die Tiere, die zur Tränke gehen, nicht eigentlich Kampfgegner wie ein Leopard oder ein Löwe, so wie eine reißende Flut kein Kampfgegner ist.

Die Monstren sind hässlich. Es ist aber nicht die Häßlichkeit der Blindwütigen, die deren Wesenseigenschaft zum Ausdruck bringt, nicht belästigt werden zu wollen (wer an anderen keinerlei Interesse hat, dem ist es egal, wie er aussieht), und die in ihrer Massigkeit durchaus, ungerührt, etwas Behäbig-Gemütliches haben kann. Es ist das Häßliche der untersten, rohesten Stufe der Wildheit, die nichts als blinde, gefühllose Gewalt ist. Sie tun bereits dem Auge weh.

Die Monstren sind Teile der Wildnis, sie machen ihren Ort dazu, und es ist nicht das Leben in der Wildnis, das sie zu wilden Tieren macht. Sie sind das immer, in jeder Situation, und zwar wegen ihrer mechanischen, gefühllosen Gefährlichkeit.

Schwärme, Gewimmel, Gewürm

Wilde Tiere sind Individuen. Selbst die untersten, die Monstren, sind das in gewisser Weise noch. Zwar ist es kaum vorstellbar, dass ein Hai einen Namen hat (er heißt bestenfalls „Der weiße Hai“), er ist nur ein Vertreter seiner Gattung, aber immerhin ein Einzelner. Noch weiter unten in der Rangliste stehen solche, die als einzelne keine wilden Tiere sind, in Massen aber Naturgewalten wie Sturm und Hagel. Als etwas von dieser Art werden die *Schwärme* der Heuschrecken seit jeher wahrgenommen. Sie greifen keinen einzelnen an wie Haie und Krokodile, sondern schlechthin alles, was lebt, sie hinterlassen kahle Landstriche. Sie kommen aus der Wüste und bringen die Wüste mit sich. Von den leblosen Naturgewalten unterscheiden sie sich nur durch ihre Gefräßigkeit. Selbst das, was doch alles Leben kennzeichnen sollte: dass es sein eigenes Leben schützt, kennen sie nicht. Es macht ihnen nichts aus, getötet zu werden, sie lassen das ohne Gegenwehr und Fluchtversuch geschehen, bis zum letzten Augenblick fressend.

Tiefer noch als die Schwärme, ganz unten, steht das *Gewimmel*. Es strebt auf kein Ziel hin, seine Bewegungen haben überhaupt keine Richtung, es greift nicht an, ist möglicherweise gar nicht gefährlich, es ist nur da und wimmelt. Auf das Einzelne kommt es nicht an, es ist nicht, selbst in der Vielfalt seiner Gestalten, von anderem Einzelnen unterscheidbar. Wie immer das Einzelne aussehen mag, schön oder hässlich: Das Gewimmel ist in erster Linie eklig.⁶⁾ Als solches macht es einen wesentlichen Zug einer Art von Wildnis aus, für die der Dschungel zumindest in manchen Vorstellungen ebenfalls idealtypisch ist:⁷⁾ Der Kreislauf, sonst Inbegriff der Naturharmonie,

⁵⁾ Auch wenn man die lebensfeindliche Natur der Arktis und der Hochgebirge als Wildnis bezeichnet, so ist doch nicht eigentlich diese Natur wild. Das Leben darin, die Tiere sind wild, die sich gegenüber dieser rohen, physikalischen Natur bewähren müssen.

⁶⁾ Nicht immer allerdings: Das „wimmelnde Leben“ in einer Wiese ist Teil der Wiese, des paradiesisch-arkadischen Ganzen der Natur an diesem Ort.

⁷⁾ „Verwesung voller Keime, glitschig wie Vaseline, Tümpel im Morgenrot wie Tümpel von schmutzigem Blut, Monatsblut, Tümpel voller Molche, nichts als schwarze Köpfe mit zuckenden Schwänzchen wie ein Gewimmel von Spermatozoen [...]“ (Max Frisch, *Homo faber*; im Dschungel Mittelamerikas).

wird hier zur ekelhaften Allgegenwart von Fressen und Ausscheiden, Gebären und Verwesen als einer untrennbaren Einheit. So wie im Dschungel die Wesensart der Heimtückischen selbst auf die Herrscher übergreift, so drückt auch das Gewimmel die seine dem Dschungel insgesamt auf. Der Kampf aller gegen alle ist im Dschungel, wo er ja seine extremste Ausprägung findet, von der Art bloßen Gewimmels. Es kommt auf den Einzelnen nicht an, und selbst das Ganze verliert seine Form, es gibt keine Richtung, keinen Rhythmus, nur ein allgemeines Durcheinander des Fressens und Gefressenwerdens.

Das Gewimmel ist an bestimmte Typen von Wildnis gebunden, den Dschungel und was diesem ähnelt, insbesondere den Sumpf, hier vornehmlich in Form des *Gewürms*. Wenn es sich in kultiviertes Land ausbreitet, muss das aber nicht die Rückkehr der Wildnis bedeuten. Auch wenn die Zivilisation durchaus seine eigene Art von Gewimmel hat, so ist das Gewimmel an sich doch so unspezifisch, dass es nicht nur Wildnis, sondern auch Verwilderung bedeuten kann.

Die Drecksviecher

Verwilderung geht von der Kultur aus. Sie ist der Rückfall auf eine mit der Kultur überwundene Stufe. Die ursprüngliche Wildnis ist in Unschuld ambivalent, die gute (schöne, edle) und die böse (hässliche, grausame) Seite sind in Unschuld verbunden. Durch die Maßlosigkeit der Zivilisation, die eigentliche Ursache für den Rückfall, aber ist das Böse, Schlechte und Hässliche in der Verwilderung allein übrig geblieben und absolut geworden. Von der Verwilderung ist aller Zivilisationsfirnis abgeblättert und die Roheit der Wildnis verbindet sich mit der von der Überfeinerung der Zivilisation übriggebliebenen durchtriebenen Bosheit. Der Verwilderte hat, anders als noch der roheste Barbar, nichts Unschuldig-Kindliches mehr.

Im Dreck der verwilderten Großstädte, in ihren Abfällen und in den verkommenen Ecken, tummeln sich die Ratten. Sie gleichen den verkommenen Großstadtbewohnern: Sie haben jede Individualität verloren, sie sind ein Massenphänomen; die verkommenen Ecken wimmeln von Ratten wie die Großstädte von Menschen. Ratten sind, wie die Großstadtbewohner, sitten- und hemmungslos, ihr Wesen ist die ungezügelte Gier. Sie sind verschlagen, tückisch, aber anders als die Schlangen; diese sind nicht gierig, hemmungslos, sie leben einzeln, sie sind nicht schmutzig und auch nicht – zumindest nicht in der Art der Ratten – hässlich. Die Gefahr, die von den Ratten ausgeht, ist nicht der tödliche Biss, sondern dass sie alles sich gleich machen: Wo sie sind, verfällt alles, sie sind eklig und übertragen ekelhafte Krankheiten. Ratten gibt es nirgends außer in den verwilderten Ecken. Denn wo sie hausen, dorthin ist mit ihnen die Verwilderung eingezogen. Sie leben im Dreck, verbreiten den Dreck und sind Dreck. Vom Gewimmel, das mit ihnen zusammenlebt, den Läusen, Kakerlaken usw., unterscheiden sie sich dadurch, dass sie moralische Subjekte sind: Sie sind böse; das Gewimmel steht so tief, dass es dazu nicht in der Lage ist. Wie die verkommenen Menschen unter Ratten leben, so diese unter dem Gewimmel.

Einige Tiere sind nur Drecksviecher, wenn sie im Dreck leben. Manche unter diesen sind für den Abstieg zu Müllhaldenbewohnern prädisponiert. Die Krähen waren vorher schon Aasfresser, Galgen-Vögel. Die Möwen aber, die am Himmel über der stür-

mischen See freie wilde Tiere sind, nehmen in den Städten einen ganz anderen Charakter an, ähnlich die Tauben. Was zum Drecksviech taugt, hat schwerlich von sich aus die Fähigkeit, ein wildes Tier zu sein. Wenn, dann ist es das Leben in der Wildnis, das es dazu macht. Es kann nicht die Wildnis in die Stadt bringen: Dort bedeutet es Verwilderung. Wie das Beispiel der verwilderten Ratten auf ozeanischen Inseln zeigt, ist dieses Extrem der Drecksviecher in der Lage, selbst die Wildnis verwildern zu lassen, also degenerierte Zivilisation aus ihr zu machen.

4. Ausblick

Man wird mit dieser Skizze in der Landschaftsplanungs- und Naturschutzpraxis sicher noch nicht viel anfangen können. Es sollte aber deutlich geworden sein, *welcher* Art die Untersuchungen sein müssten, die als erstes anzustellen sind, wenn man z.B. wissen will, warum uns die Ausrottung des Sibirischen Tigers mehr bewegt als die der Saiga-Antilope, oder was man tut, wenn man es zulässt, dass der Wolf sich wieder ausbreitet, oder was man tun sollte, um in einem Nationalpark das Erleben von Wildnis zu ermöglichen oder auch nur zu simulieren.

Man könnte nun diese Skizze ergänzen und man könnte sie kritisieren. Die Kritik kann, das haben wir oben schon angedeutet, nicht in der Behauptung bestehen, die Gültigkeit der Aussagen sei nicht nachgewiesen, solange nicht statistisch gesichert ist, dass ein hinreichender Prozentsatz der Bevölkerung so denkt und empfindet. Das ginge völlig an der Sache vorbei. Selbstverständlich kann man auch nicht einwenden, dass die Tiere gar nicht so sind wie hier beschrieben. Denn wie sie sind, wird gar nicht beschrieben, sondern nur, wie „man“ sie sich vorstellt. Wessen Vorstellung stark von dem Wissen darüber geprägt ist, wie die Tiere „in Wirklichkeit“ sind, der eignet sich schlecht als Kritiker.

Die phänomenologische ist keine kritische Methode. Sie prüft nichts auf seine Richtigkeit und widerlegt nichts, jedenfalls nicht im üblichen Sinn (s. dazu unten). Die Bestätigung besteht in der „ja, so ist es“-Reaktion des Lesers. Lautet die Reaktion „so ist es aber gar nicht“, so ist das in der Regel keine Widerlegung. Es bedeutet nur, dass dieser Leser einem Kreis mit anderen Erfahrungen angehört, deren Äußerung man wiederum mit der phänomenologischen Analyse der eigenen Erfahrungen nicht widerlegt hat.

Dennoch kann man einer solchen Analyse Fehler nachweisen. Der Artikulationsversuch könnte inkonsistent sein. Oder man könnte bestimmte Eigenschaften in ihrer Bedeutung falsch gewichtet haben, was einem erst aufgeht, wenn man sein Vorgehen in diesem Fall mit dem in anderen Fällen vergleicht. Eine genauere Untersuchung könnte z.B. zeigen, dass es doch nicht richtig ist, den Marder mit dem Fuchs in eine Gruppe zu stellen. Wenn man andere, bisher nicht beachtete, aber einem doch im Grunde immer schon bekannte Eigenschaften ans Licht hebt, könnte man jene Zuordnung, die zunächst eine „ja, so ist es“-Reaktion bei einem selbst und bei anderen hervorruft, als falsch erkennen (als *falsch*, nicht einfach als eine, die man auch vornehmen kann und die auch ihre Vorzüge hat).

Unsere Skizze ist so grob, enthält so viele unsichere Zuschreibungen, dass von einer eingehenderen Untersuchung eine ganze Reihe von Revisionen zu erwarten sind, vielleicht auch grundsätzlicher Art: Ist überhaupt der Begriff des wilden Tieres haltbar, den wir verwendet haben? In ihm steckt die Wildheit, die wir an einer Hauskatze oder an einem „wildem Kind“ erkennen, ebenso wie das Leben in der Wildnis, das doch nicht unbedingt mit den Eigenschaften verbunden sein muss, wegen derer man Katze und Kind wild nennt. Ist unser Wildnisbegriff haltbar, von dem her wir doch implizit die Begriffe abgeleitet haben, die uns dann zur Typisierung der Tiere dienen, wie Freiheit, Gewalttätigkeit, List? Auch haben wir sehr verschiedenes – Dschungel und Wüste z.B. – unter Wildnis gefasst. Man halte sich vor Augen, wie offensichtlich falsch es ist, Verwilderung mit Wildnis gleichzusetzen (wie es doch unter Naturschützern so oft geschieht: „sekundäre Wildnis“). Dann scheint es einem schon möglich, dass sich auch noch andere Inkonsistenzen auftun könnten in dem, was wir so leicht hin Wildnis nennen, wenn wir differenzierter betrachten, welche Zuordnungen wir „erfahrungsgemäß“ treffen. Wir würden dann überrascht sein, dass wir „immer schon“ etwas anderes gemeint haben als wir sagten.

Vielleicht ist es auch weniger sinnvoll als unterstellt, nach *der* Vorstellung von wilden Tieren, wie sie *der* Kultur unserer Zeit und unserer Gesellschaft eigen ist, zu suchen. Zumindest wäre es in weiteren Schritten angebracht, diese Kultur nicht als etwas zu betrachten, das einen Kern hat, der sie repräsentiert (wie es im typologischen Denken immer naheliegt), sondern als ein differenziertes Gebilde, in dem man vor allem die *Brüche* zeigen müsste – zwischen gesellschaftlichen Gruppen und im Wandel der Zeit (am Beispiel des Wals haben wir das oben angedeutet). Im Begriff des Typischen in den Vorstellungen der Kultur ist, anders als in dem der Mehrheits- oder Durchschnittsvorstellungen, ein sehr komplexes Geschehen angesprochen, vor allem des Kampfes um die Vorherrschaft ideologischer Positionen. Was als typisch zu gelten hat, bestimmt vielleicht, ja in der Regel, eine Minderheit, und die Mehrheit zählt möglicherweise kaum. Zweifellos ist das, was oben als typisch beschrieben wurde, teils eher die Sicht einer Minderheit von Bildungsbürgern, teils eine Sicht, von der man weiß, dass sie allgemein verbreitet war im bäuerlichen-ländlichen Milieu, dass sie aber heute nur von wenigen geteilt wird. So werden wohl viele widersprechen, wenn man die Vorstellung, dass Eulen Totenvögel sind, als für unsere heutige Kultur typisch bezeichnet – aber doch bemerkt auch der moderne Mensch an den Eulen etwas Dämonisches. Wie es sich erklärt, dass es so ist, und wie es sich rechtfertigt, so zu sprechen, ist nicht leicht zu beantworten. Man sieht: Die phänomenologische Artikulation ersetzt nicht eine Theorie der Kultur, sondern verlangt sie und liefert ihr Fragen.

Auch wenn der Begriff des Typischen einer Kultur schwierig ist: Man kann zwar in sozial empirischen Forschungen ermitteln, ob die Mehrheit den Wolf „attraktiv“ findet oder wenigstens „Akzeptanz“ für ihn aufbringt. Aber es bringt allemal mehr für den Naturschutz, durch phänomenologische Artiku-

lation dessen, was man sich „eigentlich“ vorstellt, wenn man an den Wolf denkt, herauszufinden, was typischerweise in unserer Kultur der Wolf bedeutet. Zu manchen Zwecken nützt uns diese Art von Wissen allerdings nichts oder doch nur wenig. Man kann es wohl kaum dazu verwenden, z.B. die „Akzeptanz“ gezielt zu steigern, wenn man beabsichtigt, wilde Tiere sich wieder ausbreiten zu lassen. Es hilft einem aber zu verstehen, was dabei in der Gesellschaft geschieht. Man begreift auf diese Weise auch besser, was die Tiere (oder die Pflanzen, die Steine...) mit der Landschaft „machen“. Manche Tiere machen, wie gesehen, die Wildnis wilder, manche machen sie erst zur Wildnis, andere sind dafür bedeutungslos. Solches Wissen wiederum hilft einem zu verstehen, was Wildnis überhaupt ausmacht – dass es um etwas anderes und weit komplexeres geht als um „natürliche Dynamik“, dass es auch sehr verschieden ist, worum es da geht, dass es andere Arten von Wünschen sind, die uns das Gebirge, andere, die uns den Dschungel, wieder andere, die uns den Urwald verlockend erscheinen lassen. Und diese Art von Analyse könnte letztlich auch helfen zu verstehen, warum so viele gutgemeinte Projekte auf Widerstand stoßen, etwa weil das, was für die „Experten“, die das Problem mit Begriffen wie „natürliche Dynamik“ zu erfassen versuchten, „sekundäre Wildnis“ ist, für andere einfach Verwilderung ist und damit etwas ganz anderes.

Literatur

SEIFFERT, Helmut (1983):

Einführung in die Wissenschaftstheorie. Bd. 2: Geisteswissenschaftliche Methoden: Phänomenologie – Hermeneutik und historische Methode – Dialektik. München, Beck.

STRASSER, Stephan (1964):

Phänomenologie und Erfahrungswissenschaft vom Menschen. Grundgedanken zu einem neuen Ideal der Wissenschaftlichkeit. Phänomenologisch-Psychologische Forschungen, Bd. 5. Walter de Gruyter & Co., Berlin.

WEBER, Max (1956):

Die „Objektivität“ wissenschaftlicher Erkenntnis. In: Ders.: Soziologie. Weltgeschichtliche Analysen. Politik. Alfred-Kröner-Verlag, Stuttgart. 186-262.

Anschrift der Verfasser(-innen):

Stud. Ing. Birgit Elitzer
 Stud. Ing. Anne Ruff
 Prof. Dr. Ludwig Trepl
 Dipl.-Ing. Vera Vicenzotti
 Lehrstuhl für Landschaftsökologie
 der Technischen Universität München
 Wissenschaftszentrum Weihenstephan
 für Ernährung, Landnutzung und Umwelt
 Am Hochanger 6
 85350 Freising

Alexander THOMKA, Hans KÖGL

Wirtschaftlichkeit der Offenhaltung von Schutzgebieten durch extensive Tierhaltungsverfahren nach der Reform der Gemeinsamen Agrarpolitik

Profitability of low-intensity grazing in protected areas after the Mid-Term-Review of the Common Agricultural Policy in 2003

Zusammenfassung

Vorgelegt werden Erkenntnisse aus einem Forschungsprojekt zur ökonomischen Bewertung von verschiedenen Pflegeszenarien mit landwirtschaftlichen Nutztieren in einem Naturschutzgebiet in Unterfranken, Bayern. Es wird anhand einer detaillierten betriebswirtschaftlichen Erfolgsrechnung für Mutterkuh-, Hüte-/Wanderschaf-, Koppelschaf- und Koppelziegenhaltung gezeigt, dass sich durch die Änderungen der Gemeinsamen Agrarpolitik von 2003 (Mid-Term-Review der GAP) eine zum Teil drastische Verschlechterung der Rentabilität der Tierhaltung ergibt. Kurz- und mittelfristig könnte das zur Einstellung und damit zum Wegfall der bisherigen Verfahren im Naturschutz und dem Offenlandmanagement führen. Den Schwerpunkt des Beitrags bildet die Diskussion der sich durch die Änderung der politischen Rahmenbedingungen ergebenden Förderansprüche für Tierhaltungsverfahren in kleinstrukturierten Agrarräumen, sofern die ökologischen Leistungen der Weideverfahren in künftigen Agrarumwelt-, Vertragsnaturschutz oder anderen Offenlandprogrammen genutzt werden sollen.

Summary

The article presents findings of a research project regarding the economic assessment of landscape conservation management scenarios by pasture measures with various domestic species in a protected area in north-western Bavaria, Germany. By the means of a detailed income statement for various herd sizes of cattle ranching, sheep break feeding and paddock grazing of sheep and goats the consequences of the Mid-Term-Review of the Common Agricultural Policy (CAP) of 2003 are outlined. It becomes evident that subsidised animal husbandry loses a great part of its profitability and may be bound to be abandoned in the near future. That would mean a loss of ecologically desirable management measures in open and half-open landscapes. The article focuses on the discussion of resulting subsidy requirements in small scale agriculture regions under the conditions of the reform of the CAP since it is assumed that animal husbandry may play a role in future agrienvironmental programmes.

Inhalt

1. Einleitung	63
2. Reform der Gemeinsamen Agrarpolitik – die Mid-Term-Review von 2003	64
2.1 Inhalte der Reform	64
2.2 Auswirkungen der Reform auf bislang subventionierte Tierhaltung	66
3. Erfolgsrechnung für Tierhaltungsverfahren	66
3.1 Theoretisches Konzept	66
3.2 Erhebung der Daten	67
3.3 Das agrarstrukturelle Umfeld	67
3.4 Ergebnisse: Erfolgsrechnung der Beweidungsvarianten	67
3.3.1 Mutterkuhhaltung und Weidekostenansatz Jungrinderhaltung	69
3.3.2 Hüte- und Wanderschafhaltung	70
3.3.3 Koppelschafhaltung	71
3.3.4 Koppelziegenhaltung	71
3.5 Diskussion der Ergebnisse	72
4. Anforderungen an künftige Programme für Naturschutz und Landschaftspflege, Agrarumwelt- und andere Offenlandprogramme	75
5. Literatur	75

1. Einleitung

Maßnahmen der Gesellschaft zum Schutz der Natur und der Schönheit der Landschaft blicken in Deutschland auf eine lange Tradition zurück, wie HÖNES (2004) eindrucksvoll anhand der Entwicklung des Naturschutzrechts nachweist. Dies macht aber auch deutlich, dass Naturschutz und Landschaftspflege schon immer in erheblichem Maße von den jeweiligen institutionellen Rahmenbedingungen abhängig waren. Da mit der kürzlich erfolgten Reform der Gemeinsamen Europäischen Agrarpolitik ein erheblicher Wechsel der Rahmenbedingungen für Tierhaltungsverfahren eingetreten ist, soll untersucht werden, welche Konsequenzen sich daraus für die Offenhaltung von geschützten Standorten durch extensive Beweidungen ergeben könnten.

Unsere Überlegungen stützen sich auf ein mathematisches Modell, das zur Evaluierung von Managementverfahren für ökologisch wertvolle Standorte entwickelt wurde (KLEYER et al. 2005, SCHRÖDER et al. 2004). Dieses Modell versucht einen „optimalen Kompromiss“ zwischen naturschutzfachlichen Zielen und den dafür verfügbaren Finanzmitteln der öffentlichen Hand herzustellen. Konkret geschieht dies durch die „Vorhersage des lokalen und regionalen Aussterberisikos für

Fauna und Flora bei (verschiedenen) Managementsystemen [...] [zur] Erhaltung halboffener Landschaften bei möglichst geringen Kosten“ (KLEYER et al. 2005). Hierbei versteht man unter Managementsystemen die zeitlich und räumlich differenzierte Abfolge von möglichen Pflegeverfahren in einem konkreten Schutzgebiet.

In der Folge konnte dieses Modell um weitere Tierhaltungsverfahren und zwar Mutterkuhhaltung und Jungrinderbeweidung sowie Hüte- und Koppelschafhaltung erweitert werden (KÖGL und THOMKA, 2005). Da im Modell verschiedene Verfahren der Kosten-Leistungsrechnung verwendet werden, können auch die Auswirkungen der Reform der Gemeinsamen Agrarpolitik im Hinblick auf die zukünftige Wirtschaftlichkeit der Beweidung von geschützten Standorten untersucht werden. Im Wesentlichen geht es hier um die Frage, wie sich die Einstellung der Landwirte gegenüber extensiven Tierhaltungsverfahren entwickeln wird, nachdem Produktion und Prämienzahlungen „entkoppelt“ wurden.

Aufgrund von allgemeinen ökonomischen Überlegungen könnte man zunächst davon ausgehen, dass wahrscheinlich in Zukunft, vor allem in den kleinräumig strukturierten Agrarräumen im Süden und Westen Deutschlands, mit einem Rückgang der extensiv gehaltenen Wiederkäuer zu rechnen ist. Wenn diese Vermutung zuträfe, dann müssten Landwirte einen zusätzlichen Anreiz haben, um weiterhin mit Rindern, Schafen oder Ziegen die Offenhaltung von ökologisch wertvollen Flächen zu betreiben. Die Berechnung und Begründung dieser Fördersätze ist der Schwerpunkt der folgenden Darstellungen.

Ein Überblick zu den Änderungen der letzten Agrarreform in Kapitel 2 führt zur wirtschaftlichen Erfolgsrechnung der Tierhaltungsverfahren in Kapitel 3. Dort wird zuerst die landwirtschaftliche Situation in der Region um das Untersuchungsgebiet Naturschutzgebiet Hohe Wann, Landkreis Hassberge, Bayern, dargestellt, um die Auswahl der Tierzahl und Herdengröße zu begründen. Anschließend erfolgen Darstellung des Rechenganges und Präsentation der Ergebnisse. Diese werden vergleichend diskutiert, und in Kapitel 4 werden schließlich einige Gedanken zu den Anforderungen künftiger Programme für Landwirtschaft, Landschaftspflege und Naturschutz formuliert.

2. Die Reform der Gemeinsamen Agrarpolitik – die Mid-Term-Review von 2003

Die GAP zu reformieren war für den Erfolg weiterer Verhandlungen in der Welthandelsorganisation (WTO) und bedingt durch die EU-Osterweiterung ein notwendiger Schritt, um im internationalen Kontext eine Bereinigung der globalen Marktbedingungen bzw. in den europäischen Dimensionen der erweiterten Union eine nachhaltige Finanzierbarkeit des Agrarbudgets im EU-Haushalt zu gewährleisten.

2.1 Inhalte der Reform

Im Mittelpunkt der Reform steht die „Entkopplung“, zu verstehen als die Entkopplung der Direktzahlungen von der Produktion. Die wesentlichen Bestimmungen hierzu sind ausführlich beschrieben in den Ratsverordnungen (EG) 1782/2003 und den zugehörigen EG-Durchführungsverordnungen (EG)

795/2004 und 796/2004 sowie in den nationalen Gesetzen zur Umsetzung der Reform der GAP (BGBl. 2004 I, Nr. 38, S. 1763-1775) und zur Änderung des Betriebsprämienführungsgesetzes (BGBl. 2004 I, Nr. 39, S. 1861-1864).

In Deutschland haben sich Bund und Länder darauf verständigt, zunächst das so genannte Kombinationsmodell anzuwenden. Dabei werden zwei mögliche Wege der Verteilung der entkoppelten Direktzahlungen kombiniert. Ein Teil wird nach den Prinzipien des Standardmodells, auch Historisches Modell genannt, zugewiesen. Hier bestimmt die Höhe der in der Vergangenheit erhaltenen Direktzahlungen die Höhe der zukünftig gewährten Direktzahlungen. Der andere Teil der entkoppelten Direktzahlungen wird nach den Grundsätzen des Regionalmodells verteilt. Hierbei werden gleichmäßig hohe Hektarprämien ausgewiesen. In Deutschland entspricht der Begriff der Region praktisch einem Bundesland. Der Umfang der Fläche, über die ein Betrieb zu einem gegebenen Zeitpunkt verfügt, bestimmt die Gesamtsumme der dem Betriebsinhaber zugewiesenen entkoppelten Direktzahlungen.

Die konkrete Anwendung des Kombinationsmodells ist in der so genannten Betriebsprämienregelung festgehalten. Dabei wird auf Länderebene von der jeweils zuständigen Behörde zunächst ein Referenzbetrag ermittelt. Dieser setzt sich zusammen aus einem betriebsindividuellen Betrag und einem flächenbezogenen Betrag. Für die Berechnung der betriebsindividuellen Prämie kommt dabei das Standardmodell zur Anwendung, das Regionalmodell für die flächenbezogene. Einen allgemeinen Überblick bietet Abbildung 1.

In die Berechnung des betriebsindividuellen Betrags fließt nur ein Teil der entkoppelten Direktzahlungen ein, unter anderem die Sonderprämie für männliche Rinder, die Schlachtpremie für Kälber, Mutterkuh- und Mutterschafprämie, 50 Prozent der Extensivierungsprämie sowie die Milchprämie. Bei der Tierprämienermittlung multipliziert man die durchschnittliche Zahl der Tiere, für die in den Jahren 2000 bis 2002 eine bestimmte Direktzahlung gewährt wurde mit dem Prämienbetrag des Jahres 2002. Ähnlich wird bei der Milchprämie verfahren: Multiplikation der am 31.03.2005 dem Betrieb zur Verfügung stehenden einzelbetrieblichen Referenzmenge mit dem für das jeweilige Jahr vorgesehenen Ausgleich (2005: 2,368 ct/kg Milch). Dieser betriebsindividuelle Betrag wird dann dem flächenbezogenen Betrag als sog. Top-Up (=Aufschlag) zugerechnet.

Zur Berechnung des flächenbezogenen Betrages nach dem Regionalmodell wird das nach Abzug der Summe der Betriebsprämien verbleibende Prämienvolumen gleichmäßig auf die im jeweiligen Jahr gemeldete beihilfefähige Fläche der entsprechenden Region verteilt. Das deutsche Entkopplungsmodell unterscheidet dabei noch zwischen Dauergrünland und Ackerland, wie Tabelle 1 zeigt.

Für die Festlegung der Art der Prämie, Acker oder Grünland, gilt der 15.05.2003 als Stichtag: je nach Deklaration der Flächennutzung als Grünland oder Ackerland ist der Flächenbewirtschafteter prämieneberechtigt.

Im Kombinationsmodell bildet schließlich die Summe aus betriebsindividuellem und flächenbezogenem Betrag den nicht wieder zerlegbaren Zahlungsanspruch des Betriebes.

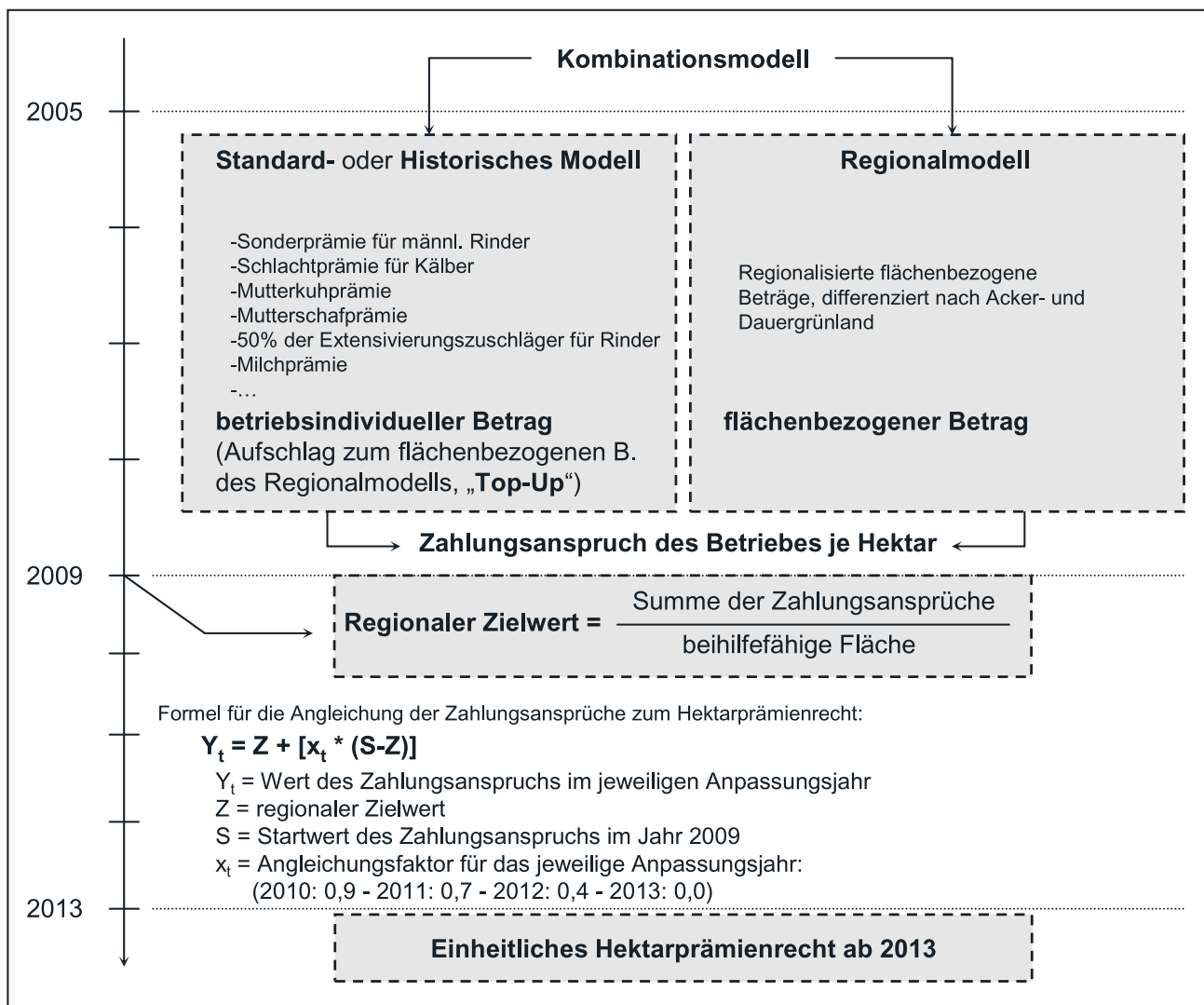


Abbildung 1: Zeitliche Übersicht zum Verlauf der Agrarreform nach der Mid-Term-Review 2003 (vereinfacht nach BMVEL 2005)

Bis zum Jahr 2013 soll das Kombinationsmodell in ein Regionalmodell mit einheitlichen Zahlungsansprüchen je Hektar beihilfefähiger Fläche überführt werden. Dieser Übergang erfolgt in einer Angleichungsphase von 2010 bis 2013. Ein so genannter Zahlungsanspruch wird aus der Verrechnung von betriebsindividueller und flächenbezogener Prämie ermittelt und auf einen Hektar beihilfefähige Fläche bezogen. Im Jahre 2009 wird für jede Region aus der Verteilung der Summe der Zahlungsansprüche auf die beihilfefähige Fläche der Region ein so genannter Regionaler Zielwert errechnet. Dadurch ergibt sich für einen Zahlungsanspruch eine positive oder negative Differenz zum Zielwert. In den Jahren 2010 bis 2013 wird diese Differenz schrittweise abgebaut: 2010 um 10 Prozent, 2011 um 30, 2012 ebenfalls um 30 und schließlich 2013 um die restlichen 40 Prozent. Am Ende der Angleichungsphase haben dann alle Zahlungsansprüche einer Region einen einheitlichen Wert je Hektar.

2.2 Auswirkungen der Reform auf bislang subventionierte Tierhaltung

Entkopplung im Falle der Tierhaltung bedeutet, dass nicht mehr die Tierhaltung als solche für den Erhalt der Prämie nachgewiesen werden muss, wohl aber eine Mindestpflege aller Betriebsflächen, einschließlich derer, die bisher für die Tierhaltung genutzt wurden. Die Bedingungen, die generell an den

Tabelle 1: Beispiele für regionale flächenbezogene Beträge in Deutschland.

Bei den Angaben handelt es sich um Schätzwerte; die endgültige Höhe der flächenbezogenen Beträge hängt vom Umfang der 2005 angemeldeten beihilfefähigen Fläche ab. Abzüge wegen Modulation und nationaler Reserve wurden nicht berücksichtigt. Der Wert der einzelnen Zahlungsansprüche ergibt sich erst, wenn auch die betriebsindividuellen Beträge als Top-up auf die Zahlungsansprüche verteilt worden sind und diese die flächenbezogenen Beträge entsprechend erhöhen. (Quelle: BMVEL 2005, Auszug)

Region	2005		2013 einheitl. Prämie	
	[€/ha]	Grünland		Ackerland
Baden-Württemberg		56	317	302
Bayern		89	299	340
Brandenburg/Berlin		70	274	293
Hessen		47	327	302
Mecklenburg-Vorpommern		61	316	322

Erhalt der Betriebsprämien gebunden sind, sind unter dem Begriff der Cross-Compliance-Regelungen niedergelegt. Speziell dazu gibt es seit kurzem Ausarbeitungen der Bundesländer (vgl. BayStMLF 2005), wo sehr detailliert auf die betrieblichen Konsequenzen eingegangen wird.

In der wissenschaftlichen Agrarökonomie herrscht Konsens darüber, dass eine quantitative Vorhersage von zusätzlich durch die Reform induzierten strukturellen Änderungen im Agrarsektor mit großen Unsicherheiten behaftet ist. Da die Prämienrechte jedoch grundsätzlich handelbar sind, dürften wenigstens die Anreize zum Ausstieg aus der Produktion gestiegen sein, da weniger effiziente Betriebe mit einem Verkauf dieser Rechte ihre Ausstiegskosten aus der Landwirtschaft kompensieren könnten (HENNING 2003). Als eine wichtige Schlüsselgröße wird in diesem Zusammenhang der Anteil der Kapitalkosten (Fixkosten) an den betrieblichen Gesamtkosten betrachtet (vgl. HENNING 2003, HENNING et al. 2004, GAY et al. 2004). Dieser Sachverhalt trifft vorrangig auf Futterbaubetriebe zu und hier vor allem auf die fleischerzeugenden Betriebe wie Mutterkuhhalter, Bullenmäster und auch Schafhalter (GAY et al. 2004); je niedriger die Fixkosten, um so schneller wird wahrscheinlich der Ausstieg erfolgen. Die Berechnungen von FAULHABER (2005) für Mutterkuhhalter in Bayern für die Wirtschaftsjahre 2002/03 und 2003/04 rechtfertigen diese Prognose durch die Feststellung, dass oftmals über 50% der Betriebserlöse aus Prämienzahlungen stammen.

Auf der anderen Seite gibt es aber auch Stimmen (vgl. dazu HENNESSY & THORNE 2005 und die dort zitierten Autoren), die von einer deutlich geringeren Verminderung des Produktionsvolumens nach der Entkopplung ausgehen und dies durch Untersuchungen aus Irland belegen, wo Landwirte ihre Produktionsentscheidungen weniger von aktuellen oder zu erwartenden Rentabilitätswerten abhängig machen als dies anhand der Ergebnisse von Gewinnmaximierungsmodellen erwartet wurde (HENNESSY & THORNE 2005). In Abhängigkeit von der Wirtschaftlichkeit des Betriebes, der Betriebsgröße und den außerlandwirtschaftlichen Erwerbsmöglichkeiten wird dort mit einer gewissen Neigung zur innerbetrieblichen „Quersubventionierung“ von nicht mehr rentablen Betriebszweigen gerechnet, wobei kleinere und weniger erfolgreiche Betriebe mit alternativen Erwerbsmöglichkeiten eine höhere Ausstiegsneigung zeigen.

Da diese Situation – Dominanz von Nebenerwerbsbetrieben – auch auf unsere Studie zutrifft, kann gefolgert werden, dass für Naturschutz, Landschaftspflege und Offenhaltung von Landschaften mittels landwirtschaftlicher Tierhaltung, in Zukunft auf Freiwilligkeit basierende regionale Agrarumwelt- und Vertragsnaturschutzprogramme eine höhere Bedeutung haben werden. Sehr viel hängt hier aber von der Ausgestaltung der neuen Maßnahmen und Programme ab, die ab 2007 im Rahmen der so genannten ELER-Verordnung (Verordnung für den Fonds zur Entwicklung der ländlichen Räume, EU 1698/2005) eingeführt werden.

3. Erfolgsrechnung für Tierhaltungsverfahren

Die betriebswirtschaftlichen Rechengänge berücksichtigen die agrarstrukturellen Gegebenheiten des Untersuchungsgebietes, beziehen aber auch größer angelegte fiktive Modellbetriebe ein, damit aufgezeigt werden kann, welche Kostenwirkung von umfangreicheren Tierbeständen im Betrieb ausgeht. Diese so genannte Kostendegression, die auf Skaleneffekten beruht, ist für größere Projekte wie beispielsweise Landschaftspflegehöfe von großer Bedeutung.

3.1 Theoretisches Konzept

Die Bereitschaft eines Landwirtes, mit seinen Tieren ökologisch wertvolle Flächen zu nutzen, wird durch den damit erzielbaren Gewinn bestimmt. Dies kann als das Grundprinzip gelten, wenn man einmal davon absieht, dass die zuständigen Behörden selber oder andere Non-Profit-Einrichtungen die Tierhaltung übernehmen. So einfach dieses Prinzip auf der einen Seite ist, so schwierig kann es aber im Einzelfall sein, die tatsächlichen Gewinnbeiträge eines Betriebszweiges zu berechnen. Da auf die Ursachen dieser Schwierigkeiten (unvollkommene Information, unterschiedliche Nutzen-, Wert- und Kostenansätze, Existenz von Gemeinkosten usw.) hier nicht weiter eingegangen werden kann, soll wenigstens darüber Klarheit hergestellt werden, welche Kosten und Erlöse, aus deren Differenz sich dann der Gewinn ergibt, hier für die Tierhaltung festgelegt worden sind.

Methodisch kann die Ermittlung der Gewinne auf verschiedene Arten erfolgen; üblich sind die Auswertung von betrieblichen Aufzeichnungen oder die Kalkulationen mit standardisierten Daten. Hier wurde eine Kombination von beiden verwendet, indem Landwirte aus der Region befragt wurden und fehlende Information durch Normwerte ersetzt wurden. Aus der Unterschreitung von fiktiven Einkommenszielen – verwendet wird die Entlohnung der Arbeit mit einem ortsüblichen Lohnansatz von 12,35 € je Stunde (siehe dazu „Verrechnungssätze für Maschinen und Betriebshilfringe in Franken“¹⁾ – wird ein Förderanspruch²⁾ je Hektar Pflegefläche abgeleitet, der als Orientierungsgröße für die Wirtschaftlichkeit der Beweidung zu verstehen ist. Er gibt gleichzeitig Auskunft darüber, mit welchen Kosten in Agrarumwelt-, Vertragsnaturschutz-, Landschaftspflege- oder Offenhaltungsprogrammen nach der reformierten Agrarpolitik zu rechnen wäre, damit diese langfristig akzeptiert werden und die gewünschten Ergebnisse liefern.

3.2 Erhebung der Daten

Die Daten bezüglich der Gestaltung und der Kostenermittlung der Produktionsverfahren (Futterbau und Tierhaltung) basieren weitgehend auf Veröffentlichungen des Kuratoriums für Technik und Bauwesen in der Landwirtschaft (KTBL). Ortspezifische Abweichungen davon wurden in Gesprächen mit vier unmittelbar an der Pflege im Untersuchungsgebiet beteiligten Landwirten festgestellt. Die Besonderheiten der Agrarstruktur wurden mittels einer beim Statistischen Landesamt Bayerns in Auftrag gegebenen Sonderauswertung auf Gemein-

¹⁾ Mit freundlicher Unterstützung der Unteren Naturschutzbehörde des Landkreises Hassberge

²⁾ „Förderanspruch“ wird, um Missverständnissen vorzubeugen, im Kontrast zu dem mit der GAP-Reform eingeführten Begriff „Zahlungsanspruch“ verwendet und bezieht sich auf eine Prämienzahlung aus freiwilligen Programmen wie etwa Agrarumwelt- oder Vertragsnaturschutzprogrammen.

deebene abgedeckt und durch die InVeKoS³⁾-Daten des Jahres 2004⁴⁾ ergänzt. Die verwendeten Preise entsprechen dem Stand des Jahres 2004.

Sonstige Informationen, beispielsweise die mengenmäßigen Futtererträge, ihr energetischer Futterwert, tierische Leistungen und Masenzuwächse entstammen Standardwerken (JEROCH et al. 1999, KIRCHGESSNER 1997, MÄHRLEIN 1993, OPITZ von BOBERFELD 1994).

3.3 Das agrarstrukturelle Umfeld

Die Kenntnis der Agrarstruktur ist deshalb wichtig, weil davon wegen des Zusammenhangs zwischen der Höhe der Produktionskosten und der Einkommenskapazität der landwirtschaftlichen Betriebe auch das Interesse an der Pflege von (Naturschutz-)Flächen durch Beweidung abhängt.

Gemäß BayStMLF (2003) entsprach im Jahr 2003 in Unterfranken der Anteil der Erwerbstätigen in der Land- und Forstwirtschaft mit 3,8% genau dem bayerischen Durchschnitt; der Anteil der Bruttowertschöpfung aus der Landwirtschaft lag mit 2% aber über dem bayerischen Durchschnitt von 1,3%. In Bezug auf den strukturellen Wandel in der Landwirtschaft, gemessen durch die jährliche Verringerung der landwirtschaftlichen Betriebe, weist Unterfranken im Zeitraum von 1991 bis 2001 mit einer Betriebsaufgaberrate von 33,4% den höchsten Wert aller Regierungsbezirke auf; der bayerische Durchschnitt beträgt 26,3%. Daraus resultiert einerseits ein beschleunigtes Wachstum von besonders großen Betrieben im nördlichen Unterfranken (über ein Drittel der gesamten landwirtschaftlichen Nutzfläche wird von Betrieben mit mehr als 100 Hektar bewirtschaftet). Andererseits weist Unterfranken mit 71% den überhaupt höchsten Anteil von Nebenerwerbslandwirten in Bayern auf. Das erklärt, warum etwa zwei Drittel der Betriebe nicht größer als 20 Hektar sind.

Noch stärker als die Zahl der Betriebe haben sich im Zeitraum 1991 bis 2001 die Zahl der Halter von Milchkühen (minus 69%) und der Bestand an Milchkühen (minus 36%) verringert. Als Hauptursachen werden ungünstige Betriebsstrukturen und ungünstige örtliche Siedlungsbedingungen aber auch das Ausweichen auf Alternativen (Sonder- und Dauerkulturen entlang des Maintals, z.B. Weinbau) genannt.

In ähnlicher Weise ist auch die Rindermast zurückgegangen und zwar seit 1988 um etwa 54% von 86.000 auf 40.000 Stück.

Die in der intensiven Rinderhaltung freigewordenen Grünlandflächen wurden nur zu einem geringen Teil durch extensive Rinder-, Schaf- und/oder Ziegenhaltung genutzt. Mutterkühe werden vor allem in Nebenerwerbsbetrieben gehalten, was

Tabelle 2: Entwicklung der Halterzahl und der Tierbestände im Untersuchungsgebiet. Quelle: 1988 bis 2001: Statistisches Landesamt Bayern, Sonderauswertung 2004.

	1988	1990	1992	1994	1996	1999	2001	Dez., 2004 ¹
Halter	1	2	14	16	18	18	19	13
Mutterkühe	0	0	75	113	104	140	161	142
Mutterkühe/Halter	-	-	5,4	7,1	5,8	7,8	8,5	10,9
Halter	46	50	43	42	31	24	27	12
Schafe	769	641	562	686	634	906	968	578
Schafe/Halter	16,7	12,8	13,1	16,3	20,5	37,8	35,6	48,2

¹ Dezember 2004: INVEKOS-Daten, BayStMLF (2004)

auch bei den eigenen Untersuchungen festgestellt werden konnte (vgl. ebenso FAULHABER 2005).

Im Untersuchungsgebiet, das die Gemeinden Königsberg i. Bayern, Haßfurt und Zeil am Main umfasst, lässt sich die Entwicklung von Schaf- und Rinderhaltung anhand der Zahlen in Tabelle 2 beschreiben.

Ob der in der Tabelle auftretende Unterschied zwischen 2001 und 2004 tatsächlich einen Trendwechsel darstellt oder nur auf den unterschiedlichen Erhebungsmodus beruht, kann hier nicht entschieden werden. Es scheint aber doch so zu sein, dass sich bisher die Zahlen der Halter und Tiere bei Mutterkühen (Zunahme) und Schafen (Abnahme) entgegengesetzt entwickelt haben. Die durchschnittliche Bestandsgröße von etwa 8 bis 11 Mutterkühen pro Halter lässt stark vermuten, dass es sich um ehemalige Milchviehbetriebe handelt, die nun ihre vorhandenen technischen Kapazitäten im Nebenerwerb mit Mutterkühen nutzen⁵⁾. Damit dürfte zwar aus technischer Sicht ein gewisses Aufstockungspotential für Mutterkühe vorhanden sein, jedoch wird dessen Realisierung entscheidend von der künftigen Zahlung von Pflegeprämien abhängen.

3.4 Ergebnisse: Erfolgsrechnung der Beweidungsvarianten

Zur Ermittlung der Gewinnlage werden zwei unterschiedliche Kostenrechnungsarten angewandt: eine Teilkostenrechnung als Deckungsbeitragsrechnung und die Vollkostenrechnung, jedoch ohne eine Zuteilung von betrieblichen Gemeinkosten. Bei der Beweidung durch Jungrinder wird eine zusätzliche Variante der Teilkostenrechnung verwendet, die als Weidekostenrechnung bezeichnet wird. Hierbei werden lediglich die Kosten berücksichtigt, die sich aus der Weideführung und -haltung ergeben, die Betriebsmittelkosten werden im Unterschied zur Teilkostenrechnung nur anteilig auf die Weideperiode umgelegt, Erlöse werden nicht herangezogen. Die Weidekostenrechnung soll die Sichtweise von Milchviehbetrieben wiedergeben, die planen, ihre weibliche Nachzucht im zweiten Jahr auf Extensivstandorten zu halten. Die Bezugsgröße der Produktionseinheit PE ist eine Aggregation von Muttertier, durchschnittlichem weiblichem und männlichem Nachwuchs pro Jahr und männlichem Tier.

³⁾ Das Integrierte Verwaltungs- und Kontrollsystem für bestimmte gemeinschaftliche Beihilferegelungen wurde mit der Verordnung EU 3887/92 eingeführt. Es erlaubt den rechnergestützten Kontrollabgleich zur Vermeidung von Doppel- oder Mehrfachförderung von Tieren und Flächen in Landwirtschaftsbetrieben.

⁴⁾ Die InVeKoS-Daten 2004 wurden freundlicherweise vom Bayerischen Staatsministerium für Landwirtschaft und Forsten zur Verfügung gestellt.

⁵⁾ Diese Vermutung bestätigten auch die befragten Landwirte. FAULHABER (2005) beschreibt diese Entwicklung ebenfalls

Tabelle 3: Maschinenbesatz eines Futterbaubetriebes bis 50 Hektar, 50 Mutterkühe oder 500 Mutterschafe
(Quelle: eigene Berechnungen nach KTBL 2002a,c)

Maschinen	Anfangswert (€)	Nutzungsdauer (Jahre)	Abschreibung für Abnutzung (€/Jahr)	Zinsen (i = 3,5%) (€/Jahr)
Schlepper, 45 kW	25000	12	2083	474
Kreiselmäherwerk	2600	10	260	50
Kreiselzettwender	3800	14	271	71
Kreiselschwader	2600	14	186	49
Rundballenpresse	20200	10	2020	389
Mineraldüngerstreuer	1500	10	150	29
Düngerstreuer	9400	10	940	181
Schleudertankwagen ¹	4900	10	490	94
E-Tauchpumpe ¹	5400	10	540	104
Summe jährlicher Kosten	---	---	6940	1441

¹ gilt nur für Mutterkühe, wird bei Schafhaltung nicht berücksichtigt

Bei der Teilkostenrechnung werden nur die variablen Spezialkosten berücksichtigt. Sie sind unmittelbar an das Verfahren der Tierproduktion gebunden und setzen sich aus disproportionalen und proportionalen Spezialkosten zusammen. Erstere enthalten variable Maschinen- und Gerätekosten, die durch Stall- und Weidewirtschaft anfallen, während letztere all die Kosten enthalten, die unmittelbar dem einzelnen Tier zuzurechnen sind: sämtliche Futterkosten (Winter-, Mineral-, Kraftfutter), Tierarzt-, Energie- und Wasser-, Mistausbringungs- sowie Vermarktungskosten. Im Falle der Winterfutterwerbung lassen sich die Futterenergiekosten (€/MJME⁶⁾ aus der Division der Kosten der Arbeitsgänge (Düngen, Mähen, Wenden, Schwaden, Pressen) durch den Energieertrag ermitteln. Bezüglich des Sommerfutters fallen Futterenergiekosten nicht ex-

plizit an. Hier sind nämlich jene Weidemanagementkosten von Belang, die aus dem Arbeitsbedarf während der Weideperiode anfallen. Die Tiere werden zum Futter geführt und müssen vor Ort betreut werden (Zaun, Elektroanlage, Wasser, Umtriebe, tägliche Tierkontrolle und gegebenenfalls Pferch- und Koppelleinzäunung). Die genannten Kostenpositionen reichen aus, um den Deckungsbeitrag zu ermitteln, der wiederum zur Berechnung der Entlohnung der eingesetzten Arbeit herangezogen wird, indem Deckungsbeitrag durch Arbeitsaufwand dividiert wird.

Langfristig kann ein Betrieb nur existieren, wenn er eine volle Deckung der Gesamtkosten durch die Erlöse erzielt. Für die hier gemachten Untersuchungen ist die Vollkostenrechnung insofern wichtig, als Aussagen darüber gemacht werden, welche Kosten langfristig von einem Betrieb zu bewältigen sind, vor allem dann, wenn vorhandene Maschinen und Gebäude ersetzt werden müssen. Der Betrieb wird nur dann (re)investieren, wenn er davon ausgeht, dass sein Kapitaleinsatz entlohnt wird. Bei der Berechnung der Maschinenkosten wurde der Empfehlung des KTBL (2002 a,c) zur Betriebsplanung gefolgt und der in Tabelle 3 dargestellte Maschinenbesatz gewählt.

Die jährlichen Gebäudekosten für Mutterkühe und Schafe wurden ebenfalls nach KTBL (2002 a,c) berechnet. Maschinenkosten und Gebäudekosten werden auf eine Produktionseinheit (PE) umgelegt. Vom Deckungsbeitrag subtrahiert und durch den Arbeitsaufwand pro PE dividiert, ergibt sich die Arbeitsverwertung bei Vollkosten.

Als Erfolgsgröße wird die Arbeitsverwertung betrachtet (siehe Kapitel 3.1). Sie kann somit



Abbildung 2: Mutterkuhhaltung (im Allgäu)
(Foto © Johannes Müller)

⁶⁾ € je Megajoule umsetzbare Energie (metaboizable energy, ME)

unmittelbar als Rentabilitätsmesszahl herangezogen werden. Aus diesem Grund wurde für die Arbeitsverwertung der einzelnen Verfahren ein zusätzlicher Rechenschritt gemacht, der einen so genannten kalkulatorischen Förderanspruch ausweist, der auf der Differenz von dem Standard-Stundensatz von €12,35 und der berechneten Arbeitsverwertung beruht. Dieser kalkulatorische Förderanspruch⁷⁾ wird nur ausgewiesen, wenn die Differenz Arbeitsverwertung minus Standard-satz kleiner Null ist. In nachfolgenden Tabellen ist die Erfolgsrechnung vor und nach der Reform der Gemeinsamen Agrarpolitik dargestellt. Bis auf den Wegfall der Tierprämien bleiben alle anderen Rechengrößen für die Kalkulation nach der GAP-Reform unverändert. Die Flächenprämien bleiben bestehen, soweit es sich um Zuwendungen aus dem bayerischen Kulturlandschafts- bzw. dem Vertragsnaturschutzprogramm handelt.

3.4.1 Mutterkuhhaltung und Weidekostenansatz Jungrinderhaltung

Die durchschnittliche Herdengröße im Untersuchungsgebiet liegt bei etwa 10 Mutterkühen, die Berechnungen (Tabellen 4, 5) wurden jedoch auch für größere Tierzahlen durchgeführt, um zu veranschaulichen, welche Kostendegressionen bei größeren Herden möglich sind.

Bei den Berechnungen für die gekoppelten Direktzahlungen vor der Reform fällt auf, dass jene, die zu Teilkosten rechnen, diese auch vollständig decken. Geht man jedoch einen Schritt weiter zur Vollkostenrechnung, dann wird ersichtlich, dass erst ab Beständen von über 50 PE eine Kostendeckung stattfindet.

Die Szenarien für die entkoppelten Prämien zeigen, dass die verfahrensbedingten Teilkosten erst ab mehr als 40 PE gedeckt sind. Bei der Vollkostenrechnung hingegen wird der Anreiz zur Tierhaltung bei mindestens ca. 400 €/ha liegen

Tabelle 4: Erfolgsrechnung für die Mutterkuhhaltung pro Produktionseinheit für unterschiedliche Herdengrößen vor der Reform der Gemeinsamen Agrarpolitik (Quelle: Eigene Berechnungen und nach KTBL 2002a,b)

Mutterkühe	Herdengröße	10	20	30	40	50
Markterlös	[€/PE]	510				
Tierprämien	[€/PE]	328				
Flächenprämien	[€/PE]	146				
Summe Erlöse	[€/PE]	984	984	984	984	984
Proportionale Spezialkosten	[€/PE]	361,50	361,50	361,50	361,50	361,50
Disproportionale Spezialkosten	[€/PE]	107,54	65,45	51,64	44,93	41,06
Deckungsbeitrag (DB)	[€/PE]	515	557	571	577	581
Teilkosten: Arbeitsverwertung	[€/Stunde]	14,78	21,46	25,60	28,25	30,09
Stundensatz	[€/Stunde]	12,35	12,35	12,35	12,35	12,35
Arbeitsaufwand	[Stunden/PE]	34,83	25,95	22,29	20,44	19,31
Kalkulatorischer Förderanspruch	[€/ha]	0,00	0,00	0,00	0,00	0,00
Maschinenkosten	[€/PE]	644,73	322,37	214,91	161,18	128,95
Gebäudekosten	[€/PE]	280,91	245,70	227,19	214,91	205,84
Summe Fixkosten (Kf)	[€/PE]	926	568	442	376	335
Arbeitseinkommen (DB-Kf)	[€/PE]	-410,95	-11,29	128,49	201,22	246,39
Vollkosten: Arbeitsverwertung	[€/Stunde]	-11,80	-0,43	5,76	9,84	12,76
Kalkulatorischer Förderanspruch	[€/ha]	575,31	226,90	100,42	35,02	0,00
Weidekostenansatz (weibl. Jungrinder)						
Weidemanagement (Pflege u. Kontrolle)	[€/PE]	87,70	56,88	44,37	38,11	34,36
Gerätekosten	[€/PE]	23,86	26,24	28,86	31,75	34,93
Anteilige Arbeitskosten	[€/PE]	237,39	130,45	86,97	65,23	52,18
Beweidungskosten	[€/ha]	405,18	247,99	186,01	156,86	141,04

Tabelle 5: Erfolgsrechnung für die Mutterkuhhaltung pro Produktionseinheit für unterschiedliche Herdengrößen nach der Reform der Gemeinsamen Agrarpolitik (Quelle: Eigene Berechnungen und nach KTBL 2002a,b)

Mutterkühe	Herdengröße	10	20	30	40	50
Teilkosten: Arbeitsverwertung	[€/Stunde]	5,38	8,84	10,91	12,23	13,15
Kalkulatorischer Förderanspruch	[€/ha]	166,06	83,52	34,22	2,81	0,00
Vollkosten: Arbeitsverwertung	[€/Stunde]	-21,19	-13,05	-8,92	-6,17	-4,19
Kalkulatorischer Förderanspruch	[€/ha]	799,17	605,12	506,71	441,20	394,05

⁷⁾ vgl. auch Fußnote 2

Tabelle 6: Erfolgsrechnung für die Hüte-/Wanderschafhaltung pro Produktionseinheit für unterschiedliche Herdengrößen **vor** der Reform der Gemeinsamen Agrarpolitik (Quelle: Eigene Berechnungen und nach KTBL 2002a,b)

Hüte- / Wanderschafe	Herdengröße	100	200	300	400	500
Markterlös	[€/PE]	113,43				
Tierprämien	[€/PE]	29,00				
Flächenprämien	[€/PE]	46,20				
Summe Erlöse	[€/PE]	189	189	189	189	189
proportionale Spezialkosten	[€/PE]	93,32	93,32	93,32	93,32	93,32
disproportionale Spezialkosten	[€/PE]	11,42	6,79	5,28	4,54	4,11
Deckungsbeitrag (DB)	[€/PE]	84	89	90	91	91
Teilkosten: Arbeitsverwertung	[€/Stunde]	4,29	7,40	9,71	11,54	12,86
Stundensatz	[€/Stunde]	12,35	12,35	12,35	12,35	12,35
Arbeitsaufwand	[Stunden/PE]	19,57	11,96	9,27	7,87	7,09
Kalkulatorischer Förderanspruch	[€/ha]	700,37	262,65	108,48	28,41	0,00
Maschinenkosten	[€/PE]	55,07	27,54	18,36	13,77	11,01
Gebäudekosten	[€/PE]	30,82	23,55	20,12	17,99	16,50
Summe Fixkosten (Kf)	[€/PE]	86	51	38	32	28
Arbeitseinkommen (DB-Kf)	[€/PE]	-2,01	37,43	51,56	59,02	63,69
Vollkosten: Arbeitsverwertung	[€/Stunde]	-0,10	3,13	5,56	7,50	8,98
Kalkulatorischer Förderanspruch	[€/ha]	1081,47	489,30	279,18	169,31	106,06

Tabelle 7: Erfolgsrechnung für die Hüte-/Wanderschafhaltung pro Produktionseinheit für unterschiedliche Herdengrößen **nach** der Reform der Gemeinsamen Agrarpolitik (Quelle: Eigene Berechnungen und nach KTBL 2002a,b)

Hüte- / Wanderschafe	Herdengröße	100	200	300	400	500
Teilkosten: Arbeitsverwertung	[€/Stunde]	2,80	4,98	6,58	7,85	8,77
Kalkulatorischer Förderanspruch	[€/ha]	829,04	391,32	237,15	157,07	112,67
Vollkosten: Arbeitsverwertung	[€/Stunde]	-1,58	0,71	2,43	3,81	4,89
Kalkulatorischer Förderanspruch	[€/ha]	1210,14	617,97	407,85	297,97	234,72

müssen. Das gilt für größere Herden, denn für kleinere Herden von etwa zehn bis 30 PE kann der Förderanspruch auch bis auf das Doppelte anwachsen.

Der Wegfall der Prämien wirkt sich sehr drastisch auf die Arbeitsverwertung aus. Im Fall des Bestandes von 10 Tieren verringert sie sich um fast zwei Drittel. Bei der größten Herde mit 50 Tieren sind es immer noch über 50 Prozent, um die sie sich nach der Reform verschlechtert hat.

Auffällig ist die Diskrepanz zwischen Teil- und Vollkostenrechnung im Szenario vor der GAP-Reform: die Differenz zwischen den Förderansprüchen bei Teil- und Vollkostenrechnung ist bei unter 30 Tieren sehr groß, verringert sich mit zunehmender Tierzahl auf Null. Im Szenario nach der Reform fehlt in der Vollkostenrechnung die Tierprämie, die vorher noch eine positive Arbeitsverwertung ermöglichte.

Das Szenario Weidekosten ist mit den anderen nicht vergleichbar, weil ein anderer Ansatz praktiziert wurde: es sind nur die für die Weideperiode anteiligen variablen Kosten (Zaun, Elektroanlage, Wasser, Umtriebe, tägliche Tierkontrolle und -betreuung) aber keinerlei Erlöse oder Prämien berücksichtigt worden. Dies bedeutet, dass allein die Kosten der Dienstleistung „Beweidung“ berechnet worden sind.

3.4.2 Hüte- und Wanderschafhaltung

Die Erfolgsrechnung der Hüteschafhaltung vor der GAP-Reform zeigt in Tabelle 6, warum bislang Haupterwerbsbetrie-

be typischerweise mehr als 300 Schafe hielten; erst ab dieser Bestandsgröße findet allmählich eine Kostendeckung statt, sowohl bei Teil- als auch bei Vollkostenrechnung. Hüteschafhaltung ist im Nebenerwerb so gut wie nicht praktikierbar, zum einen wegen der Anwesenheitspflicht des/der Schäfers/Schäferin, zum anderen wegen der hohen Tierzahl, ab der eine Rentabilität zu verzeichnen ist.

Tabelle 7 zeigt, dass nach der Reform selbst 500 Tiere zur Deckung der Teilkosten nicht mehr ausreichen.

Mittelfristig wird es wahrscheinlich so sein, dass Umweltleistungen, wie etwa die Biotoppflege und Offenhaltung der Landschaft auf Magerstandorten, nun nicht mehr wie bisher ab Prämien von etwa 100 €/ha (bei 300 Schafen) erbracht werden, Teilkostenbetrachtung vorausgesetzt, sondern ab dem doppelten Betrag, wie das Szenario nach der Reform zeigt. Bei einer Vollkostenkalkulation müssten die erwähnten Beträge ebenfalls verdoppelt werden.

3.4.3 Koppelschafhaltung

Die Koppelschafhaltung beschränkt sich in den Hassbergen auf Nebenerwerbslandwirte und Hobbyhalter. Sie halten ihre Tiere im Hausgarten oder auf Flächen der Nachbarn und kaufen bei Bedarf Grund- und Kraftfutter zu. Die Erfolgsrechnung in den folgenden Tabellen 8 und 9 liefert die Erklärung, warum auch hier erst größere Bestände rentabel sind: ein relativ ho-

Tabelle 8: Erfolgsrechnung für die Koppelschafhaltung pro Produktionseinheit für unterschiedliche Herdengrößen vor der Reform der Gemeinsamen Agrarpolitik (Quelle: Eigene Berechnungen und nach KTBL 2002a,b)

Koppelschafe	Herdengröße	10	25	50	75	100	200
Markterlös	[€/PE]	125,22					
Tierprämien	[€/PE]	29,00					
Flächenprämien	[€/PE]	47,71					
Summe Erlöse	[€/PE]	202	202	202	202	202	202
proportionale Spezialkosten	[€/PE]	99,02	99,02	99,02	99,02	99,02	99,02
disproportionale Spezialkosten	[€/PE]	105,57	46,04	25,37	22,72	18,38	10,47
Deckungsbeitrag (DB)	[€/PE]	-3	57	78	80	85	92
Teilkosten: Arbeitsverwertung	[€/Stunde]	-0,12	3,63	6,79	8,18	8,99	12,53
Stundensatz	[€/Stunde]	12,35	12,35	12,35	12,35	12,35	12,35
Arbeitsaufwand	[Stunden/PE]	23,10	15,69	11,42	9,80	9,40	7,379
Kalkulatorischer Förderanspruch	[€/ha]	1237,33	587,99	272,93	175,67	135,59	0,00
Maschinenkosten	[€/PE]	550,74	220,29	110,15	73,43	55,07	27,54
Gebäudekosten	[€/PE]	75,38	52,81	40,34	34,47	30,82	23,55
Summe Fixkosten (Kf)	[€/PE]	626	273	150	108	86	51
Arbeitseinkommen (DB-Kf)	[€/PE]	-628,78	-216,23	-72,95	-27,70	-1,37	41,36
Vollkosten: Arbeitsverwertung	[€/Stunde]	-27,22	-13,79	-6,39	-2,83	-0,15	5,61
Kalkulatorischer Förderanspruch	[€/ha]	3927,59	1761,44	919,55	639,28	504,66	213,85

Tabelle 9: Erfolgsrechnung für die Koppelschafhaltung pro Produktionseinheit für unterschiedliche Herdengrößen nach der Reform der Gemeinsamen Agrarpolitik (Quelle: Eigene Berechnungen und nach KTBL 2002a,b)

Koppelschafe	Herdengröße	10	25	50	75	100	200
Teilkosten: Arbeitsverwertung	[€/Stunde]	-1,37	1,78	4,25	5,22	5,91	8,60
Kalkulatorischer Förderanspruch	[€/ha]	1361,94	712,60	397,54	300,28	260,20	118,96
Vollkosten: Arbeitsverwertung	[€/Stunde]	-28,47	-15,63	-8,93	-5,78	-3,23	1,68
Kalkulatorischer Förderanspruch	[€/ha]	4052,19	1886,04	1044,16	763,88	629,27	338,45

**Abbildung 3:** Beweidung mit Ziegen/Schafen (Foto Thomas Meyer)

her Arbeitsaufwand durch Kontrollgänge und Tierbetreuung mindert die Arbeitsverwertung und lässt den Förderanspruch steigen.

Die Unterschiede im Markterlös bei Hüte- und Koppelschafen beruht auf der unterschiedlichen Fütterung. Koppelschafe bekommen üblicherweise auch Kraftfutter und liefern bessere Fleischqualitäten bei geringerem Grundfutterflächenbedarf.

Man kann erkennen, dass eine deutliche Kostenreduktion bei Beständen ab 200 Tieren eintreten könnte. Dann wäre jedoch mit über 1400 nötigen Arbeitsstunden der Zeitrahmen für den Nebenerwerb gesprengt.

Angesichts des vergleichsweise hohen Förderanspruchs wirkt sich der Wegfall der Tierprämien bei kleinen Herden weniger stark aus als bei größeren. Eine Prämie von deutlich über 100 €/ha könnte Halter mit großen Herden vielleicht von der Beibehaltung der Tierhaltung überzeugen.

3.4.4 Koppelziegenhaltung

Die Erfolgsrechnung der Koppelziegenhaltung ist der der Koppelschafhaltung sehr ähnlich. Unterschiede bestehen in den geringeren Markterlösen, die zwar bei leicht höheren Preisen durch die geringeren Fleischmassen der Ziegen bedingt sind sowie in den höheren disproportionalen Spezialkosten, die auf höherem Sicherungsaufwand der Koppelumzäunung beruhen. Hinzu kommen noch die geringen Prämien für die Ziegenhaltung. Tabellen 10 und 11 zeigen die Ergebnisse des Rechengangs.

Die erwähnten Umstände führen dazu, dass die Unterschiede der Szenarien vor und nach der GAP-Reform vergleichsweise gering sind. Die Ergebnisse erklären auch, warum Fleischziegenhaltung nur von sehr wenigen praktiziert wird, und wenn, dann als Nischenprodukt oder im Rahmen von Förderprogrammen wie z.B. der Erhaltung gefährdeter Haustierras-

Tabelle 10: Erfolgsrechnung für die Koppelziegenhaltung pro Produktionseinheit für unterschiedliche Herdengrößen vor der Reform der Gemeinsamen Agrarpolitik (Quelle: Eigene Berechnungen und nach KTBL 2002a,b)

Koppelziegen	Herdengröße	10	25	50	75	100
Markterlös	[€/PE]	72,93				
Tierprämien	[€/PE]	7,00				
Flächenprämien	[€/PE]	24,29				
Summe Erlöse	[€/PE]	104	104	104	104	104
proportionale Spezialkosten	[€/PE]	76,22	76,22	76,22	76,22	76,22
disproportionale Spezialkosten	[€/PE]	112,32	48,55	26,47	24,29	19,48
Deckungsbeitrag (DB)	[€/PE]	-84	-21	2	4	9
Teilkosten: Arbeitsverwertung	[€/Stunde]	-3,68	-1,33	0,14	0,39	0,93
Stundensatz	[€/Stunde]	12,35	12,35	12,35	12,35	12,35
Arbeitsaufwand	[Stunden/PE]	22,90	15,48	11,22	9,60	9,19
Kalkulatorischer Förderanspruch	[€/ha]	2052,14	1183,58	765,76	641,84	587,06
Maschinenkosten	[€/PE]	550,74	220,29	110,15	73,43	55,07
Gebäudekosten	[€/PE]	24,49	19,60	16,55	15,00	13,99
Summe Fixkosten (Kf)	[€/PE]	575	240	127	88	69
Arbeitseinkommen (DB-Kf)	[€/PE]	-659,54	-260,44	-125,17	-84,71	-60,54
Vollkosten: Arbeitsverwertung	[€/Stunde]	-28,81	-16,83	-11,16	-8,83	-6,58
Kalkulatorischer Förderanspruch	[€/ha]	5268,00	2524,71	1474,10	1136,22	973,14

Tabelle 11: Erfolgsrechnung für die Koppelziegenhaltung pro Produktionseinheit für unterschiedliche Herdengrößen nach der Reform der Gemeinsamen Agrarpolitik (Quelle: Eigene Berechnungen und nach KTBL 2002a,b)

Koppelziegen	Herdengröße	10	25	50	75	100
Teilkosten: Arbeitsverwertung	[€/Stunde]	-3,99	-1,78	-0,49	-0,34	0,17
Kalkulatorischer Förderanspruch	[€/ha]	2091,28	1222,72	804,89	680,97	626,20
Vollkosten: Arbeitsverwertung	[€/Stunde]	-29,11	-17,28	-11,78	-9,56	-7,35
Kalkulatorischer Förderanspruch	[€/ha]	5307,13	2563,85	1513,23	1175,35	1012,28

sen. In Schafherden findet man manchmal vereinzelt Ziegen, die wegen des Fleisches direkt an die Kunden verkauft werden, wie das auch bei den wenigen Milchziegenhaltern in Deutschland der Fall ist. (Siehe Abbildung 3 auf Seite 72)

3.5 Diskussion der Ergebnisse

Die bisher vorgestellten Zahlen scheinen eine klare Sprache zu sprechen:

1. Durch die Entkopplung verringern sich die Gewinnbeiträge bzw. die Arbeitsverwertung in den betrachteten Tierhaltungsverfahren insgesamt erheblich.
2. Die Schwächen der kleinstrukturierten Landwirtschaft werden offensichtlich.

Einige der befragten Mutterkuhhalter gaben so auch schon bei der Datenerhebung an, die Einstellung der Tierhaltung zum

Tabelle 12: Vergleich der Förderansprüche der Tierarten bezogen auf 1 Hektar der herdengrößenabhängigen möglichen Pflegefläche (Quelle: Eigene Berechnungen und nach KTBL 2002a,b)

Mutterkühe	Herdengröße [PE]	10	20	30	40	50	
	ha/PE = 1,46						
	Optimale Pflegefläche [ha]	14,60	29,20	43,80	58,40	73,00	
	Teilkosten: Förderanspruch je ha [€/ha]	166,06	83,52	34,22	2,81	0,00	
	Vollkosten: Förderanspruch je ha [€/ha]	799,17	605,12	506,71	441,20	394,05	
Hüte- und Wanderschafe	Herdengröße [PE]	100	200	300	400	500	
	ha/PE = 0,23						
	Optimale Pflegefläche [ha]	23,00	46,00	69,00	92,00	115,00	
	Teilkosten: Förderanspruch je ha [€/ha]	829,04	391,32	237,15	157,07	112,67	
	Vollkosten: Förderanspruch je ha [€/ha]	1210,14	617,97	407,85	297,97	234,72	
Koppelschafe	Herdengröße [PE]	10	25	50	75	100	200
	ha/PE = 0,18						
	Optimale Pflegefläche [ha]	1,80	4,50	9,00	13,50	18,00	36,00
	Teilkosten: Förderanspruch je ha [€/ha]	1361,94	712,60	397,54	300,28	260,20	118,96
	Vollkosten: Förderanspruch je ha [€/ha]	4052,19	1886,04	1044,16	763,88	629,27	338,45
Koppelziegen	Herdengröße [PE]	10	25	50	75	100	
	ha/PE = 0,18						
	Optimale Pflegefläche [ha]	1,80	4,50	9,00	13,50	18,00	
	Teilkosten: Förderanspruch je ha [€/ha]	2091,28	1222,72	804,89	680,97	626,20	
	Vollkosten: Förderanspruch je ha [€/ha]	5307,13	2563,85	1513,23	1175,35	1012,28	

Ende des Jahres 2005 ins Auge zu fassen. Aufgrund der spürbar verschlechterten Rentabilität, die sich rechnerisch durch die Entkopplung ergibt, werden die Betriebe mit kleinen Beständen die Tierhaltung aufgeben bzw. diese sehr wahrscheinlich nach der normalerweise fünfjährigen Vertragslaufzeit in Agrarumwelt- und Vertragsnaturschutzprogrammen einstellen. Degressionseffekte durch Betriebsvergrößerung sind bei der hohen Rate von Nebenerwerbsbetrieben (über 70%) nur sehr begrenzt nutzbar. Es ist nämlich zu bedenken, dass es sich bei den Mutterkuhhaltern in den allermeisten Fällen um ehemalige Milchviehhalter handelt (vgl. auch FAULHA-

BER 2005), deren Ställe nur für 10 bis maximal 30 Tiere ausgelegt sind.

Im direkten Vergleich der Verfahren auf den Hektar bezogen und für das Szenario nach der GAP-Reform berechnet, zeigt sich bei Mutterkühen die beste Wirtschaftlichkeit je Hektar. In nachfolgender Tabelle 12 ist die optimale Größe der Pflegefläche aus dem Bedarf einer Produktionseinheit abgeleitet und somit der Herdengröße angepasst. Das bedeutet, dass beispielsweise ein Mutterkuhhalter mit 10 Tieren eine Fläche von mindestens 14,6 Hektar bewirtschaften kann, ein Wanderschäfer mit 500 Schafen 115 Hektar usw.

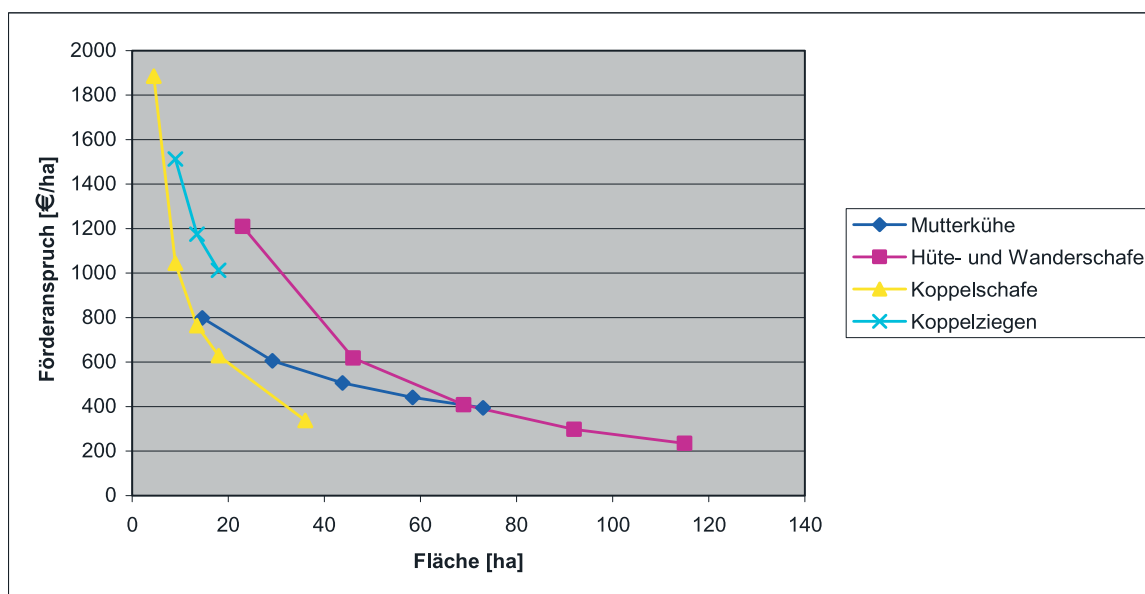


Abbildung 4: Vergleich der Förderansprüche (Vollkosten) bei verschiedenen Beweidungssystemen bezogen auf 1 Hektar der herdengrößenabhängigen Pflegefläche. (eigene Berechnungen und nach KTBL 2002a,b)



Abbildung 5: Amtliche Preisfeststellung in Bayern – Jungbullen der Handelsklasse U3 (BayStMLF 2006)

Abbildung 4 zeigt die Förderansprüche bei den vier Verfahren im Vergleich. Mutterkuhhaltung ist das Verfahren mit der besten Wirtschaftlichkeit, gefolgt von der Koppelschafhaltung. Die praktisch nicht vorhandenen Verfahren der Ziegenhaltung und der Hüteschafhaltung in kleinen Beständen sind deutlich teurer.

Der Vergleich einer Mutterkuhherde von 50 Tieren mit einer Wanderschafherde von 300 Tieren, die jeweils etwa 70 Hektar brauchen, zeigt, dass beide ungefähr die gleichen Förderansprüche haben könnten. Das gleiche gilt für eine Kuhherde mit 10 Tieren bzw. Koppelschafhalter mit 75 Tieren. Werden die ökologischen Effekte der Tierarten außer Acht gelassen, so kann man für eine etwa 30 Hektar große Fläche sagen, dass der Einsatz von Koppelschafen günstiger ist als Mutterkuhhaltung oder Hüteschafhaltung.

Sofern Gebietsgrößen über 60 Hektar vorliegen, wird offensichtlich, dass durch den Flächenbezug die ökonomischen Unterschiede zwischen den Verfahren kleiner werden. Wichtig werden derartige Betrachtungen, wenn es beispielsweise um Managementpläne für Schutzgebiete, Konzepte für Landschaftspflegehöfe oder um anderweitige Planung der Pflege von Offenlandgebieten geht. Die Berechnungen helfen, eine optimale Planung der betrieblichen Organisation durchzuführen und dadurch ökologische Ziele mit ökonomischen Beschränkungen und unter den regionalen Gegebenheiten bestmöglich zu erreichen, indem Degressionseffekte durch Bestandsvergrößerung bzw. größere Bestände genutzt werden.

Ob sich bereits durch die Entkopplung im Jahre 2005 Markteffekte angedeutet haben (BREUSTEDT 2003, HENNING et al. 2004, GAY et al. 2004), kann anhand einjähriger Beobachtungen kaum entschieden werden. Zu den anderen Tierarten fehlen Preisinformationen.

Wie Abbildung 5 zeigt, lagen 2005 die Jungbullenpreise in Bayern fast das ganze Jahr über jenen der Vorjahre. Bei Kuh- und Färsenfleisch lagen sie sogar durchweg über denen von 2003 und 2004. Sollte sich dieser Trend auch 2006 fortsetzen,

so kann man zweifellos von Markteffekten der Entkopplung im Rindfleischsektor sprechen. Damit jedoch die wirtschaftliche Situation von vor der Entkopplung erreicht wird, müssten die Preise bei Mutterkühen um über 50 Prozent steigen, was kurz- und mittelfristig nicht sehr wahrscheinlich ist.

Ob es allerdings sehr schnell zu einer Aufgabe der bisher betrachteten Tierhaltungszweige kommt, kann noch nicht als gesichert gelten. Die Entkopplung der Prämien ist nämlich gemäß den Vorgaben in den Cross-Compliance-Regelungen an eine weitere angemessene Pflege der bisher genutzten Grünlandflächen gebunden. Diese kann in Form eines jährlichen Mulchens oder durch eine zweijährige Mahd mit Abfuhr des Aufwuchses erfolgen. Anhand von einfachen Überschlagsrechnungen lässt sich rasch ermitteln, dass das Mulchen die kostengünstigere Variante ist. Je nach Einzelfall kann dieses Verfahren mit Vollkosten von 100 €/ha aufwärts angesetzt werden. Diese Kosten sind aber nur relevant, wenn die Flächen voll mechanisierbar sind. Dies dürfte zwar für den größeren Teil der bisher durch Tiere genutzten Grünlandflächen zutreffen, jedoch gab es in allen befragten Betriebe auch Grünlandflächen, die wegen ihrer Hangneigung (oder anderer Hindernisse) nur durch Weidegang oder nur durch arbeitsaufwändigere Mahdverfahren (Einachsmäher) genutzt werden konnten. Wenn der Betrieb nun die Tierhaltung aufgibt und stattdessen zum Mulchen übergeht, hängt der Vorteil dieser Strategie ab von

- der bisher erreichten Effizienz der Tierhaltung,
- der Höhe der gewährten Betriebsprämie,
- den Pflegekosten für das gesamte Grünland.

Selbst für kleinere Betriebe könnte die Beibehaltung der Tierhaltung dann attraktiv werden, wenn noch Rentabilitätsreserven in der Tierhaltung zu heben sind – hier wäre eventuell an eine bessere Vermarktung zu denken – und die maschinelle Grünlandpflege kostenträchtig ist. Weiterhin wäre auch noch zu untersuchen, inwieweit die oben genannte „Quersubventionierung“ zwischen den insgesamt vorhandenen Betriebszweigen zum Tragen kommen könnte. Während diese Strategie

für die Nebenerwerbsbetriebe am Standort nur eine vorübergehende Lösung sein dürfte, könnte sie für die verbleibenden Haupterwerbsbetriebe unter Umständen an Bedeutung gewinnen.

4. Anforderungen an künftige Programme für Naturschutz und Landschaftspflege, Agrarumwelt- und andere Offenlandprogramme

Angesichts der Unsicherheit bezüglich der zu erwartenden Entwicklung der Landnutzung lassen sich Mehr- oder Minderkosten für künftige Maßnahmen noch nicht näher quantifizieren.

Nach den bisherigen Überlegungen wird angenommen, dass die landwirtschaftlich schwer bewirtschaftbaren Flächen (starke Hang- und Steillagen, stark strukturierte Flächen) unmittelbar von Nutzungsaufgabe bedroht sind. Hier würden jene Sukzessionsflächen, Busch- und Waldvegetation entstehen, deren Vermeidung durch mechanische Pflegeverfahren nur mit sehr hohen Kosten möglich wäre. Das wäre unter den Standortbedingungen des Untersuchungsgebietes Naturschutzgebiet Hohe Wann im Durchschnitt der Jahre 1995-2003 etwa 1400 € je Hektar (KÖGL & PIOTRASCKE, 2003). Gemessen daran könnte die Offenhaltung durch Beweidung eine kostengünstigere Alternative sein, wenn die dargestellten Förderansprüche realistisch sind. Künftige Programme und Maßnahmen werden sich daher sehr viel stärker am ökologischen und naturschutzfachlichen Wert spezifischer Flächen orientieren müssen.

Gemäß den vorgestellten Berechnungen ist zu berücksichtigen, dass von neuen Programmen ein größerer finanzieller Anreiz ausgehen müsste als bisher (vgl. beispielsweise HAMPICKE 2001). Prämien für Agrarumweltmaßnahmen und Vertragsnaturschutz müssten einen Anreizanteil von mindestens 40 Prozent haben, argumentieren auch THOMAS et al. (2004), weil ein kleinerer Anteil lediglich die Beibehaltung fördert, eine Investition und Innovation aber ausbleibt. Dazu müsste das Reglement für EU-kofinanzierte Programme geändert werden, das bisher maximal 20 Prozent Ergänzung als finanziellen Anreiz erlaubt (THOMAS et al. 2004). Die Prämienhöhe ergibt sich dementsprechend aus den in den regionalen Standarddeckungsbeiträgen enthaltenen Teilkosten multipliziert mit 120%. Auch hier gibt es Zustimmung, dass die bisherige Prämienkalkulation auf Teilkostenbasis keine Innovationswirkung hat (PLANKL 1998, HAMPICKE 2001). Damit wird aller Wahrscheinlichkeit nach, eine gezielte, standortspezifische Förderung an Bedeutung gewinnen; spätestens jedoch dann, wenn gesellschaftliche Ziele eine Weiterentwicklung oder Pflege rechtfertigen.

Die von Ökologen sehr befürwortete Mosaik-Struktur von Landschaften, in der Flächen in unterschiedlichsten Sukzessionsstadien relativ nahe beieinander liegen, im Idealfall über Verbindungskorridore miteinander vernetzt sind, und dadurch regional eine hohe Biodiversität sehr wahrscheinlich machen (KLEYER et al. 2004), könnte angesichts der Änderungen in der Agrarpolitik und der Annäherung von Naturschutz und Landwirtschaft mittel- bis langfristig erreicht werden.

Vieles deutet darauf hin, dass sich die bisherige Situation der Kulturlandschaft als Koppelprodukt der Flächennutzung durch die Landwirtschaft zum Teil umkehren wird: produktive Flächennutzung wird zum Koppelprodukt der Landschaftsgestaltung.

5. Literatur

BAYSTMLF (= Bayerisches Staatsministerium für Landwirtschaft und Forsten) (2003):

Landwirtschaft in den Regierungsbezirken, WWW-Zugriff am 17.10.2004: http://www.landwirtschaft.bayern.de/proxy.php?url=/st-melf/g_3/reg_bezirke/bezirke.html&prctx=/agrarpolitik/daten_fakten/

— (2004):

InVeKoS-Daten für das Untersuchungsgebiet Hassberge. Mit freundlicher Unterstützung des Bayerischen Staatsministeriums für Landwirtschaft und Forsten.

— (2005):

Übersicht Cross-Compliance. WWW-Zugriff am 12.01.2006: <http://www.landwirtschaft.bayern.de/agrarpolitik/11030/>

— (2006):

Schlachtviehpreise – Kurzinformation. WWW-Zugriff am 05.01.2006: <http://www.landwirtschaft.bayern.de/proxy.php?url=/lfe/schlachtpv/schlachtpreise.html&prctx=/markt/informationen/>

BMVEL (= Bundesministerium für Verbraucherschutz, Ernährung, Landwirtschaft und Forsten) (2005):

Meilensteine der Agrarpolitik, Umsetzung der europäischen Agrarreform in Deutschland, Bonifatius Druck Buch Verlag, Berlin.

BREUSTEDT, G. (2003):

Grundsätzliche Überlegungen zu einer Entkopplung der Direktzahlungen in der EU. In: *Agrarwirtschaft*, Jg. 52, Heft 3, S.149-156.

FAULHABER, I. (2005):

Wirtschaftliche Situation spezialisierter Mutterkuhhetriebe in Bayern, Bayerische Landesanstalt für Landwirtschaft, WWW-Zugriff am 12.12.2005: <http://www.lfl.bayern.de/internet/stmlf/lfl/ilb/tier/14680/index.php>

GAY, S.H.; B. OSTERBURG & T. SCHMIDT (2004):

Szenarien der Agrarpolitik – Untersuchung möglicher agrarstruktureller und ökonomischer Effekte unter Berücksichtigung umweltpolitischer Zielsetzungen, Der Rat von Sachverständigen für Umweltfragen (SRU), Materialien zur Umweltforschung Nr. 37. WWW-Zugriff am 10.10.2005: http://www.umweltrat.de/02gutach/download02/material/mat_37.pdf

HAMPICKE, U. (2001):

Agrarumweltprogramme und Vorschläge für ihre Weiterentwicklung. In: Osterburg, B., Nieberg, H. (Hrsg.)(2001): *Agrarumweltprogramme: Konzepte, Entwicklung, künftige Ausgestaltung*, Landbauforschung Völkenrode, Sonderheft 231, Braunschweig.

HENNESSY, T.C. & F.S. THORNE (2005):

How Decoupled are Decoupled Payments? The Evidence from Ireland. In: *EuroChoices*, Vol. 4, Nr. 3, S.30-35.

HENNING, C. (2003):

Entkoppelte Direktzahlungen: Meilenstein auf dem Weg zu einer rationalen Wirtschaftspolitik und politische Entwaffnung der Agrarlobbyisten? In: *Agrarwirtschaft*, Jg. 52, Heft 3, S.137-139.

HENNING, C.H.C.A.; A. HENNINGSSEN, C. STRUVE & J. MÜLLER-SCHIEBEL (2004):

Auswirkungen der Mid-Term-Review-Beschlüsse auf den Agrarsektor und das Agribusiness in Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern, Sonderhefte *Agrarwirtschaft* 178, Agrimedia, Bergen/Dumme.

HÖNES, E.-R. (2004):

Über den Schutz von Naturdenkmälern. In: *Gartenkunst*, 16. Jahrgang, Heft 2, S.193-242.

JEROCH, H.; W. DROCHNER & O. SIMON (1999): Ernährung landwirtschaftlicher Nutztiere: Ernährungsphysiologie, Futtermittelkunde, Fütterung, Ulmer, Stuttgart.

KIRCHGEBNER, M. (1997): Tierernährung – Leitfaden für Studium, Ernährung und Praxis, Verlagsunion Agrar, Frankfurt/Main.

KLEYER, M. (2004): Freie Beweidung mit geringer Besatzdichte und Fräsen als alternative Verfahren zur Pflege von Magerrasen, In: FINCK, P., HÄRDIT-LE, W., REDECKER, B., RIECKEN, U. (Hrsg.)(2004): Weidelandschaften und Wildnisgebiete – Vom Experiment zur Praxis, Bundesamt für Naturschutz, Schriftenreihe für Landschaftspflege und Naturschutz Heft 78, Landwirtschaftsverlag Münster-Hiltrup, S.161-181.

KLEYER, M.; B. SCHRÖDER, M. RUDNER, R. BIEDERMANN & H. KÖGL (2005): Extrapolating controlled mosaic cycles to the landscape scale and application in nature conservation – a landscape model approach, In: Journal of Basic and Applied Ecology - Special Features (eingereicht Mai 2005)

KÖGL, H. & H.-F. PIOTRASCHKE(2003): Management von Naturschutzflächen mit Hilfe einer Internetdatenbank. In: HARNISCH, R. (Red.)(2003): Sozioökonomische Aspekte zu Perspektiven des Offenlandmanagements, Institut für Agrartechnik Bornim (ATB) (Hrsg.), Bornimer Agrartechnische Berichte, Heft 33, Potsdam-Bornim, S.72-82.

KÖGL, H. & A. THOMKA (2004): Integration von drei sozioökonomischen Beweidungsvarianten in das Landschaftsmodell im Bereich des Landkreises Hassberge, Studie im Auftrag der Regierung von Unterfranken, Unveröffentlichter Abschlussbericht.

KTBL (Hrsg.) (= Kuratorium für Technik und Bauwesen in der Landwirtschaft) (2002a): Betriebsplanung Landwirtschaft 2002/2003, Kuratorium für Technik und Bauwesen in der Landwirtschaft (KTBL), Landwirtschaftsverlag Münster

—— (2002b): Taschenbuch Landwirtschaft 2002/2003, Kuratorium für Technik und Bauwesen in der Landwirtschaft (KTBL), Landwirtschaftsverlag Münster

—— (2002c): Datenbank zur Planung von Produktionsverfahren im Außenbereich. Anschaffungspreise und Kosten des Einsatzes von Landmaschinen Darmstadt, 2001, WWW-Zugriff am 30.11.2004: http://www.KTBL.de/maschine/ma_landw.htm

MÄHRLEIN, A. (1993): Kalkulationsdaten für die Grünlandbewirtschaftung unter Naturschutzaufgaben, KTBL-Schriften-Vertrieb im Landwirtschaftsverlag, Münster-Hiltrup.

OPITZ v. BOBERFELD, W. (1994): Grünlandlehre, Ulmer, Stuttgart.

PLANKL, R. (1998): Die Festsetzung von Prämien im Rahmen der Förderung einer umweltverträglichen Agrarproduktion – „Bookbuilding“ als modifiziertes Ausschreibungsverfahren. In: Landbauforschung Völkrode, Heft 1/1998, S.44-51.

SCHRÖDER, B.; M. RUDNER, R. BIEDERMANN & M. KLEYER (2004): Ökologische und sozio-ökonomische Bewertung von Managementsystemen für die Offenhaltung von Landschaften – ein integriertes Landschaftsmodell. In: DORMANN, C.F., BLASCHKE, T., LAUSCH, A., SCHRÖDER, B., SÖNDGERATH, D. (Hrsg.)(2004): Habitatmodelle – Methodik, Anwendung, Nutzen. Tagungsband zum Workshop vom 8.-10. Oktober 2003 am Umweltforschungszentrum (UFZ) Leipzig, UFZ-Berichte 9/2004, S.121-131. WWW-Zugriff am 10.10.2005: <http://www.ufz.de/data/ufz-bericht-09-041375.pdf>

THOMAS, F., E. HARTMANN, R. LUICK & O. POPPINGA (2004): Analyse von Agrarumweltmaßnahmen, Bundesamt für Naturschutz BfN (Hrsg.), Naturschutz und Biologische Vielfalt, Heft 4, Landwirtschaftsverlag, Münster-Hiltrup.

Literatur zu Weidehaltungssystemen in Landschaftspflege und Naturschutz

BUNZEL-DRÜKE, M.; J. DRÜKE & H. VIERHAUS (1999): Großtiere und Landschaft – Von der Praxis zur Theorie, In: Natur- und Kulturlandschaft, Band 3, Höxter/Jena 1999, S.210-229. WWW-Zugriff am 17.10.2005: http://www.abu-naturschutz.de/_dnload/grosstie.pdf

—— (2001): Der Einfluss von Großherbivoren auf die Naturlandschaft Mitteleuropas. WWW-Zugriff am 17.10.2005: http://www.abu-naturschutz.de/_dnload/einfluss.pdf

FINCK, P.; W. HÄRDIT-LE, B. REDECKER & U. RIECKEN (Hrsg.) (2004): Weidelandschaften und Wildnisgebiete – Vom Experiment zur Praxis, Bundesamt für Naturschutz, Schriftenreihe für Landschaftspflege und Naturschutz Heft 78, Landwirtschaftsverlag Münster-Hiltrup.

KAMPF, H. (2000): Großflächige Beweidung in den Niederlanden, In: ABUInfo 24.Jg, Heft 2/2000, S.36-53. WWW-Zugriff am 17.10.2005: http://www.abu-naturschutz.de/_dnload/niederla.pdf

SCHWABE, A. & A. KRATOCHWIL (Hrsg.) (2004): Beweidung und Restitution als Chancen für den Naturschutz?, Alfred Toepfer Akademie für Naturschutz, NNA-Berichte, 17. Jg., Heft 1, Schneverdingen.

KEIENBURG, T. & J. PRÜTER (Hrsg.) (2004): Feuer und Beweidung als Instrumente zur Erhaltung magerer Offenlandschaften in Nordwestdeutschland - Ökologische und sozioökonomische Grundlagen des Heidemanagements auf Sand- und Hochmoorstandorten, Alfred Toepfer Akademie für Naturschutz, NNA-Berichte, 17. Jg., Heft 2, Schneverdingen.

LEDERBOGEN, D.; G. ROSENTHAL, D. SCHOLLE, J. TRAUTNER, B. ZIMMERMANN & G. KAULE (2004): Allmendweiden in Südbayern: Naturschutz durch landwirtschaftliche Nutzung, Schriftenreihe Angewandte Landschaftsökologie Heft 62, Landwirtschaftsverlag Münster-Hiltrup.

RAHMANN, G. (1999): Biotoppflege als neue Funktion und Leistung der Tierhaltung, Verlag Dr. Kovac, Hamburg.

REDECKER, B.; P. FINCK, W. HÄRDIT-LE, U. RIECKEN & E. SCHRÖDER (Hrsg.) (2002): Pasture Landscapes and Nature Conservation, Springer-Verlag, Berlin Heidelberg.

Anschrift der Verfasser:

Alexander Thomka
Universität Rostock
Agrar- und Umweltwissenschaftliche Fakultät
Institut für Management ländlicher Räume
Telefon: ++49/381/4 98 21 30
E-Mail: alexander.thomka@uni-rostock.de

Michael MALY¹⁾

Wege zu einer grenzüberschreitenden bayerisch-böhmischen Agrarkultur von der Wende bis zur EU-Osterweiterung²⁾

Ways for a Transboundary Agro-Culture between Bavaria and Bohemia from the Break-Down of the Iron Curtain to the EU Eastern Enlargement

Zusammenfassung

Das bayerisch-böhmische Grenzland bildet einen einheitlichen Naturraum mit einer extrem unterschiedlichen Geschichte und Landnutzung seit 1945.

Ein (sudetendeutscher) bayerischer Landwirtschaftsbeamter wird nach dem Fall des eisernen Vorhangs von der Regierung zur bayerisch-tschechischen Zusammenarbeit beauftragt. Er knüpft Kontakte zu tschechischen Behörden und Wissenschaftlern der Landwirtschaft und der Ökologie und gründet grenz- und fachüberschreitende Kooperationen zum Schutz von Boden und Wasser und zur Erhaltung der Landschaft durch Landwirtschaft. Daraus entwickelt er grenz- und fachüberschreitende Projekte für den ökologischen Landbau, Agrartourismus und Gewässerschutz. Der fachliche und persönliche Weg dorthin wird beschrieben.

Summary

The borderland between East-Bavaria (Germany) and Bohemia (Czech Republic) is a uniform natural geographic region. However, history and land use has differed dramatically since 1945. This article is a report of a Sudeten German agro-officer who was authorised by the Bavarian government for the promotion of the Bavarian-Czech cooperation after the break-down of the Iron Curtain. He has started networking with Czech authorities and Czech scientists in both farming and ecology. This network focussed on the protection of soil, water and landscape and on the maintenance of farming. On this basis transboundary and multidisciplinary projects were launched in the field of organic farming, agro-tourism and water protection. The development of these projects is described in both a technical and a personal view.

Einleitung

Die nordostbayerische und die böhmische Kulturlandschaft in der Mitte Europas waren sich bis 1945 sehr ähnlich. Die Böden, die Gewässer, das Klima, die Besiedelung und die Landwirtschaft unterschieden sich kaum. Auch Geschichte und Kultur dieser Räume waren bis in das 19. Jahrhundert annähernd gleich: Die ursprüngliche Waldlandschaft wurde da wie dort „kultiviert“, und die Menschen, welche den Wald, das Urgestein und die Quellen verehrten, christianisiert. Dabei spielten die Klöster eine bedeutende Rolle. Der Feudalismus und das Christentum prägten von nun an mit ihren Burgen und Kirchen die Landschaft.

Germanisch-slawische Völkerwanderungen gab es im Mittelalter nach Osten und nach Westen. Zuerst gingen die Slawen

nach Westen in das Maintal, dann wanderten Deutsche in den Osten aus.

Oftmals waren es Sorgen, verursacht durch Armut, Krieg und Krankheit, die die Menschen in allen Zeiten auf weite Wege brachten:

- Wallfahrer pilgerten in die Kirchen auch außerhalb der Herrschaftsgrenzen.
- Bayerische Auswanderer suchten ihr Glück im Osten in Böhmen (und später im Westen in Amerika); Nachfahren kamen 1945 als Sudetendeutsche wieder zurück nach Bayern.
- Kriege und Unterdrückung vertrieben Bayern und Tschechen, Katholiken und Protestanten, Juden und Menschen abweichender Gesinnung.
- Im zweiten Weltkrieg gingen Soldaten und Juden in ihr Unglück.

Heute pilgern Tschechen nach Westen in das gelobte Land und deutsche Touristen nach Osten in die goldene Stadt Prag. Die Menschen in Bayern und Böhmen pendeln zu ihren weit entfernten Arbeitsstätten. Die Kultortorte sind heute Autofabriken, Einkaufszentren und Vergnügungsparks.

Nur einmal in der Geschichte, nämlich von 1933-1989, waren die Wege zwischen Bayern und Böhmen unterbrochen. Die ländliche Kulturlandschaft in Böhmen wurde durch die Kollektivierung zerstört, die Bauernhöfe, Klöster und Kirchen aufgelöst. Die Diktaturen hinterließen Konzentrationslager, Kulturpaläste und den eisernen Vorhang als schaurige Kultortorte.

Als 1989/90 der eiserne Vorhang fiel, schien Böhmen, abgewirtschaftet wie es war, unserem Geld und Geist ausgelie-

¹⁾ Vortrag auf der ANL-Fachtagung „Inwertsetzung der Kulturlandschaft – Pilgerwege und Kultortorte“ Niederalteich 9.-11.07.2004 in Zusammenarbeit mit: „Grünes Herz Europas – Nationalparkregion Donau-Moldau e.V.“; Landwirtschaftsamt Regensburg; den Umweltbeauftragten der katholischen Diözesen und der evangelischen Landeskirche Bayerns (Leitung: Dr. Josef Heringer).

²⁾ Gegangen von Michael Maly, Landwirtschaftsdirektor und Leiter des Sachgebietes Agrarökologie, Boden und Ökologischer Landbau im Landwirtschaftsamt Regensburg und vom Bayerischen Staatsministerium für Landwirtschaft und Forsten für die bayerisch-tschechische Zusammenarbeit beauftragt.



Bild 1: Kulturlandschaft im bayerisch-böhmischen Grenzland

Entwicklung der Kulturlandschaft im bayerisch-böhmischen Grenzland

Das bayerisch-tschechische Grenzland zwischen Donau, Naab, Main, Eger und Moldau ist ein einheitlicher Naturraum, ein langes Mittelgebirge, das an der Wasserscheide zwischen Donau, Rhein und Elbe in der Mitte Europas liegt und aus altem wasserundurchlässigem Gestein besteht. Bis vor 1000 Jahren war das gesamte Gebiet weitgehend bewaldet und bildete den Grenzwald zwischen Bayern, Franken und Böhmen. Erste landwirtschaftliche Siedlungen finden sich im Chamer Becken und in günstigen Tallagen jedoch schon ab 3500 vor unserer Zeitrechnung.

Das Gebiet lag außerhalb des Römischen Imperiums und wurde nach der Völkerwanderung zunächst von den Slawen besiedelt, wie zahlreiche Namen bezeugen. Die Franken unter Karl dem Großen nahmen Bayern und dann den Nordgau nördlich der Donau bis zur Wasserscheide zwischen Donau und Moldau in Besitz. Damals entstand die Sprach- und politische Grenze zwischen Bayern und Böhmen. Die Slawen westlich des Grenzkammes vermischten sich mit angesiedelten Franken und Bayern.

Die Täler und Handelswege wurden nun auf beiden Seiten durch Burgen geschützt,

Rittern wurde Land verliehen, Klöstern Land geschenkt, Freibauern an der Grenze angesiedelt, die Bevölkerung stieg an, die Nachgeborenen rodeten und besiedelten allmählich den Wald. Das Holz wurde über die Flüsse zu den Städten geflößt oder verkohlt. Die Eisen- und Glasindustrie hatte großen Bedarf. Die Wälder wurden durch Holz- und Streunutzung sowie durch Waldweide übernutzt. Es entstanden Kiefernheiden und extensive Gemeindeweiden am Rande der Rodungen.

Die gerodeten Böden waren steinig oder nass und nährstoffarm. Sie wurden nach der Methode der Dreifelderwirtschaft abwechselnd mit Wintergetreide, Sommergetreide und anschließender Brache bestellt. Das Getreide bauten die abgabepflichtigen Bauern in langen schmalen Streifen an. Um 1650 wurde die Kartoffel eingeführt. Der Kleeanbau ersetzte im 19. Jahrhundert die Brache, der Mais im 20. Jahrhundert den Klee.

Die Obergrenze der Höhenlage für eine sich selbst versorgenden Landwirtschaft lag im Süden des bayerisch-böhmischen Grenzlands bei 800 m, im Norden bei 700 m. Höhere und entlegene Siedlungen wurden oftmals wieder aufgegeben, wenn die dort lebenden Menschen nicht zusätzlich aus dem Wald, den Glashütten, vom Handel oder Schmuggel leben konnten.

fert. Es machten sich zu dieser Zeit neben Raubrittern, die die Situation für sich ausnutzten, auch Idealisten auf den Weg, die das Land schützen und die einmalige Chance für eine „Inwertsetzung“ brachliegender Kulturlandschaften nutzen wollten.

Im Folgenden möchte ich meine persönlichen „Grenzerfahrungen“ aus der Zeit nach der Wende 1990 bis zum EU-Beitritt Tschechiens 2004 beschreiben. Ich war damals Berater für ökologischen Landbau am Landwirtschaftsamt Regensburg und suchte nach einem Weg über die Grenze. Allerdings fand ich mich bald weniger in der Rolle als Pilger, sondern als Missionar, Fürsprecher und Projektplaner wieder. Da die Tschechen im Grenzland nach der Wende am meisten unter dem Verfall der Dörfer und dem Verlust der alten besiedelten und gepflegten Kulturlandschaft litten, beginne ich den Bericht mit einer Beschreibung der Entwicklung der Kulturlandschaft im bayerisch-böhmischen Grenzgebiet.

Fehlende Bodenenerträge wurden häufig auch durch Nebenerwerbe im Forst, bei der Herrschaft, im Handwerk oder sogar durch Musizieren ausgeglichen.

Nach den beiden Weltkriegen konnte die Ernährung durch die Intensivierung der Landnutzung gesichert werden. Bodenkultur- und Meliorationsämter, Flurbereinigungs- und Kulturbauämter verbesserten mit staatlicher Hilfe die Böden durch Entsteinung, Entwässerung und Aufdüngung. In Verbindung mit der Mechanisierung, neuen Sorten und Pflanzenschutz wurden die Erträge um ein Mehrfaches gesteigert, wodurch mehr Vieh gehalten und eine vollerwerbliche Existenz gesichert werden konnte.

In Tschechien wurde nach dem 2. Weltkrieg die bäuerliche Landwirtschaft kollektiviert, die Flächen noch intensiver melioriert als in Bayern und das vor dem Krieg deutsch besiedelte Grenzland großflächig staatlich bewirtschaftet. Tschechische Bauern wurden zu Landarbeitern oder wanderten ab.

Die Kollektivierung veränderte die Kulturlandschaft in Böhmen, die vorher der in Nordostbayern glich, völlig. Ihre Auswirkungen auf die Landwirtschaft kann man heute beiderseits der Grenze besichtigen. Kaum anderswo in Europa prallen in ei-

nem einheitlichen Naturraum zwei derartig unterschiedliche Agrarstrukturen aufeinander. Die Böden und die Pflanzen sind zwar die gleichen, nicht aber die Äcker und Wiesen, die Höfe und die Besiedlung.

Die tschechische Bevölkerung und die meisten Touristen aus Tschechien beneiden Bayern um seine gepflegte Kulturlandschaft. Umgekehrt blicken viele bayerische Landwirte und Naturschützer neidvoll auf Tschechiens große Äcker bzw. Biotope. (Im tschechischen Grenzland ist das Naturschutzziel von 10% der Landesfläche für ungenutzte Biotope bereits großflächig umgesetzt; es fehlt freilich eine kleingegliederte Biotopvernetzung.)

In der EU wird es vermutlich zu einer allmählichen Angleichung der Strukturen kommen. Im allgemeinen wird sich die kleinteilige bayerische Agrarstruktur eher in Richtung tschechischer Strukturen entwickeln als umgekehrt. Allerdings bilden sich in Tschechien durch die Privatisierung auch kleinere Strukturen heraus, und im Bergland entstehen private Bauernhöfe und Familienbetriebe, die Landschaftspflegeaufgaben übernehmen (z.B. im Nationalpark Sumava).

Im walddreichen Bergland über 600 m ü NN sind in Bayern schon 90% bis 100% der Landwirte im Nebenerwerb. In diesen Lagen kann ein extensiver Familienbetrieb mit Weidennutzung mehrere 100 ha bewirtschaften. Wirtschaftlich überleben kann jedoch auch dieser Betrieb nur mit Prämien, da er für den langen Winter einen Stall und viel Futter braucht. Viele überlegen, ob sie überhaupt noch Landwirtschaft betreiben sollen. Landauffangbetriebe sind notwendig, die das freiwerdende Land in den Bergen bewirtschaften, bevor es brachfällt oder aufgeforstet wird.

Die Almwirtschaft wird kaum eingeführt werden, da die Betriebe im Tal ihre Rinder nicht aus der Hand geben und dort auch genügend Futter vorhanden ist. Als letzte Möglichkeit der Offenhaltung von Flächen im Bergland bleibt die Beweidung mit Schafen oder das Mulchen, die ebenfalls von Prämien abhängen.

Die Förderung der extensiven Grünlandnutzung scheint derzeit mittelfristig in der EU gesichert. Für den Erhalt von Bauernhöfen in den Berglagen sind jedoch deutlich höhere Prämien erforderlich als im Tal.

Wenn die Zahlungsansprüche für Grünland wie geplant durch Mulchen ohne Viehhaltung realisiert werden können, werden die Bergbauern das Vieh abschaffen, Bauernhöfe aufgeben und nur noch Gras mulchen und Rasen mähen.

Die tiefergelegenen Lagen unter 500 m ü NN werden in Tschechien großflächig ackerbaulich genutzt und in Bayern kleinflächig intensiv mit starker Viehhaltung bewirtschaftet. Daran wird sich mittelfristig nur wenig ändern.

Heute werden viele bayerische Vollerwerbslandwirte des Grenzlandes wirtschaftlich wieder einmal gezwungen in den Nebenerwerb zu gehen. (Dies wird von der EU unter dem Stichwort Diversifizierung unterstützt.)

Zur Erhaltung der bayerischen und Verbesserung der tschechischen Kulturlandschaft ist folgendes notwendig:

1. In den walddreichen Berglagen des Grenzlandes sollte die landwirtschaftliche Nutzung und ein Netz von bäuerlichen landwirtschaftlichen Betrieben in Bayern erhalten und in Tschechien aufgebaut werden, welche die Landschaft pflegen und offen halten.
2. In den tiefer gelegenen Lagen sollte in Bayern eine bäuerlich geprägte Landwirtschaft erhalten bleiben, um die ländliche Infrastruktur zu bewahren und Monostrukturen wie in Tschechien zu vermeiden.

Der Weg eines bayerischen Landwirtschaftsbeamten für die Erhaltung und Inwertsetzung der bayerisch-böhmischen Kulturlandschaft (1991 – 2004)

Mein persönlicher Weg nach Tschechien begann sogleich nach der Wende. Damals sagten wir wie unsere Eltern „Tschechei“. Meine Großeltern sagten jedoch „Böhmen“. Sie waren Sudetendeutsche und fühlten sich noch als Österreicher.

Auch ich bin noch 1944 in Troppau im östlichen Sudetenland geboren und habe einen tschechischen Namen (Maly heißt „Klein“), der mir Sympathien bei den Tschechen einbrachte, obwohl ich nicht tschechisch sprach. So stellte ich mich bei meiner ersten Begegnung mit den tschechischen Landwirtschaftsbehörden an der Grenze mit meinem Namen Maly

vor. Der Leiter des tschechischen Landwirtschaftsamtes Domazlice sagte darauf seinen Namen „Walter“ und sein Stellvertreter „Hinterholzinger“. Da mussten wir alle lachen, das Eis war gebrochen und es wurde uns klar, dass wir eine gemeinsame Geschichte und Kulturlandschaft haben, die wir miteinander pflegen und entwickeln wollten.

Der Anstoß zu dieser Zusammenarbeit kam freilich nicht von Bayern, sondern aus Prag. 1991 lud der Vizeminister des Landwirtschaftsministeriums der Tschechoslowakei, Bartak, das Bayerische Landwirtschaftsministerium in den Böhmerwald ein. Er wollte das heruntergekommene, ehemals deutsch besiedelte gebirgige Grenzland nach der Auflösung der riesigen Staatsgüter und Militärsperregebiete grenzübergreifend ökologisch entwickeln.

Ich war zu dieser Zeit Berater für ökologischen Landbau und wurde zu der Bayerischen Delegation eingeladen, die Ministerialdirektor Schuh, der Leiter des bayerischen Landwirtschaftsministeriums (auch ein Sudetendeutscher) leitete. Wir fuhren also nach Budweis zu dem Treffen mit dem tschechischen Landwirtschaftsministerium und übernachteten zusammen in einem romantischen Hotel an der Moldau, um uns besser kennen zu lernen. Am zweiten Tag brausten wir mit schwarzen Tatra-Dienstlimousinen durch den Böhmerwald.

Der tschechische Vizeminister Bartak entschuldigte sich für die Vertreibung der Deutschen und die Vernichtung der Kulturlandschaft und bat um Vorschläge und Hilfe zur Revitalisierung der Landschaft.

Vor uns waren schon holländische, englische, skandinavische und amerikanische Berater da gewesen. Aber Bartak hatte eine Vision, zu deren Realisierung er seine Kollegen aus Bayern brauchte. Er wollte nämlich ein bayerisch-tschechisches Biosphärenreservat mit ökologischem Landbau schaffen!

Das mag für ihn eine himmlische Vision gewesen sein, nicht aber für die Bayern, die im Jahr 1990 noch zufrieden waren mit ihrem bayerischen Himmel, ihren Kultorten und Wallfahrten, ihrer Grenze und der Grenzlandhilfe und mit dem bayerischen Kulturlandschaftsprogramm. Auch für die Professorin Vlasta Kroupova³⁾, das

³⁾ Vlasta Kroupova war Professorin an der Agrarfakultät der Universität Budweis. Sie setzt sich für die Etablierung einer landschaftspflegenden Landwirtschaft und den Aufbau von landwirtschaftlichen Familienbetrieben im Böhmerwald ein. Sie ist Mitbegründerin des bayerisch-tsche-

„tschechische grüne Herz“, waren die bäuerliche Landwirtschaft und Kulturlandschaft Bayerns ein in Böhmen verlorengegangener und wiederersehnter Traum.

Aber wie sieht die Wirklichkeit in Bayern aus?

- Viele landwirtschaftliche Betriebe hören auf,
- die Dörfer verstädtern,
- die Menschen verstädtern durch Fernsehen und Stadtarbeit,
- die Bindungen an die Heimat werden geringer durch die zunehmende Mobilität.

Heute zieht es die Bayerwälder in die Donaustädte, die tschechischen Böhmerwälder in die Moldaustädte. Und es bleibt die Frage: Wie sollen sie wieder zueinander kommen? Welche Wege gibt es zueinander? Das war das Thema und die Aufgabe.

Welche Lösungs-Wege haben wir versucht?

1991-1997: Entwicklung des ökologischen Landbaus

Die EU hat die Probleme des ländlichen Raumes und der östlichen Grenzländer nach der Wende erkannt und fördert die ländliche Entwicklung (5b-, LEADER-Programm) und die grenzüberschreitende Zusammenarbeit (INTERREG-Programm).

Beide Programme nutzte ich von Anfang an. Bis 1997 führte ich 5b-Projekte für ökologischen Landbau in der Oberpfalz durch und pflegte im Auftrag des Landwirtschaftsministeriums Kontakte zum Ökologischen Landbau in Tschechien. 1992 organisierte ich die ersten Lehrfahrten für tschechische und bayerische Biobauern in das jeweils andere Land, in eine andere Welt, die uns staunen machte, die Situation allmählich verstehen ließ und uns menschlich näher brachte.

Es folgten grenzüberschreitende Besuche und Seminare für Ökolandbaustudenten (Landshut-Budweis 1993), Wissenschaftler (Freising-Budweis 1993) und Ökoverbände (1996). Im Jahr 1996 pilgerten wir zum Prager Landwirtschaftsministerium an die Moldau, wo Simon Ziegler, der an der TU Weihenstephan studierte und sich für den Ökolandbau engagierte, im Rahmen einer Diplomarbeit eine Konferenz für die bayerisch-tschechische Zusammenarbeit im Ökolandbau organisierte.

Ergebnis dieser Aktivitäten war nicht nur eine allmähliche Gewöhnung an eine frem-

de Kulturlandschaft und ein Vertrautwerden mit ihren Eigenarten, sondern auch eine Verbreitung der Ideen und Techniken des ökologischen Landbaus. Heute werden die Böhmerwaldhochlagen bereits überwiegend ökologisch bewirtschaftet.

1998-2001: Landschaftspflege durch extensive Landnutzung und Agrartourismus

Im Jahr 1998 wurde die Zusammenarbeit auf die Erhaltung alter Rassen und Sorten erweitert. Wir bestimmten die alten Obstsorten in Tschechien, im Vogtland und in Bayern, tauschten sie, stellten sie aus und versuchten sie zu vermarkten (Projekt Streuobst 2000). Die alte Landrasse des Grenzlandes (Rotvieh) wurde wieder aus wenigen Tieren in Tschechien rückgezüchtet und in Bayern eingebürgert. Auch der Zucht und weiteren Verbreitung der tschechischen Böhmerwaldschafe galt das Interesse.

In diesen Zusammenhängen lernte ich die Professorin Vlasta Kroupova kennen, die mir den Weg in den Böhmerwald eröffnete. Gemeinsam suchten wir nun Wege, die unterschiedlichen Kultur- und Naturlandschaften im Böhmerwald und Bayerischen Wald zu erhalten (Ziel des „Grünen Herz“ e.V.), die Menschen zueinander zu bringen und die Umwelt zu schützen.

1998 erfuhr ich, dass die EU solche Ziele auch in der Landwirtschaft über das INTERREG-Programm unterstützt und hierfür eine grenzüberschreitende Zusammenarbeit fordert. Gefördert werden sollten insbesondere

- der Informationsaustausch und die Landentwicklung,
- die Entwicklung der natürlichen und menschlichen endogenen Potentiale,
- die Verbesserung der Attraktivität für die Ansiedlung von Menschen und Betrieben und
- die Inwertsetzung der Kultur- und Naturlandschaft.

Dies entsprach genau unserer Vision einer europäischen Vereinigung über die deutsch-tschechische Grenze hinweg. Voraussetzungen für die erfolgreiche Umsetzung unserer Vorstellungen zu neuen grenzüberschreitenden Wegen im bayerisch-tschechischen Verhältnis waren die Gunst der Stunde und die Bereitschaft, aufeinander einzugehen.



Bild 2: Besuch von tschechischen Landwirten bei bayerischen Biobauern in Kötzing. Die Tschechen bewunderten die Vielseitigkeit, die Arbeitsfreude und die Existenzfähigkeit von kleinen bayerischen Familienbetrieben. (Kroupova, Plötz, Maly, 1999)



Bild 3: Besuch der Landwirtschaftsämter des Bayerischen Waldes und des Böhmerwaldes bei einem neu gegründeten privaten Böhmerwald-Betrieb auf einem ehemaligen Staatsgut in Strážny, (Kreis Prachatice) Die Existenzfähigkeit der großen Böhmerwaldbetriebe war auf unsicheren Pachtgrund gefährdet. (Vokal, Kroupova, Högele, 21.7.1999)



Bild 4: Treffen von Projektleitern an der Grenze in St. Katharina (Kreis Klatovy) zur Erschließung des Böhmerwaldes für einen grenzüberschreitenden Agrartourismus (Göndör, Maly 2000). Ein großes Potential liegt brach. Kooperation ist besser als Konkurrenz.

Als erstes schlug ich dem Bayerischen Landwirtschaftsministerium landwirtschaftliche INTERREG-Projekte vor, worauf ich zur Projektentwicklung beauftragt wurde. Dies hieß zunächst, die Landwirtschaft im bayerisch-tschechischen Grenzland in

chischen-österreichischen Vereins Grünes Herz Europas, Nationalpark Region Donau-Moldau e.V. der sich zum Ziel gesetzt hat die Landschaften und Lebensräume des Böhmerwald mit ihrer natürlichen und kulturellen Vielfalt zu bewahren und zu entwickeln.

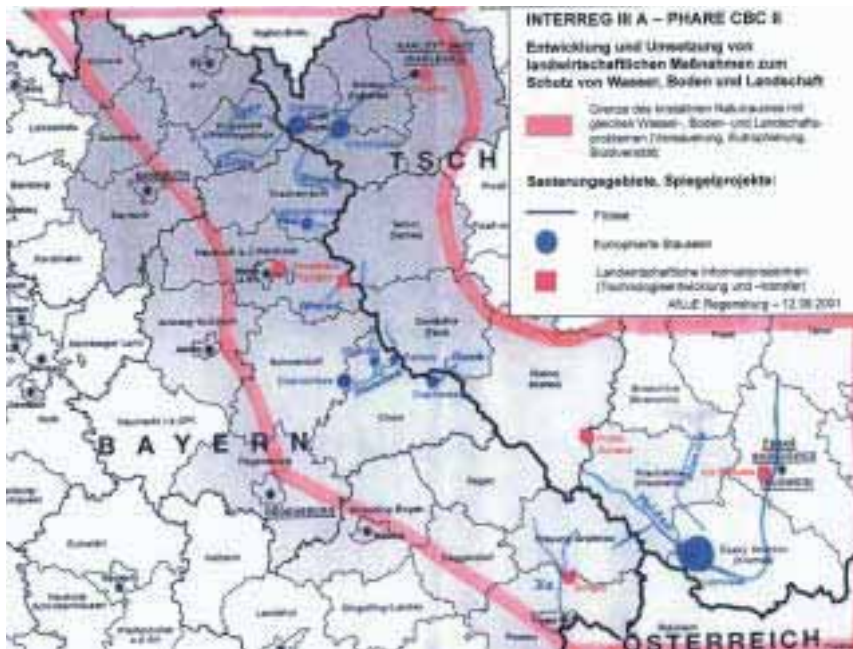


Bild 5: Arbeitsgebiet im bayerisch-tschechischen Grenzland für landwirtschaftliche Maßnahmen zum Schutz von Wasser, Boden und Landschaft

diese allgemeinen Zielprogramme einzubringen und damit auch die EU-Förderung zu sichern. Wir definierten als unsere Ziele:

- Erhalt und Gestaltung einer grenzüberschreitenden Agrarkultur,
- Erhaltung (Bayern) und Aufbau (Tschechien) von bäuerlichen Familienbetrieben,
- umweltverträgliche Landnutzung,
- Lobbyarbeit für eine höhere Förderung im Grenzland und
- Bildung von grenz- und fachüberschreitenden Kooperationen und Netzwerken.

Der frühere Mitarbeiter von Vizeminister Bartak, Thomas Zidek, der inzwischen außerhalb des tschechischen Landwirtschaftsministeriums den Aufbau des Öko-

logischen Landbaus in der CR organisiert hatte, war nun nach einem Regierungswechsel selbst Vizeminister geworden. Ich schrieb ihm einen Brief, gratulierte ihm, schlug ihm die Zusammenarbeit zur Entwicklung von agrarökologischen INTERREG-Projekten vor und pilgerte an die Moldau ins tschechische Landwirtschaftsministerium. Mein junger Bekannter und Geistesverwandter, der Vizeminister, saß in seinem Büro über der Moldau vor zwei Computern und sprach Englisch. Er ging in Brüssel ein und aus, kannte Europa, war aufgeschlossen und kooperativ. Auch er wollte Projekte entwickeln, entwickelte meine Ideen weiter und schickte seine Mitarbeiter, um die Kooperation voran zu bringen.



Bild 6: Grenzüberschreitender Gewässerschutz im Stadtwald Domazlice (Berg Cervkov im Trinkwasserschutzgebiet für die Stadt Waldmünchen). Der böhmische Wald wird hier bestens bewirtschaftet und das Trinkwasser für Bayern geschützt.

Wir bereiteten eine grenz- und fachübergreifende Kooperationsvereinbarung zum Schutz und zur Erhaltung der Landschaft, Natur und Gewässer durch umweltfreundliche Landnutzung im Grenzland vor, die nach zwei Konferenzen in Klattau im Juli 1999 deklariert wurde.

Um eine höhere Förderung für die Landwirtschaft im bayerischen Wald und im Böhmerwald zu erreichen, luden Vlasta Kroupova und ich die Landwirtschaftsämter des bayerischen Waldes und des Böhmerwaldes zu einer Besichtigung in den Böhmerwald ein. (Bild 3) Brachgefallenes Grünland, marode, riesige landwirtschaftliche Gebäude und verschuldete angesiedelte Familienbetriebe auf unsicherem Pachtgrund beeindruckten die Beamten der Landwirtschaftsämter Cham, Regen, Prachatitz, Klattau und Domazlice so sehr, dass sie eine grenzüberschreitende gemeinsame Erklärung für eine höhere Förderung der Grünlandnutzung, Investitionsförderung und Strukturentwicklung in den Hochlagen des Bayerischen und Böhmerwaldes abgaben.

Mit diesen frommen Wünschen pilgerten wir mit Vertretern des „Grünen Herz“ e.V., dem ehemaligen Leiter der höheren Naturschutzbehörde in Niederbayern, Rudolf Sturm, und dem Landschaftsexperten Alfred Ringle nach München zum Landwirtschaftsministerium. Unsere Wünsche wurden zwar höflich und interessiert zur Kenntnis genommen, jedoch nicht erhört. Wir mussten uns also selbst helfen und die EU-Programme nutzen, welche die Diversifizierung fördern.

Wenn es mit der Landwirtschaft im Bayerischen Wald schon nicht für eine landwirtschaftliche Vollerwerbsexistenz reicht, dann vielleicht mit Agrartourismus im Nebenerwerb? Meine Vision war ein grenzüberschreitender Agrartourismus und Pilgern nicht zu den falschen Göttern der Vietnamesenmärkte, Bordelle und Spielcasinos, sondern zu verfallenen und restaurierten Heiligtümern, Quellen, Felsen, Kirchen, Siedlungen, lokalen Wirtshäusern, geleitet von ausgebildeten Landschaftsführern oder einfach das Sich-Fortbewegen in der Natur zu Fuß, mit Skiern, zu Pferd oder mit Fahrrad, Pferdewagen oder notfalls auch motorisiert. Eine weitere Idee war das Wandern von Hof zu Hof oder wenigstens der Besuch von bayerischen und tschechischen Touristen in Bauernhöfen auf der jeweils anderen Seite der

Grenze. Dazu brauchte man Brotzeitstuben und Betten, die auch mit EU-Programmen gefördert werden konnten.

Ich lud also Landwirtschaftsämter, Förderstellen, Planer und Bauern für zwei mögliche Kooperationen ein, im Norden (Landkreise Cham, Domazlice, Klattau) und im Süden (Landkreise Regen, Freyung, Prachatitz). Des weiteren organisierten wir vier Busreisen für interessierte Landwirte ins jeweils andere Land. Die Busse waren voll, man pilgerte in ein unbekanntes Land und lernte sich kennen, baute Vorurteile ab und verlor die Angst voreinander. Zu einer Kooperation kam es jedoch nur in Einzelfällen und noch nicht als Netzwerk. Dazu waren offensichtlich die Strukturen, die Menschen und vor allem die Sprache noch zu unterschiedlich und die Zeit noch nicht reif.

Aber Kontakte sind geknüpft und die Möglichkeiten aufgezeigt. Man versteht sich besser und einige werden die Chancen einer grenzübergreifenden Zusammenarbeit nutzen. (Bild 4)

2002-2005: INTERREG-Projekte für umweltfreundliche Landnutzung

Für die grenzüberschreitende Zusammenarbeit können Behörden, Kommunen und Kooperationen von der EU unterstützt werden (Interreg-Programm). Daher gründeten wir weitere Kooperationen, nämlich zum einen eine Vereinbarung zur grenz- und fachüberschreitenden Zusammenarbeit zum Schutz von Wasser und Boden (2001), zum anderen eine Regionalkooperation Oberpfalz - Niederbayern - Kreis Pilsen (2001), in der ich die Arbeitsgruppe Landwirtschaft und ländliche Entwicklung leite.

Im Rahmen dieser Kooperation entwickelten wir für den landwirtschaftlichen Bereich zum Schutz der Natur und Kulturlandschaft mit dem Schwerpunkt Schutz der Gewässer, Quellen, Bäche, Flüsse und Seen in dem gewässerreichen Grenzland folgende landwirtschaftliche INTERREG IIIA-Projekte:

- Forschungsprojekt „Saubere Seen“ (Schwarzachtal, Chamtbal) (Bayerische Landesanstalt für Landwirtschaft, 2002-2005),
- Landnutzungskarten (im gesamten Grenzland) (Universität Regensburg und Universität Budweis, 2003),
- Beratung für wasser- und landschafts-

schützende Landnutzung (Landwirtschaftsämter, Landkreise Freyung-Grafenau, Regen, Cham, Tirschenreuth, Wunsiedel, 2003 – 2005),

- Verringerung der Nährstoffeinträge durch Erosion in den Drachensee (Universität Regensburg und tschechische Akademie der Wissenschaften, 2004-2005).

Das Ziel all dieser Bemühungen ist es, gemeinsam Verantwortung für die Naturgüter im Grenzland zu übernehmen, sie zu schützen und in gutem Zustand dem Nachbarn anzuvertrauen, die Naturlandschaft den Pflanzen und Tieren und die Kulturlandschaft den Touristen und Pilgern zu erhalten und für „grenzenloses“ gutes Wasser, reine Luft für gesunde Wälder, heile Landschaften und zufriedene Menschen zu sorgen.

Insbesondere die Flüsse und Bäche und ihre Täler sind die natürlichen Wege der Landschaft. Sie vernetzen Dörfer, Städte und Länder über die politischen Grenzen und die Bereiche Land- und Forstwirtschaft, Wasserwirtschaft und Naturschutz über die fachlichen Grenzen. Wasser ist im Bayerischen Wald und Böhmerwald heilig (viele Quellheiligtümer: z.B. „Heilbründl“, „dobra voda“ = Gutwasser), und die Bevölkerung hat dafür einen stärkeren Sinn als für den Artenschutz auf extensiv oder ungenutzten Flächen. Die Bauern mussten hier im Wald immer gegen die Natur und gegen die Wiederbewaldung kämpfen, um den armen Böden eine Ernte für die Ernährung der Familie abzurufen. Deswegen sah man hier in der Bodenmelioration eine große Kulturtat, was auch politisch gefördert und genutzt wurde (Reichsnährstand, Nachkriegszeiten). Der Schweiß, der dafür aufgewandt wurde, förderte die Bodenverbundenheit der Bevölkerung. Die Intensivierung der Landwirtschaft im Grenzland führte jedoch auch zu Umweltproblemen, wie Bodenerosion und die Eutrophierung der Gewässer.

Nun gehen wir den Weg von der Intensivierung der Landwirtschaft in den Berglagen wieder ein Stück weit zurück. Wir versuchen Fehler der Vergangenheit zu reparieren, das Wasser wieder in der Landschaft zurückzuhalten, rekultivieren ausgebaute Bäche, versuchen erosionsgefährdete Hänge, Wasserabflussmulden und hochwassergefährdete Täler zu begrünen und überdüngte Böden abzumagern.

Die dazu notwendige grenzüberschreitende und fachübergreifende Arbeit führte mich von der Landwirtschaft in die Welt der Psychologie (Diplomatie zwischen Bayern und Tschechien und verschiedenen Fachressorts), der Wissenschaft (Forschungsprojekte) und der EU – Bürokratie, und damit wieder auf den Boden der Tatsachen zurück.

Ich bin dem Bayerischen Landwirtschaftsministerium dabei sehr dankbar, dass ich in dieser Umbruchszeit vor unserer Haustüre kreative Entwicklungshilfe für Europa leisten durfte. Die zukünftigen Probleme des Grenzgebietes liegen trotz der zentralen Lage in Europa in der Erhaltung der Besiedelung des Raumes und der Erhaltung der Kulturlandschaft. Das Höfesterben geht weiter, die Landwirtschaft lohnt sich im Bergland nicht mehr und für die Landschaftspflege geht das Geld aus. Alles hängt an den Flächenprämien zur Weiterbewirtschaftung und den Menschen, die hier bleiben. Glücklicherweise sind die Bayerwäldler sehr bodenverbunden und tun auch Dinge, die sich nicht nur rentieren. Sie halten z.B. Pferde für den Pfingstritt oder die Leonardi-Wallfahrt, sie lassen Rinder um die Höfe weiden, damit sie nicht im Wald einwachsen und noch die Sonne und die Kirchtürme sehen, sie garteln, backen Brot, pressen Apfelsaft, obwohl es im Supermarkt billiger ist, und sie gehen wallfahren, auch wenn es mühsam ist.

Am 1. Mai 2004 haben wir den EU-Beitritt Tschechiens an jener Stelle im Böhmerwald gefeiert, wo 1990 der deutsche Außenminister Genscher und der tschechische Außenminister Dienstbier den Stacheldraht durchschnitten. Auch dies ist ein Kultort des 20. Jahrhunderts, an dem ein Wunder geschah, nur 20 km von und 50 Jahre nach Flossenbürg.

Sollten wir da nicht hoffnungsvoll in die Zukunft blicken – und uns für das Weitergehen bereithalten?

Machen wir uns auf den Weg!

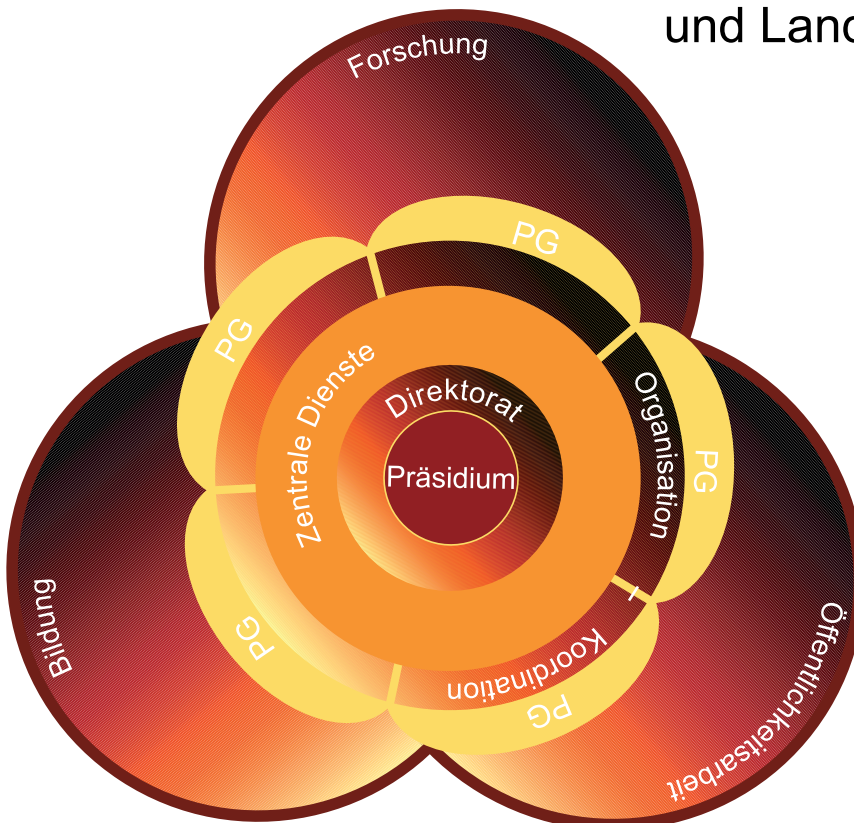
Anschrift des Verfassers:

Landw. Direktor Michael Maly
Amt für Landwirtschaft
und Forsten
Im Gewerbepark A 10
93059 Regensburg

Das Präsidium (gem. §§ 3-5 VO über die Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege i.d.F. vom 14.12.2000) tritt zweimal im Jahr zusammen, um die Grundzüge der Aktivitäten der ANL festzulegen. Es weist seit Januar 2006 folgende Zusammensetzung auf:

Mitglieder (9)	Stellvertreter (9)
Vorsitzender: Staatsminister Dr. Werner Schnappauf, MdL	Staatsekretär Dr. Otmar Bernhard, MdL
1 Vertreter der Kommunalen Spitzenverbände: BM Ferdinand Pfaffinger	LR Dr. Peter Seißer
2 Vertreter der anerkannten Naturschutzverbände: Hubert Weinzierl Ludwig Sothmann	Franz Speer Eric Imm
3 Vertreter der Wissenschaft: Prof. Dr. Felizitas Romeiß-Stracke Prof. Dr. Peter Poschlod Prof. Dr. Ulrike Pröbstl	Prof. Dr. Jörg Pfadenhauer Prof. Dr. Jürgen Heinze Prof. Dr. Achim Pöthke
1 Vertreter eines überregionalen Verbandes der Land und Forstwirtschaft: Walter Heidl	Lothar Gössinger
1 Persönlichkeit der Publizistik: Josef Rottenaicher	Gabi Toepsch

Organigramm der Bayerischen Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

**Direktorat (D)**

Direktor: Dr. Christoph Goppel
Vertretung: Peter Sturm

Bildung (B)

Leitung: Manfred Fuchs
Vertretung: Dr. Notker Mallach

Öffentlichkeitsarbeit (OE)

Leitung: Dr. Walter Joswig
Vertretung: Dr. Christoph Goppel

Forschung (F)

Leitung: Peter Sturm
Vertretung: Dr. Walter Joswig

Organisation - Koordination (OK)

Leitung: Dr. Werner d' Oleire-Oltmanns
Vertretung: Marianne Zimmermann

Zentrale Dienste (Z)

Leitung: Jürgen Maier
Vertretung: Marianne Zimmermann

Empfang	0 86 82/89 63-0		Nebenstelle		Nebenstelle
Direktor		Nebenstelle			
Dr. Christoph Goppel,		-28	Helminger Rosa, Arbeiterin	-21	Mallach Dr. Notker, Dipl.-Forstwirt,
Dipl.-Ing. Landespflege, Ltd. RD.			Heringer Dr. Josef, Dipl.-Gärtner,		Dipl.-Volkswirt, FOR
			Landschaftsarchitekt, RD (seit Febr. 05		Netz Hermann, techn. Ang.
			Altersteilzeit-Freistellungsphase)		Neugebauer Dr. Klaus, Dipl.-Biologe,
Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter			Herzog Reinhart, Dipl.-Ing. (FH)	-54	wiss.-Ang.
Auer Ludwig, Kraftfahrer		-19	Landespflege, Techn. Oberamtsrat		Pain Johannes, Dipl.-Ing. Landespflege,
Blümel Anton, Arbeiter		-38	(ab 16.03.06 Altersteilzeit-		wiss.-Ang.
Brüderl Christina, Verw.-Ang.		-23	Freistellungsphase)		Schauer Marlene, Verw.-Ang.
d'Oleire-Oltmanns Dr. Werner,		-55	Hogger Johann, Arbeiter	0170/3314906	Stettmer Dr. Christian,
Zoologe,			Huber Katharina, Verw.-Ang.	-52	Dipl.-Biologe, RR
Ehinger Josef, Verw.-Ang.		-33	Joswig Dr. Walter, Dipl.-Biologe, ORR	-53	Sturm Peter, Dipl.-Biologe, ORR
(ab 15.07.06 Altersteilzeit-			Kalb Annemarie, Verw.-Ang.	-52	Surrer Thekla, Verw.-Ang.
Freistellungsphase)			Köstler Evelin, Dipl.-Biologin, ORRin	-26	Tites Cecilia, wiss.-Ang.
Fuchs Manfred, Dipl.-Biologe, RD		-51	Lange Renate, Verw.-Ang.	-28	Wallner Renate, Verw.-Ang.
Hafner Anita, Verw.-Ang.		-20	Maier Annemarie, Verw.-Ang.	-46	Zimmermann Marianne,
Hartenboden Ute, Reg.-Hauptsekr.		-60	Maier Jürgen, RAR	-35	Dipl.-Verw.-Wirt(FH), Regierungsamtsfrau

In der ANL sind derzeit (Stand 1.2.2006) beschäftigt:

	Anzahl	davon in Teilzeit (ohne Altersteilzeit)	Frauen	Männer
Beamte insg.	12	4	3	9
davon h. D.	8	2	1	7
g. D.	3	1	1	2
m. D.	1	1	1	-
e. D.	-	-	-	-
Angestellte insg.	15	10	10	5
Arbeiter insg.	4	1	1	3
Summe	31	15	14	17

Anträge auf Altersteilzeit haben 3 Personen gestellt (2 Beamte, 1 Angestellter), wobei ein Mitarbeiter sich bereits in der Freistellungsphase der Altersteilzeit befindet und 2 Mitarbeiter sich im Blockmodell (Arbeitsphase) befinden.

Personen mit zeitlich befristeten Verträgen insgesamt: 3

ANL-Nachrichten · Anschriften der ANL

Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

Seethalerstraße 6 / 83410 Laufen

Postfach 12 61 / 83406 Laufen

Internet: <http://www.anl.bayern.de>

e-mail: Allgemein: poststelle@anl.bayern.de

Mitarbeiter: vorname.name@anl.bayern.de

Tel. 0 86 82 / 89 63 - 0

Fax 0 86 82 / 89 63 - 17 (Verwaltung)

Fax 0 86 82 / 89 63 - 16 (Fachbereiche)

Hotel – Restaurant – Bildungszentrum

Kapuzinerhof

Schlossplatz 4

83410 Laufen

Internet: <http://www.kapuzinerhof-laufen.de>

e-mail: Info@Kapuzinerhof-Laufen.de

Tel. 0 86 82 / 9 54 - 0

Fax 0 86 82 / 9 54 - 2 99

Empfehlenswerte Bücher/Buchbesprechungen

Tier- und Pflanzenarten

Bezzel, E.; I. Geiersberger, G. v. Lossow, R. Pfeifer (2005): **Brutvögel in Bayern**. Verbreitung 1996 bis 1999. Ulmer Verlag, Stuttgart.

In Fortsetzung der Reihe bayerischer Grundlagenwerke stellt der Atlas der Brutvögel Bayerns einen weiteren Meilenstein dar. Der gesamte Kenntnisstand über diese „Flaggschiff“-Tiergruppe liegt erstmals in kompakter und umfassender Bearbeitung vor. Nicht nur wegen der brillanten Abbildungen ein Muss für jeden, der sich mit dieser Tiergruppe beschäftigt.

Ingold, P., Hrsg. (2004): **Freizeitaktivitäten im Lebensraum der Alpentiere**. Konfliktbereiche zwischen Mensch und Tier. Haupt Verlag, Bern

Das Grundlagenwerk fasst den gegenwärtigen Kenntnisstand über Konflikte durch Störung von Alpentieren durch Freizeit- und Erholungsaktivitäten zusammen. Die Autoren legen dar, wie Probleme erkannt und zwischen den Interessengruppen einvernehmliche Lösungen erzielt werden können. Beispiele des schonenden Umgangs mit der Tierwelt werden präsentiert. Das Grundlagenwerk ist zugleich Ratgeber mit vielen praktischen Tipps und weit über die Alpen hinaus verwendbar.

Rothmalter, W. et al. (2005): **Exkursionsflora von Deutschland, Bd.2: Gefäßpflanzen, Grundband** 19. Aufl. Spektrum Akademischer Verlag.

Wer ein bewährtes Bestimmungsbuch für die Gefäßpflanzen sucht, der ist mit der Neuauflage des Grundbandes von Rothmalter gut bedient.

Biotopschutz/Landschaftspflege

Mit dem **Förderschwerpunkt „Offenland“** des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) wurde in den letzten Jahren zum Themenfeld **„Biotop- und Artenschutz/ Integrierte Naturschutzforschung“** eine Reihe von Projekten gefördert, die sich mit dem Rückzug der Landwirtschaft aus Grenzertragsstandorten und der Offenhaltung der freiwerdenden Flächen auseinandergesetzt haben. Besonders zu nennen sind folgende Publikationen:

Finck, P., Härdtle, W., Redecker, B. & U. Riecken (2004): **Weidelandschaften und Wildnisgebiete**. – Schriftenreihe für Landschaftspflege und Naturschutz 78: 1-539.

Die kurz gefassten Projekt-Abschlussberichte bieten die beste Übersicht über die Ergebnisse aller Offenland-Projekte.

Hampicke, U., Litterski, B. & W. Wichtmann (2005): **Ackerlandschaften**. – Springer. Berlin, Heidelberg, 311 S.

Dieses Buch fasst die Ergebnisse des Projektes „Erhaltung von offenen Ackerlandschaften auf ertragsschwachen Standorten durch extensive Bodennutzung“ zusammen. Darin wurden Sandäcker in Mecklenburg-Vorpommern untersucht. Ein bemerkenswerter Schwerpunkt in diesem Werk stellen Akzeptanzuntersuchungen bei der Bevölkerung sowie die ökonomische und förderpolitische Analyse des Schutzes von Sandäckern dar.

Neugebauer, K.R., Beinlich, B. & P. Poschod (2005): **Schweine in der Landschaftspflege – Geschichte, Ökologie, Praxis**. – NNA-Berichte 18/2: im Druck.

Dieser Themenband beleuchtet die extensive Freilandhaltung von Schweinen, eine historisch weit verbreitete Haltungsform mit großer Auswirkung auf die Landschaft. Es werden die heutigen Möglichkeiten für den Einsatz von Schweinen in der Landschaftspflege geprüft. Die Projektgebiete umfassen Untersuchungsgebiete an der Elbe (Aue), im Weserbergland (Niedermoor, Ackerbrachen auf Muschelkalk und mesophiles Grünland) und auf der Schwäbischen Alb (Bergwiesen).

Schwabe, A. & A. Kratochwil (2004): **Beweidung und Restitution als Chancen für den Naturschutz?** – NNA-Berichte 17/1: 1-237.

Die Ergebnisse des Projektes „Sand-Ökosysteme im Binnenland“ werden vorgestellt. Untersucht wurden Sandlebensräume in der Oberrheinebene bei Darmstadt und im Emsland bei Meppen. Zur Restitution einer extensiven Weidelandchaften wurden Schafe, Esel, Rinder und zeitweise auch Wollschweine eingesetzt.

Keienburg, T. & J. Prüter (2004): **Feuer und Beweidung als Instrumente zur Erhaltung magerer Offenlandschaften in Nordwestdeutschland**. – NNA-Berichte 17/2: 1-221.

Möglichkeiten des Heidemanagements auf Sand- und Hochmoorstandorten der Lüneburger Heide werden vorgestellt. Die Ergebnisse des gleichnamigen Forschungsprojektes legen einen besonderen Schwerpunkt auf Untersuchungen zur Nährstoffdynamik.

Anders, K., Mrzljak, J., Wallschläger, D. & G. Wiegand (2004): **Handbuch Offenlandmanagement**. – Springer. Berlin, Heidelberg, 320 S.

Offenland-Management auf ehemaligen und in Nutzung befindlichen Truppenübungsplätzen in Nordostdeutschlands stehen im Mittelpunkt dieser Publikation. Naturschutzfachliche Grundlagen und praktische Umsetzung in den Untersuchungsgebieten in Brandenburg und Sachsen werden dargestellt. Als Managementverfahren werden die Beweidung mit Haus- und Wildtieren, Mähen, Mulchen, mechanische Bodenfreilegung, kontrolliertes Brennen und die freie Sukzession behandelt. Sie sind in ihren Auswirkungen ökologisch, ökonomisch und soziologisch bewertet. Be-

merkenswert ist die Anwendung der Szenariemethode als interdisziplinäres Instrument, um die Auswirkung bestimmter gesellschaftspolitischer Rahmenbedingungen und Managementverfahren in die Zukunft zu projizieren.

Lederbogen, D., Rosenthal, G., Scholle, D., Trautner, J., Zimmermann, B. & G. Kaule (2004): **Allmendweiden in Südbayern: Naturschutz durch landwirtschaftliche Nutzung**. – Angewandte Landschaftsökologie. 62: 1-469.

Eine umfassende Dokumentation des traditionell großflächigen Weidesystemes der gemeinschaftlich organisierten Almendweiden in Südbayern (Landkreisen Weilheim/Schongau, Ostallgäu und Garmisch-Partenkirchen). Diese Flächen enthalten Kalkflachmoore, Regenmoore, Zwischenmoore, Schneeheide-Kiefernwälder und Halbtrockenrasen als naturschutzfachlich besonders wertvolle Lebensräume. Bemerkenswert ist in diesem Projekt die Entwicklung von sieben Management-szenarien für die nächsten 30 Jahre.

Walentowski, H., Ewald, J., Fischer, A., Kölling, C. & W. Türk (2004): **Handbuch der natürlichen Waldgesellschaften**. Geobotanica Verlag, Freising.

Ein auf geobotanischer Grundlage entwickelter Leitfaden für die Praxis in Naturschutz und Waldbau. Das Buch beschreibt die natürlichen Waldgesellschaften Bayerns in kurzen Steckbriefen. Für jede Waldgesellschaft wird über Verbreitung, Standort, Bodenvegetation, Baumarten, Naturschutz, Waldbau und Waldrandgestaltung informiert. Ein Farbleit-schema ermöglicht es dem Praktiker, in kürzester Zeit und zuverlässig die natürliche Waldgesellschaft und ihre individuelle Baumartenzusammensetzung für seinen Wald herzuleiten

Küster, H. und W. Volz (2005): **Natur wird Landschaft**. Klampen Verlag, Springe.

Der Mensch hat sich die Erde untertan gemacht: behutsam pflegend, aber auch rücksichtslos ausbeutend. Die Folgen der Aneignung der Natur sind uns aus dem Blickfeld geraten. Was wissen wir über die Entstehung unserer heimatlichen Landschaft? Dieses Buch gibt darauf Antwort. Es ist eine eindringliche, in Wort und Bild genaue Darstellung von Kulturlandschaften in Niedersachsen. Die Publikation schärft den Blick für das Erkennen und Vermitteln von Landschaften mit ihren Eigenheiten. Das Fazit der Autoren ist, Landschaft zu schützen, wo es möglich, und weiter zu entwickeln, wo es nötig ist.

Naturschutz und Landnutzung

Baier, H.; Erdmann, F.; Holz, R.; Waterstraat, A; Hrsg. (2006): **Freiraum und Naturschutz. Die Wirkungen von Störungen und Zerschneidungen in der Landschaft**. Springer Verlag, Berlin. 692 S.

Zum Problembereich Störung, Fragmentierung und Flächenverbrauch wird erstmals ein geschlossener Überblick vorgelegt. Anhand von Beispielen werden die Einflüsse von Störungen und in den einzelnen Wirkebenen wie

Verhalten, Habitatnutzung und Population erläutert. Konsequenzen für die Umwelt-, Landschaftsplanung, den Artenschutz und die Eingriffsregelung bieten auch dem Praktiker im Naturschutz eine wertvolle Hilfe.

Brickwedde, E. (Hrsg.), U. Fuellhaas, R. Stock, V. Wachendörfer und W. Wahmhoff, (2005): **Landnutzung im Wandel – Chancen oder Risiko für den Naturschutz**. Perspektiven zum Umweltschutz 41. Erich Schmidt Verlag, Berlin. 425 S.

Zukunftsfragen des Naturschutzes und die mit einem zu erwartenden Landnutzungswandel verbundenen Risiken und Chancen für den Naturschutz standen im Mittelpunkt der 10. Internationale Sommerakademie St. Marienthal. Das Buch versammelt die Beiträge renommierter Experten aus Wissenschaft, Landwirtschaft, Wirtschaft, den Verbänden sowie Naturschutzverwaltungen zur Thematik der Landnutzung, von Finanzierungs- und Organisationsmodellen, der Perspektive von Biomasse-Nutzung und Regionalentwicklung sowie aktueller Fallbeispiele verschiedener landwirtschaftlich genutzter Gebiete.

Güthler, W. und Oppermann, R. (2005): **Agrarumweltprogramme weiterentwickeln**. Naturschutz und Biologische Vielfalt 13. Landwirtschaftsverlag Münster-Hiltrup. 226 S.

Analyse erfolgreicher Ansätze zur Integration von mehr Arten- und Biotopschutz in den Förderprogrammen von Landwirtschaft und Naturschutz. Bausteine für eine Weiterentwicklung der Agrarumweltprogramme und des Vertragsnaturschutzes werden vorgestellt.


Plachter, H., U. Stachow und A. Werner (2005): **Methoden zur naturschutzfachlichen Konkretisierung der „Guten fachlichen Praxis“ in der Landwirtschaft**. Naturschutz und Biologische Vielfalt 7. Landwirtschaftsverlag Münster-Hiltrup. 330 S.

Methoden zur Ausgestaltung und Realisierung der guten fachlichen Praxis wurden von zwei renommierten Forschungsinstitutionen entwickelt. Mit den vorgeschlagenen Verfahren werden Möglichkeiten aufgezeigt, die Rahmenvorgaben des Bundesnaturschutzgesetzes §5 Absatz 4 standortgerecht und lokal umzusetzen.

Güthler, W.; R. Market; A. Häusler und M. Dolek (2005): **Vertragsnaturschutz im Wald. Bundesweite Bestandsaufnahme und Auswertung**. BfN-Skripten 146. Bundesamt für Naturschutz, Bonn.

Informationsgrundlage und Entscheidungshilfe für Vertragsnaturschutz im Wald. Sie basiert auf einer Analyse bisher in Deutschland durchgeführter Maßnahmen. Neben Vorschlägen zu einer konzeptionellen Weiterentwicklung werden konkrete Handlungsempfehlungen gegeben.

Neuerscheinung

der Bayerischen Akademie für
Naturschutz und Landschaftspflege 

Christian Stettmer · Markus Bräu · Patrick Gros · Otmar Wanninger

Die Tagfalter Bayerns und Österreichs

Unter besonderer Mitwirkung von:
Ralf Bolz, Gernot Embacher, Gabriel Hermann,
Horst Röttschke, Johannes Voith und Hans Bleicher

Taschenbuch im flexiblen Schutzumschlag
238 Seiten, davon 74 in Farbe

Der neue handliche Feldführer beschreibt insgesamt mehr als 200 Arten mit ihren Hauptbestimmungsmerkmalen, Habitaten, Larvalentwicklung, Flugzeit sowie Verbreitung und Gefährdung. Er deckt die bayerische und österreichische Tagfalterfauna einschließlich aller dort im alpinen Raum vorkommenden Arten ab. Besonderer Wert wird auf die Ansprache der Arten im Freiland gelegt – durch die Zusammenfassung ähnlicher Arten im Abschnitt „Bestimmungshilfen“ und die Hervorhebung der zur Art diagnose und -differenzierung wesentlichen Merkmale werden auch die schwierigen Gattungen erschlossen.



Ein Bestimmungsbuch nicht nur für versierte Ökologen, Biologen, Kartierer, Studenten sowie Naturschützer und Landschaftspfleger. Aufgrund der vielfältigen Bestimmungshilfen auch besonders geeignet für Einsteiger, Naturliebhaber und alle, die mehr über unsere Tagfalter wissen wollen.

Ein Buch von Praktikern
für Praktiker und solche,
die es werden wollen.

- Alle Arten mit ihren Unterscheidungsmerkmalen in Farbtafeln und Texttabellen.
- Angabe der Gefährdungsgrade gemäß der aktuellen Roten Listen Bayerns und Österreichs.



Verkaufspreis 22,- €

(bis 30. Juni 2006: Subskriptionspreis 16,- €)



Neues Beiheft zu den Berichten der ANL erschienen

Die wissenschaftlich präzise formulierte sowie gut gegliederte Arbeit des Würzburger Geographen Dr. Johannes Müller besticht auf den ersten Blick durch ca. 20 ganzseitige hervorragende Schwarz/weiß-Landschaftsfotos, die im exakten Bezug zum Text stehen und jeweils ausführlich beschrieben werden.

Besonders fundiert, interessant und wertvoll erscheint das Werk durch seine einleitenden Kapitel, in denen neben den natürlichen Einflussfaktoren Bodenerosion und Vegetationsdynamik die Flurformen, Bodennutzungssysteme sowie die Viehhaltung und Beweidungssysteme im historischen Wandel kenntnisreich geschildert werden, wobei Fachbegriffe wie z.B. Hufenfluren, zelgengebundene Dreifelderwirtschaft, Hut-, Trift- und Weiderechte im landschaftsprägenden Gesamtzusammenhang erläutert werden.

Während in einem allgemeinen Teil die Landschaftselemente (Strukturen, Biotope) nach der Entstehungsursache systematisch

abgehandelt werden, wird – als Kernstück des Heftes – das Mosaik extensiv genutzter Landschaftselemente an 8 Landschaftsausschnitten Frankens beispielhaft in seiner landschaftlichen Individualität vorgeführt.

Jedes Beispiel wird mit einer Kartierung der nutzungsbedingten Strukturen erfasst und zum anschaulichen Vergleich ein Luftbild mit identischem Ausschnitt gegenübergestellt sowie der entsprechende Ausschnitt auf einer Topographischen Karte (1:25000) gekennzeichnet.

Das vom Autor selbsterklärte Ziel, den Zusammenhang zwischen Pflegeproblematik und Nutzungsgeschichte für den Naturschutz aufzuzeigen, erscheint mehr als gelungen.

>> Inhaltsverzeichnis >> siehe ANL-Homepage: www.anl.bayern.de/publikationen

Beiheft zu den Berichten der ANL 13 (2004), 195 S., 6,50 €



Tagungsband zur „Beweidung“ erschienen!

Es wird diskutiert, wie Dynamikkonzepte als Prozessschutz (SCHERZINGER) und in der praktischen Landschaftspflege (EICHER) übernommen werden können. Besonders hervorzuheben ist der Beitrag von Frans VERA (Forstverwaltung der Niederlande). Er stellt das Konzept der potentiell natürlichen Vegetation mit ihrer Vorstellung vom geschlossenen Wald für Mitteleuropa in Frage und schlägt stattdessen ein Modell der zyklischen Vegetationsveränderung von Wald, Offenland und Buschland vor, die durch große Herbivoren gesteuert wird. Der Beitrag basiert auf einer kürzlich erschienenen Dissertation, deren solide und überzeugende Argumentationsführung nun erstmals auf Deutsch zusammengefasst ist.

In einer zweiten Tagung, die Eingang in den Band gefunden hat, wurde Pferdebeweidung als eine spezielle Art der „Dynamisierung von Lebensräumen“ thematisiert. Pferdebeweidung war lange Zeit im Naturschutz eher als Gefährdungsfaktor denn als Landschaftspflegemethode angesehen. Es berichten Projektleiter von ihren Erfahrungen in Pilotprojekten und den Ergebnissen wissenschaftli-

cher Begleituntersuchungen. Insbesondere werden die Fragen der Steuerbarkeit, des Weidemanagements, der Offenhaltung und der Wirkung von Störung auf verschiedene Artengruppen erörtert (BOLZ, DEMARTIN, KRANNICH, PREUSCHHOF, RÜTHER & VENNE, STROHWASSER, WAGNER). Hier ergeben sich große Chancen für zukünftige Kooperationen zwischen privaten Pferdehaltern und den Landschaftspflegeinstitutionen (DAHINTEN). Die überaus positive Öffentlichkeitswirkung ist dazu eine gute Voraussetzung (BROMISCH). Die Beiträge in diesem Band bieten eine Fülle von Anregungen für den Praktiker.

Zahlreiche Farbabbildungen von Pferden und anderen Weidetieren sowie gute Illustrationen der berührten Habitate und Arten machen die Lektüre zu einem kurzweiligen Erlebnis, das zu einem hervorragenden Preis-Leistungsverhältnis erhältlich ist. [KN]

>> Inhaltsverzeichnis >> siehe nächste Seite oben (Publikationsliste: „Inhalt der jüngsten Laufener Spezialbeiträge“)

Laufener Seminarbeiträge 1/05 (2005) (175 Seiten, mit zahlr. Farbfotos) 10,- €

Neue Hefte • Neuerscheinungen • Neue Hefte • Neuerscheinungen • Neue Hefte • Neuerscheinungen • Neue Hefte • Neuerscheinungen

Inhalte der jüngsten

Laufener Spezialbeiträge (LSB):

1/05 Bewahren durch Dynamik: Landschaftspflege durch extensive Beweidung

- NEUGEBAUER Klaus Rüdiger et al.: Bewahren durch Dynamik – neue Wege im Flächenmanagement. Zusammenfassung der Tagung vom 10. November 2004 in Regensburg
- PAIN Johannes: Zusammenfassung der Tagung „Pferdebeweidung in der Landschaftspflege“ vom 20. – 21. September 2004 in Erlangen

Dynamik und biologische Vielfalt

- SCHERZINGER Wolfgang: Klimax oder Katastrophen – kann die Dynamik naturgegebener Waldentwicklung zur Bewahrung der Biodiversität beitragen?
- VERA Frans: Dynamik durch große wildlebende Pflanzenfresser – eine Voraussetzung für biologische Vielfalt
- EICHER Martin: Landschaftspflege und dynamische Entwicklung in der Landschaft – ein unauflösbarer Widerspruch? Langzeitergebnisse von der Evaluierung bedrohter Arten
- KRANNICH Ralf: Das Hutewaldprojekt im Solling – Ein Baustein für eine neue Ära für Naturschutz und Landschaftsentwicklung
- METZNER Jürgen: Renaturierung von Fließgewässern – Können durch Re-Dynamisierung neue Primärhabitats entstehen?

Pferdebeweidung in der Landschaftspflege

- BOLZ Ralf: Auswirkungen der Pferdebeweidung auf naturschutzfachlich wertvolle Lebensräume – Faunistische Aspekte
- DEMARTIN Giorgio: Beweidung von Naturschutzflächen – Effekte auf Flora und Fauna am Beispiel des NSG „Gundelfinger Moos“
- WAGNER Florian: Die Rolle von Pferden in NATURA 2000-Gebieten
- DAHINTEN Barbara: Beweidung von kleinflächigen Landschaftspflegeflächen – Mobile Pferdebeweidung
- STROHWASSER Ralf: Erfahrungen mit Pferdebeweidung in vier verschiedenen Projekten des Bayerischen Alpenvorlandes
- RÜTHER Peter und VENNE Christian: Beweidung mit Senner Pferden auf trockenen Sand-Standorten – erste Ergebnisse
- PREIUSCHHOF Bertram: Adlerfarn oder Arnika? Beweidung mit Islandpferden im „Hühnerfeld“
- BROMISCH Wiebka: Beweidung durch Przewalski-Pferde im Naturschutzgebiet „Tennenloher Forst“

Schweinefreilandhaltung in der Landschaftspflege

- NEUGEBAUER Klaus Rüdiger, BEINLICH Burkhard und POSCH-LOD Peter: Welche Chancen bietet die Schweinefreilandhaltung als dynamische Form der Landschaftspflege und welche Hürden gibt es für die praktische Anwendung?

1/04 Landschaftspflege und länderübergreifende Umsetzung eines Biotopverbundes im Taubertal

- MURMANN-KRISTEN Luise: Einführung in die Thematik
- WOLF Reinhard: Das Taubertal zwischen Rothenburg o.d.T. und Bad Mergentheim – Natur, Landschaftsbild und Geschichte einer einmaligen Kulturlandschaft
- FETZ Rainer: Der Pflege- und Entwicklungsplan „Taubertal“
- SCHREIBER Karl-Friedrich: Offenhaltung von Landschaften – Wissenschaftliche Begleituntersuchungen auf Brachflächen mit unterschiedlichem Management in Baden-Württemberg
- KÖGEL Karin: Erfahrungen mit der praktischen Landschaftspflege im Taubertal
- WOLF Werner: Der Libellen-Schmetterlingshaft *Libellodes coccajus* im bayerischen Taubertal – Lebensraum, Ansprüche, Entwicklungsdaten
- HOLZWARTH Hartmut: Die touristische Entwicklung im Taubertal – welchen Einfluss hat die Landschaftspflege?
- WELZER Wolfram: Landschaftspflege im Taubertal – Resümee der Podiumsdiskussion

2/03 Erfassung und Beurteilung von Seen und deren Einzugsgebiet mit Methoden der Fernerkundung

- AMMER Ulrich: Einführung – Erfassung und Beurteilung von Seen und deren Einzugsgebiet mit Methoden der Fernerkundung

I. Welche Informationen zur Landnutzung benötigen Behörden und Kommunen zur Erfüllung der Auflagen von Programmen und Richtlinien nationaler und europäischer Art

- ARZET Klaus: Bedarf aus wasserwirtschaftlicher und naturschutzfachlicher Sicht
- RINTELEN Paul: Bedarf aus landwirtschaftlicher Sicht
- PRÖBSTL Ulrike: Bedarf aus der Sicht eines Planungsbüros

II. Welchen Beitrag kann die Fernerkundung heute leisten?

- SCHNEIDER Thomas und ZIMMERMANN Stefan: Allgemeine Einführung in das fernerkundliche Umfeld
- VENNEMANN Bernd: Förderaspekte im Erdbeobachtungsprogramm des Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt (DLR) (Präsentation in Stichworten)
- SCHMIEDER Klaus und WOTHON Annette: Einsatz von Fernerkundung im Rahmen aktueller Forschungsprojekte zur Ge-

wässer-ökologie an der Universität Hohenheim

- ANDRESEN Thorsten, MOTT Claudius, SCHNEIDER Thomas, ROGG Caroline und MELZER Arnulf: AQUATIC: Erfassung und Beurteilung von aquatischen und terrestrischen Feuchtgebieten mit sehr hoch auflösenden FE-Daten
- MOTT Claudius, ANDRESEN Thorsten, ROGG Caroline, SCHNEIDER Thomas und AMMER Ulrich: AQUATIC: Identifizierung und Monitoring von Landnutzungs-/Landoberflächen-Typen in einem multitemporalen/multisensoralen Ansatz

III. Die Rolle der Fernerkundung (FE) in einem integralen Monitoringkonzept auf Landschaftsebene

- HEEGE Thomas, HÄSE Clivia, BOGNER Anke und PINNEL Nicole: Physikalisch basierte Prozessierung multispektraler Fernerkundungsdaten von Binnengewässern
- GEGE Peter: Fernerkundung von Wasserinhaltsstoffen
- HOFFMANN Florian, ZIMMERMANN Stefan und MELZER Arnulf: Stofftransport-Modellierung zur Bestimmung der potentiellen Einträge aus dem Wassereinzugsgebiet
- KLUG Hermann und BLASCHKE Thomas: Erfassung und Beurteilung von Wassereinzugsgebieten auf Landschaftsebene mit GIS und Fernerkundung: Landschaftsstruktur als Indikator

1/03 Moorrenaturierung – Praxis und Erfolgskontrolle

Fachtagung „Moorrenaturierungspraxis – Echte Chance oder nur Kosmetik?“ am 3./4. Mai 2000

- SCHOPP-GUTH Armin und Christiane GUTH: Moorrenaturierung – Grundlagen und Anforderungen
- EIGNER Jürgen: Möglichkeiten und Grenzen der Renaturierung von Hochmooren
- MEIER Walter: Das Moorentwicklungs-konzept Bayern
- FRANKL Robert, Monika FETT und Hans SCHMIDL: Zur Vegetationsentwicklung in zwei naturnahen südbayerischen Hochmooren – Welche Konsequenzen lassen sich für die Renaturierungspraxis ableiten?
- KRISAI Robert: Moorrenaturierung in Österreich – Fallbeispiele
- KÜTTTEL Meinrad: Moorrenaturierung in der Schweiz – Rechtliche und administrative Anforderungen

Fachtagung „Erfolgskontrollen im Naturschutz: Moore“ am 21./22. November 2002

- HAAB Roland und Xaver JUTZ: Konsequenzen aus ersten Hochmoor-Regenerationsprojekten im Kanton Zürich: Konzeption und Umsetzung eines kantonalen Regenerations-Programmes
- WACHLUN Volker, Wilfried STARKE und Kornelis J. VEGELIN: Konzeption und erste Ergebnisse eines Monitoringprogramms im Anschluss an das Life-Projekt „Erhaltung und Wiederherstellung des Trebleletalmoores“ 1998-2002
- ZOLLNER Alois: Das Abflussgeschehen von unterschiedlich genutzten Hochmooreinzugsgebieten – untersucht bei Erfolgskontrollen im Rahmen der Moorrenaturierung der Bayerischen Staatsforstverwaltung
- BERNRIEDER Marika: Renaturierung von land- und forstwirtschaftlich genutzten Hoch- und Übergangsmoorflächen in Moosaurach
- ZEHLIUS-ECKERT Wolfgang, Hans SCHWAIGER und Armin BECKMANN: Monitoring und Erfolgskontrolle im Freisinger Moos
- BRAUN Wolfgang und Cornelia SIUDA: Auswirkungen des Gewässer-Anstaus in einem verheideften Hochmoor nach acht Jahren (Weidfliz, NSG Osterseen im Landkreis Weilheim-Schongau)
- PLEYL Elisabeth: Zentrum für Umwelt und Kultur: 10 Jahre Umsetzung von Naturschutzmaßnahmen und Erfolgskontrolle in den Loisach-Kochelsee-Mooren
- SORG Ulrich: Erste Erfolge für eine neue Nachhaltigkeit in Süddeutschlands größtem Niedermoor – Donaumoos
- QUINGER Burkhard: Empfehlungen zur Anwendung verschiedener Mahd-Managements zur Pflege der Streuwiesen im bayerischen Alpenvorland
- BRÄU Markus und Andreas NUNNER: Tierökologische Anforderungen an das Streuwiesen-Mahdmanagement mit kritischen Anmerkungen zur Effizienz der derzeitigen Pflegepraxis

2/02 Das Ende der Biodiversität?

Grundlagen zum Verständnis der Artenvielfalt und ihrer Bedeutung und der Maßnahmen, dem Aussterben entgegen zu wirken (5. Franz-Ruttner-Symposium)

- SIEBECK Hans Otto: Einführung: Globale Umweltgefährdung und dramatischer Rückgang der Artenvielfalt rütteln die Menschen auf – aus den Anfängen des Naturschutzes entsteht ein weltweites Aktionsprogramm zur Sicherung einer nachhaltigen Entwicklung
- STORCH Volker: Die Evolution der Vielfalt
- LINSENMAIR Karl Eduard: Die ökosystemare Bedeutung der Biodiversität
- POREMBSKI Stefan: Räumliche und zeitliche Muster der Diversität von Pflanzen
- BAUMGÄRTNER Stefan: Der ökonomische Wert der biologischen Vielfalt
- NACHTIGALL Werner: Bionik – Was ist das?
- NADER Werner: Chemische, biologische und bionische Prospektion: Neue Wege zum Schutz biologischer Vielfalt
- NAUMANN Clas: Ohne die Erhaltung der Biodiversität keine erneuerbaren Ressourcen!
- JAX Kurt: Warum soll Biodiversität geschützt werden? Das Problem der Bewertung der Biodiversität aus umweltethischer Sicht

- HALLE Stefan: Biodiversität braucht Platz!
- PFADENHAUER Jörg: Landnutzung und Biodiversität – Beispiele aus Mitteleuropa
- SCHUMACHER Wolfgang: Was will der Naturschutz und was sind die Leistungen der Landwirtschaft für Naturschutz und Landschaftspflege?
- SIEBECK Hans Otto: Auf dem Weg zu einem Biotopverbund. Untersuchungen – Fakten – Probleme – Empfehlungen

Inhalte der „Berichte der ANL“:

Heft 28 (2004)

Grundsatzfragen und Seminarthemen:

- KONOLD Werner: Traditionen und Trends im Naturschutz
- Biodiversität als umweltpolitische Herausforderung (ANL-Fachtagung am 27. Januar 2004 in Erding)*
- WEINZIERL Hubert: Biodiversität – eine politisch-gesellschaftliche Herausforderung
- HABER Wolfgang: Über den Umgang mit Biodiversität
- Dorfökologie (Vorträge aus ANL-Veranstaltungen)*
- BERNADOTTE Gräfin Sonja: Dorf und Siedlung als Spielraum
- SCHÄFER Norbert und Birgitta GOLDSCHMIDT: Spielleitplanung: Neue Wege der Spielraumschaffung

Elemente der Kulturlandschaft

- SCHMITT Felix: Hecken – Zur Evolution von „Kultur“
- HERINGER Josef: Terrassen – ein besonderes Kulturerbe

Forschungsarbeiten:

- FALTER Reinhard: Alwin Seifert (1890-1972). Die Biographie des Naturschutz im 20. Jahrhundert
- BAUER Johannes, Bruno KIFINGER und Reinhold LEHMANN: Langzeituntersuchungen zur Gewässerversauerung an der oberen Waldnaab/Oberpfälzer Wald (Bayern)
- REBHAN Herbert und Ulrike LOKIES: Die Situation oberfränkischer Karpenteiche aus der Sicht des Naturschutzes nach 2 Jahrzehnten

Sonstige Beiträge:

- WEHLEN Corinna (für Kohtes Klewes Bonn GmbH): Ratgeber für das Texten in der PR-Redaktion (von der Kohtes Klewes Bonn GmbH genehmigter Abdruck)

ANL-Nachrichten:

- Die neuen ANL-Werbekarten
- Personalien (Mitglieder des Präsidiums, ANL-Personalstand)
- Jahresrückblick
- Mitwirkung der ANL-Crew bei anderen Veranstaltungen
- Forschung an der ANL
- Ökologische Lehr- und Forschungsstation der ANL in Straß: Junge Gefangene erzielen großen Naturschutzserfolg
- Bibliothek der ANL (Neuzugänge empfehlenswerter Bücher 2004)
- Publikationen – Neuerscheinungen – Publikationsliste

Heft 27 (2003)

Grundsatzfragen und Seminarthemen:

- FALTER Reinhard: Was nutzt die Naturethik dem Naturschutz? *Die EU – Wasser-Rahmen-Richtlinie (WRRL) und ihre Auswirkungen auf den Naturschutz (ANL-Fachtagung am 22. Januar 2003 in Erding)*
- SCHNAPPAUF Werner: Grundsatzreferat des Staatsministers zur Thematik
- WAHLIUS Werner: Die Europäische Wasserrahmenrichtlinie – eine Herausforderung für die Wasserwirtschaft in Bayer
- SCHMID Werner: Die EU – Wasserrahmenrichtlinie (WRRL) und ihre Schnittstellen zu den Kommunen
- WEINZIERL Hubert: Die EU – Wasserrahmenrichtlinie (WRRL) und ihre Auswirkungen auf den Naturschutz

Elemente der Kulturlandschaft

- KUFNER Daniel: Zaunkultur – eine künstlerische Bestandsaufnahme

Erfolgreiche Umsetzung von Naturschutzzielen (Marketing/Akzeptanz/Partizipation)

- Vorträge von verschiedenen ANL – Veranstaltungen*
- EMDE Franz August: Marketing für den Naturschutz
- FEIGE Irmela: Management für Akzeptanz – Welche Instrumente werden für kooperative Naturschutzprojekte gebraucht?
- SCHEITLER Caroline: Presse- und Öffentlichkeitsarbeit in Nationalparks
- SACHTELEBEN Jens: Akzeptanz und Erfolg in Naturschutzprojekten – Erfahrungen bei der Umsetzung von Projekten im BayernNetzNatur
- MEYER-OLDENBURG Torsten: Partizipation als Säule der Nachhaltigkeit? Ein Plädoyer für eine Umweltplanung mit hoher Akzeptanz

Forschungsarbeiten:

- UTSCHICK Hans und HELFER Wolfgang: Vergleichende ökologische Untersuchungen mittelschwäbischer Pilzzönosen in Wäldern unterschiedlicher Naturnähe

ANL-Nachrichten:

- Mitglieder des Präsidiums / Personal der ANL
- Publikationen – Neuerscheinungen – Publikationsliste

Berichte der ANL

Die seit 1977 jährlich erscheinenden Berichte der ANL enthalten Originalarbeiten, wissenschaftliche Kurzmittelungen und Bekanntmachungen zu zentralen Naturschutzproblemen und damit in Zusammenhang stehenden Fachgebieten.

	€
Heft 1-4 (1979)	(vergriffen)
Heft 5 (1981)	11,50
Heft 6 (1982)	17,50
Heft 7 (1983)	14,-
Heft 8 (1984)	20,-
Heft 9 (1985)	12,50
Heft 10 (1986)	20,50
Heft 11 (1987)	(vergriffen)
Heft 12 (1988)	(vergriffen)
Heft 13 (1989)	(vergriffen)
Heft 14 (1990)	19,50
Heft 15 (1991)	20,-
Heft 16 (1992)	19,50
Heft 17 (1993)	19,-
Heft 18 (1994)	17,50
Heft 19 (1995)	20,-
Heft 20 (1996)	18,-
Heft 21 (1997)	16,50
Heft 22 (1998)	11,-
Heft 23 (1999) Schwerpunkt: Biotopverbund	9,-
Heft 24 (2000) Schwerpunkt: Regionale Indikatorarten	7,-
Heft 25 (2001) 25 Jahre ANL „Wir und die Natur – Naturverständnis im Strom der Zeit“	6,-
Heft 26 (2002) Schwerpunkt: Allmende	8,-
Heft 27 (2003)	7,50
Heft 28 (2004)	7,50
Heft 29 (2005)	7,50
Jahrg. 30 (2006)	(in Vorbereitung)

Beihefte zu den Berichten

Beihefte erschienen bis 2004 in unregelmäßiger Folge und beinhalten die Bearbeitung eines Themenbereichs.

Die Beihefte 1 bis 4 sowie 6 sind vergriffen

Beiheft 5

ENGELHARDT W., OBERGRUBER R. und J REICHHOLF (1985): Lebensbedingungen des europäischen Feldhasen (*Lepus europaeus*) in der Kulturlandschaft und ihre Wirkungen auf Physiologie und Verhalten. 14,50

Beiheft 7

FOECKLER Francis (1990): Charakterisierung und Bewertung von Augewässern des Donaaraumes Straubing durch Wassermolluskengesellschaften. 149 S., 58 Verbreitungskärtchen, zahlr. Tab. u. Graphiken, 13 Farbfotos. 14,-

Beiheft 8

PASSARGE Harro (1991): Avizönosen in Mitteleuropa. 128 S., 15 Verbreitungskarten, 38 Tab., Register der Arten und Zönosen. 9,-

Beiheft 9

KÖSTLER Evelin und Bärbel KROGOLL (1991): Auswirkungen von anthropogenen Nutzungen im Bergland – Zum Einfluss der Schafbeweidung (Eine Literaturstudie). 74 S., 10 Abb., 32 Tab. 6,-

Beiheft 10

Bibliographie 1977-1990: Veröffentlichungen der Bayerischen Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege. 294 S. kostenfrei

Beiheft 11

CONRAD-BRAUNER Michaela (1994): Naturnahe Vegetation im Naturschutzgebiet „Unterer Inn“ und seiner Umgebung – Eine vegetationskundlich-ökologische Studie zu den Folgen des Staufstufenbaus 175 S., zahlr. Abb. u. Karten. 22,50

Beiheft 12

Festschrift zum 70. Geburtstag von Prof. Dr. Dr. h.c. Wolfgang Haber (1995). 194 S., 82 Fotos, 44 Abb., 5 Farbkarten (davon 3 Faltkart.), 5 Veg.-tab. 12,-

Beiheft 13

MÜLLER Johannes (2004): Extensiv genutzte Elemente der Kulturlandschaft. Entstehung von Strukturen und Biotopen im Kontext von Agrar-Ökosystem und Nutzungswandel am Beispiel Frankens. 195 S., 20 ganzseitige SW-Landschaftsfotos 6,50

Neuerscheinung

Die Tagfalter Bayerns und Österreichs

Bestimmungsbuch
Autoren: Christian Stettmer, Markus Bräu, Patrick Gros, Otmar Wanninger
Taschenbuch im Flexiblen Schutzmuschlag
238 Seiten, davon 74 in Farbe
22,- €
(bis 30. Juni 2006: Subskriptionspreis 16,- €)

Landschaftspflegekonzept Bayern
(siehe auch CD-ROM) €

Bd. I. Einführung	19,50
Bd. II.1 Kalkmagerrasen	Teil 1 23,- Teil 2 21,50
Bd. II.2 Dämme, Deiche und Eisenbahnstrecken	17,50
Bd. II.3 Bodensaure Magerrasen	20,-
Bd. II.4 Sandrasen	17,50
Bd. II.5 Streuobst (vergriffen)	
Bd. II.6 Feuchtwiesen (vergriffen)	
Bd. II.7 Teiche	14,-
Bd. II.8 Stehende Kleingewässer	18,-
Bd. II.9 Streuwiesen (vergriffen)	
Bd. II.10 Gräben (vergriffen)	
Bd. II.11 Agrotrope	Teil 1 18,- Teil 2 19,-
Bd. II.12 Hecken- und Feldgehölze	22,-
Bd. II.13 Nieder- und Mittelwälder	18,50
Bd. II.14 Einzelbäume und Baumgruppen	16,50
Bd. II.15 Geotope	19,50
Bd. II.16 Leitungstrassen	12,50
Bd. II.17 Steinbrüche (vergriffen)	
Bd. II.18 Kies-, Sand- und Tongruben	16,-
Bd. II.19 Bäche und Bachufer (vergriffen)	

60% Preisnachlass auf alle Hefte Landschaftspflegekonzept Bayern

Diaserien

Diaserie Nr.1 „Feuchtgebiete in Bayern“ 50 Kleinbildias mit Textheft	25,-
Diaserie Nr. 2 „Trockengebiete in Bayern“ 50 Kleinbildias mit Textheft	25,-
Diaserie Nr. 3 „Naturschutz im Garten“ 60 Dias mit Textheft und Begleitkassette	25,-

Werbung für Naturschutz

Herausgegeben vom „Förderverein der Bayerischen Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege“:

- Plakat „Der individuelle Outdoorsportler“ (Wolfsplakat) (+ Versandkosten) 2,50
- Mousepad „lebensnah – naturnah – NATURSCHUTZ“ (+ Versandkosten) 4,-
- Postkartensatz „lebensnah – naturnah – NATURSCHUTZ“ 1 Satz (= 7 Karten = 7 Themen) 2,-

Lehrhilfen

Handreichung zum Thema Naturschutz und Landschaftspflege (hrsg. in Zusammenarbeit mit dem Staatsinstitut für Schulpädagogik und Bildungsforschung, München, 1993) (kostenfrei)

Faltblätter (kostenfrei)

- **Blätter zur bayerischen Naturschutzgeschichte**
 - Bayerischer Landesausschuss für Naturpflege (1905-1936)
 - Persönlichkeiten im Naturschutz: Prof. Dr. Otto Kraus
Johann Rueß
Gabriel von Seidl
Alwin Seifert
- **Naturerlebnis – Ökostation Straß**
- **Feldflorareservat Laufen/Straß**
- **Schönramer Filz (Moorlehrpfad)**
- **Energiekonzept für das Bildungszentrum der ANL**

Broschüre „Landart – Natur pur“ (Einzelexempl. kostenfrei)

Informationen

Informationen 1
Die Akademie stellt sich vor
Faltblatt (in deutscher, englischer oder französischer Sprache) (kostenfrei)

CD-ROM €

- **Informationseinheit Naturschutz/„Informationen 4: Begriffe aus Ökologie, Landnutzung und Umweltschutz“** (vergriffen)
- **Landschaftspflegekonzept Bayern** (Gesamtwerk mit Suchfunktionen) 40,50
- **Umweltbildungseinrichtungen in Bayern (2002)** 5,- (incl. Versandkosten)

>> Preisnachlass auf die genannten Preise für

- Berichte der ANL
- Beihefte zu den Berichten
- Laufener Seminarbeiträge LSB
- Laufener Forschungsberichte LFB

>> älter als 4 Jahre: 50%
>> älter als 6 Jahre: 75%
>> älter als 10 Jahre: 100%

Bestellung:

Bitte hier und/oder auf der nächsten Seite ankreuzen oder Bestellkarte verwenden!

Ihre Adresse:

.....

.....

.....

.....

Datum, Unterschrift:

.....

Fax 08682/8963-17
Adresse siehe umseitig!

Preise

Laufener Seminarbeiträge

Laufener Forschungsberichte

Preise

Laufener Spezialbeiträge (LSB)

Zu ausgewählten Seminaren werden Tagungsberichte erstellt. In den jeweiligen Tagungsberichten sind die ungekürzten Vorträge eines Fach- bzw. wissenschaftlichen Seminars abgedruckt.

Diese Tagungsberichte sind ab Heft 1/82 in „Laufener Seminarbeiträge“ umbenannt worden. Diese sind 2006 mit den „Laufener Forschungsberichten“ und den „Beiheften zu den Berichten der ANL“ zu einer Schriftenreihe mit dem Namen „Laufener Spezialbeiträge“ zusammengefasst worden.

	€
2/81 Theologie und Naturschutz	2,50
3/82 Bodennutzung und Naturschutz	4,-
6/82 Schutz von Trockenbiotopen – Buckelfluren	4,50
4/83 Erholung und Artenschutz	8,-
7/83 Ausgewählte Referate zum Artenschutz	7,-
2/84 Ökologie alpiner Seen	7,-
3/84 Die Region 8 - Westmittelfranken	7,50
7/84 Inselökologie – Anwendung in der Planung des ländlichen Raumes	8,-
2/85 Wasserbau – Entscheidung zwischen Natur und Korrektur	5,-
3/85 Die Zukunft der ostbayerischen Donaulandschaft	9,50
4/85 Naturschutz und Volksmusik	5,-
1/86 Seminarergebnisse der Jahre 81 - 85	3,50
2/86 Elemente der Steuerung und der Regulation in der Pelagialbiozönose	8,-
3/86 Die Rolle der Landschaftsschutzgebiete	6,-
4/86 Integrierter Pflanzenbau	6,50
5/86 Der Neuntöter – Vogel des Jahres 1985 Die Saatkrähe – Vogel des Jahres 1986	5,-
6/86 Freileitungen und Naturschutz	8,50
7/86 Bodenökologie	8,50
9/86 Leistungen und Engagement von Privatpersonen im Naturschutz	2,50
10/86 Biotopverbund in der Landschaft	11,50
1/87 Die Rechtspflicht zur Wiedergutmachung ökologischer Schäden	6,-
2/87 Strategien einer erfolgreichen Naturschutzpolitik	6,-
4/87 Naturschutz braucht Wertmaßstäbe	5,-
5/87 Die Region 7 – Industrieregion Mittelfranken	5,50
1/88 Landschaftspflege als Aufgabe der Landwirte und Landschaftsgärtner	5,-
3/88 Wirkungen von UV-B-Strahlung auf Pflanzen und Tiere	6,50
1/89 Greifvogelschutz	6,50
2/89 Ringvorlesung Naturschutz	7,50
3/89 Das Braunkehlchen – Vogel des Jahres 1987 Der Wendehals – Vogel des Jahres 1988	5,-
4/89 Hat die Natur ein Eigenrecht auf Existenz?	5,-
1/90 Einsatzmöglichkeiten der Fernerkundung in der Landschaftsökologie	3,-
3/90 Naturschutzorientierte ökologische Forschung in der BRD	5,50
4/90 Auswirkungen der Gewässerversauerung	6,50
5/90 Aufgaben und Umsetzung des landschaftspflegerischen Begleitplanes	3,-
6/90 Inhalte und Umsetzung der Umweltverträglichkeitsprüfung (UVP)	3,-
1/91 Umwelt/Mitwelt/Schöpfung – Kirchen und Naturschutz	5,50
3/91 Artenschutz im Alpenraum	11,50
4/91 Erhaltung und Entwicklung von Flussauen in Europa	10,50
5/91 Mosaik-Zyklus-Konzept der Ökosysteme und seine Bedeutung für den Naturschutz	4,50
6/91 Länderübergreifende Zusammenarbeit im Naturschutz (Begegnung von Naturschutzfachleuten aus Bayern und der Tschechischen Republik)	8,50
7/91 Ökologische Dauerbeobachtung im Naturschutz	7,-
1/92 Ökologische Bilanz von Stauräumen	7,50
3/92 Naturschonender Bildungs- und Erlebnistourismus	8,-
4/92 Beiträge zu Natur- und Heimatschutz	10,50
5/92 Freilandmuseen – Kulturlandschaft – Naturschutz	7,50
1/94 Dorfökologie – Gebäude – Friedhöfe – Dorfbränder, sowie ein Vorschlag zur Dorfbiotopkartierung	12,50

	€
2/94 Naturschutz in Ballungsräumen	8,-
3/94 Wasserkraft – mit oder gegen die Natur	9,50
4/94 Leitbilder Umweltqualitätsziele, Umweltstandards	11,-
1/95 Ökosponsoring – Werbestrategie oder Selbstverpflichtung?	7,50
2/95 Bestandsregulierung und Naturschutz	8,-
3/95 Dynamik als ökologischer Faktor	7,50
4/95 Vision Landschaft 2020	12,-
2/96 Naturschutzrechtliche Eingriffsregelung – Praxis und Perspektiven	11,-
3/96 Biologische Fachbeiträge in der Umweltplanung	12,-
4/96 GIS in Naturschutz und Landschaftspflege	7,50
6/96 Landschaftsplanung – Quo Vadis? Standortbestimmung und Perspektiven gemeindlicher Landschaftsplanung	9,-
2/97 Die Kunst des Luxurierens	9,50
3/97 3. Franz-Ruttner-Symposium: Unbeabsichtigte und gezielte Eingriffe in aquatische Lebensgemeinschaften	7,-
4/97 Die Isar – Problemfluss oder Lösungsmodell?	10,-
5/97 UVP auf dem Prüfstand	9,50
1/98 Umweltökonomische Gesamtrechnung	6,50
2/98 Schutz der Genetischen Vielfalt	7,50
3/98 Deutscher und Bayerischer Landschaftspflegeitag 1997	7,-
4/98 Naturschutz und Landwirtschaft – Quo vadis?	6,50
5/98 Schutzgut Boden	9,50
6/98 Neue Aspekte der Moornutzung	11,50
7/98 Lehr-, Lern- und Erlebnisfunde im Naturschutz	8,50
8/98 Zielarten, Leitarten, Indikatorarten	14,-
9/98 Alpinismus und Naturschutz: Ursprung – Gegenwart – Zukunft	8,50
1/99 Ausgleich und Ersatz	9,50
2/99 Schön wild sollte es sein	9,-
3/99 Tourismus grenzüberschreitend: Naturschutzgebiete Ammergebirge – Außerfern – Lechtaler Alpen	6,-
4/99 Lebensraum Fließgewässer – Charakterisierung, Bewertung und Nutzung (4. Franz-Ruttner-Symposium)	9,50
5/99 Natur- und Kulturraum Inn/Salzach	7,50
6/99 Wintersport und Naturschutz	8,-
1/00 Natur – Welt der Sinnbilder	7,-
2/00 Zerschneidung als ökologischer Faktor	8,50
3/00 Aussterben als ökologisches Phänomen	8,-
4/00 Bukolien – Weidelandschaft als Natur- und Kulturerbe	9,50
1/01 Störungsökologie	7,50
2/01 Wassersport und Naturschutz	6,-
3/01 Flusslandschaften im Wandel: Veränderung und weitere Entwicklung von Wildflusslandschaften am Beispiel des alpenbürtigen Lechs und der Isar	6,-
1/02 Beweidung in Feuchtgebieten	7,-
2/02 Das Ende der Biodiversität? Grundlagen zum Verständnis der Artenvielfalt (5. Franz-Ruttner-Symposium)	8,-
1/03 Moorrenaturierung	8,50
2/03 Erfassung und Beurteilung von Seen und deren Einzugsgebiet mit Methoden der Fernerkundung	8,50
1/04 Landschaftspflege und länderübergreifende Umsetzung eines Biotopverbundes im Taubertal	10,-
1/05 Bewahren durch Dynamik: Landschaftspflege durch extensive Beweidung	10,-
In Vorbereitung:	
1/06 100 Jahre kooperativer Naturschutz in Bayern	
2/06 Verträglichkeitsprüfung in Natura 2000-Gebieten – Bestimmungsbuch Tagfalter	
Laufener Forschungsberichte (LFB)	
Forschungsbericht 1	
JANSEN Antje (1994): Nährstoffökologische Untersuchungen an Pflanzenarten und Pflanzengemeinschaften von voralpinen Kalkmagerrasen und Streuwiesen unter besonderer Berücksichtigung naturschutzrelevanter Vegetationsänderungen	10,-
Forschungsbericht 2	
(versch. Autoren) (1996): Das Haarmoo – Forschungsergebnisse zum Schutz eines Wiesenbrüteregebietes	12,-

	€
Forschungsbericht 3	
HÖLZEL Norbert (1996): Schneeheide-Kiefernwälder in den mittleren Nördlichen Kalkalpen	11,50
Forschungsbericht 4	
HAGEN Thomas (1996): Vegetationsveränderungen in Kalkmagerrasen des Fränkischen Jura; Untersuchung langfristiger Bestandsveränderungen als Reaktion auf Nutzungsumstellung und Stickstoff-Deposition	10,50
Forschungsbericht 5	
LOHMANN Michael und Michael VOGEL (1997): Die bayerischen Ramsargebiete – Eine kritische Bestandsaufnahme der Bayerischen Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege	7,-
Forschungsbericht 6	
WESSELY Helga und Rudi SCHNEEBERGER (1999): Outdoorsport und Naturschutz (Motivationsanalyse von Outdoorsportlern)	8,50
Forschungsbericht 7	
BADURA Marianne und Georgia BUCHMEIER (2001): Der Abtsee. Forschungsergebnisse der Jahre 1990-2000 zum Schutz und zur Entwicklung eines nordalpinen Stillgewässers	4,50
Forschungsbericht 8	
Die Ökologische Lehr- und Forschungsstation Straß. Forschungsergebnisse (2003) (<i>auch als CD erhältlich</i>)	10,-

>> Preisnachlass auf die genannten Preise für

- Berichte der ANL
- Beihefte zu den Berichten
- Laufener Seminarbeiträge LSB
- Laufener Forschungsberichte LFB

>> älter als 4 Jahre: 50%
>> älter als 6 Jahre: 75%
>> älter als 10 Jahre: 100%

Bestellung:

Bitte hier und/oder auf der vorherigen Seite ankreuzen oder Bestellkarte verwenden!

Ihre Adresse:

.....

.....

.....

Datum, Unterschrift:

.....

Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege
Postfach 1261
83406 Laufen/Salzach
Tel. 0 86 82/89 63-32
Fax 0 86 82/89 63-17
e-mail: bestellung@anl.bayern.de
www.anl.bayern.de

1. BESTELLUNGEN
 Bitte den Bestellungen kein Bargeld, keine Schecks und keine Briefmarken beifügen; Rechnung liegt der Lieferung bei. Der Versand erfolgt auf Kosten und Gefahr des Bestellers. Beanstandungen wegen unrichtiger oder unvollständiger Lieferung können innerhalb von 14 Tagen nach Empfang der Sendung berücksichtigt werden.

2. PREISE UND ZAHLUNGSBEDINGUNGEN
 Die Kosten für die Verpackung und Porto werden in Rechnung gestellt. Die Rechnungsbeträge sind spätestens zu dem in der Rechnung genannten Termin fällig. Die Zahlung kann nur anerkannt werden, wenn sie auf das in der Rechnung genannte Konto der Staatsoberkasse München unter Nennung des mitgeteilten Buchungskennzeichens erfolgt. Es wird empfohlen, die der Lieferung beigefügten und vorbereiteten Einzahlungsbelege zu verwenden. Bei Zahlungsverzug werden Mahnkosten erhoben und es können ggf. Verzugszinsen berechnet werden. Erfüllungsort und Gerichtsstand für beide Teile ist München. Bis zur endgültigen Vertragserfüllung behält sich die ANL das Eigentumsrecht an den gelieferten Veröffentlichungen vor.

Einsendungen von Beiträgen (in deutscher Sprache) aus dem Bereich Naturschutz und Landschaftspflege sind willkommen.

Es werden nur bisher unveröffentlichte Beiträge zur Publikation angenommen. Der Autor/die Autorin versichert mit der Einreichung seines/ihrer Typoskripts, dass der Beitrag nicht bereits anderweitig erschienen ist. Der Autor versichert ferner, dass sein Beitrag und das von ihm/ihr zur Verfügung gestellte Bildmaterial usw. die Rechte Dritter nicht verletzt oder verletzen wird. Grundsätzlich sind für alle Bestandteile die Quellen anzugeben. Der Autor/die Autorin stellt den Verlag (ANL) insoweit von Ansprüchen Dritter frei. Im Einzelfall ist die eventuell notwendige Beschaffung des Copyrights mit der Schriftleitung schriftlich abzuklären.

Zur Einhaltung der gewünschten Formalien gibt es „Hinweise für Autoren/Richtlinien“, die bei der Redaktion angefordert werden können.

Mit der Einreichung des als „Druckreife Endfassung“ gekennzeichneten und mit der Adresse versehenen Typoskripts erklärt sich der Autor/die Autorin mit einer Veröffentlichung einverstanden. Die Redaktion der ANL behält sich vor, Bilder, Tabellen, Grafiken oder ähnliches in Einzelfällen nach zu bearbeiten und gegebenenfalls Textkürzungen und kleinere Korrekturen vorzunehmen.

Der Autor/die Autorin verpflichtet sich, ihren Beitrag keiner anderen Zeitschrift innerhalb von 2 Jahren ab Veröffentlichung an der ANL anzubieten oder dort in identischer oder ähnlicher Form zu veröffentlichen. Dieses gilt auch für die Veröffentlichung auf einer Homepage. Vor einer etwaigen Veröffentlichung ist die Genehmigung der ANL-Redaktion einzuholen.

Zum Urheber- und Verlagsrecht sowie bezüglich Zusendungen: siehe oben!

Impressum

Berichte der ANL

Zeitschrift für Naturschutz,
Pflege der Kulturlandschaft
und Nachhaltige Entwicklung
Heft 29 (2005)

ISSN 0344-6042 – ISBN 3-931175-78-2

Herausgeber:

Bayerische Akademie für Naturschutz
und Landschaftspflege (ANL)

Seethalerstr. 6

83406 Laufen a. d. Salzach

Telefon: 086 82/89 63-0

Telefax: 086 82/89 63-17 (Verwaltung)
086 82/89 63-16 (Fachbereiche)

E-Mail: poststelle@anl.bayern.de

Internet: <http://www.anl.bayern.de>

Die Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege ist eine dem Geschäftsbereich des Bayerischen Staatsministerium für Umwelt, Gesundheit und Verbraucherschutz zugeordnete Einrichtung.

Schriftleitung und Redaktion:

Dr. Notker Mallach, ANL

Fon: 086 82/89 63-58

Fax: 086 82/89 63-16

E-mail: Notker.Mallach@anl.bayern.de

Die Zeitschrift versteht sich als Fach- und Diskussionsforum. Für die Einzelbeiträge zeichnen die jeweiligen Autoren verantwortlich. Die mit dem Verfasseramen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung des Herausgebers bzw. des Schriftleiters wieder.

Redaktionsrat in der ANL:

Dr. Werner d'Oleire-Oltmanns, Manfred Fuchs, Dr. Christoph Goppel,
Dr. Walter Joswig, Dr. Klaus Neugebauer, Johannes Pain, Peter Sturm

Redaktionsbüro:

Dr. Notker Mallach; N.N.

Betreuung der englischen Textteile:

Dr. Klaus Neugebauer, ANL

Verlag: Eigenverlag

Herstellung:

Satz und Druck werden für jedes Heft gesondert ausgewiesen.

Für das vorliegende Heft gilt:

Satz: Hans Bleicher · Grafik · Layout · Bildbearbeitung,
83410 Laufen

Druck und Bindung: Oberholzner Druck KG, 83410 Laufen

Erscheinungsweise:

Einmal jährlich; ab Sommer 2006 zweimal als Halbjahreszeitschrift mit dem neuen Namen „ANLIEGEN NATUR“.

Urheber- und Verlagsrecht:

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge, Abbildungen und weiteren Bestandteile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung der ANL und der AutorInnen unzulässig.

Bezugsbedingungen/Preise:

Jedes Heft trägt eine eigene ISBN und ist zum jeweiligen Preis einzeln bei der ANL erhältlich: bestellung@anl.bayern.de. Über diese Adresse ist auch ein Abonnement (=Dauerbestellung) möglich.

Auskünfte über Bestellung und Versand: Thekla Surrer,

Tel. 086 82/89 63-32

Über Preise und Bezugsbedingungen im einzelnen: siehe Publikationsliste am Ende des Heftes.

Zusendungen und Mitteilungen:

Manuskripte, Rezensionsexemplare, Pressemitteilungen, Veranstaltungsankündigungen und -berichte sowie Informationsmaterial bitte nur an die Schriftleitung/Redaktion senden. Für unverlangt Eingereichtes wird keine Haftung übernommen und es besteht kein Anspruch auf Rücksendung. Wertsendungen (Bildmaterial) bitte nur nach vorheriger Absprache mit der Schriftleitung schicken.

Die Schriftleitung/Redaktion bittet darüber hinaus um Beachtung der Rubrik „Hinweise für Autoren – Manuskripthinweise“ am Ende des Heftes.